



Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtshlesischen Raume



Schlesisches Jahrbuch

9. Jahrgang

Schl. IV. 12. 9.

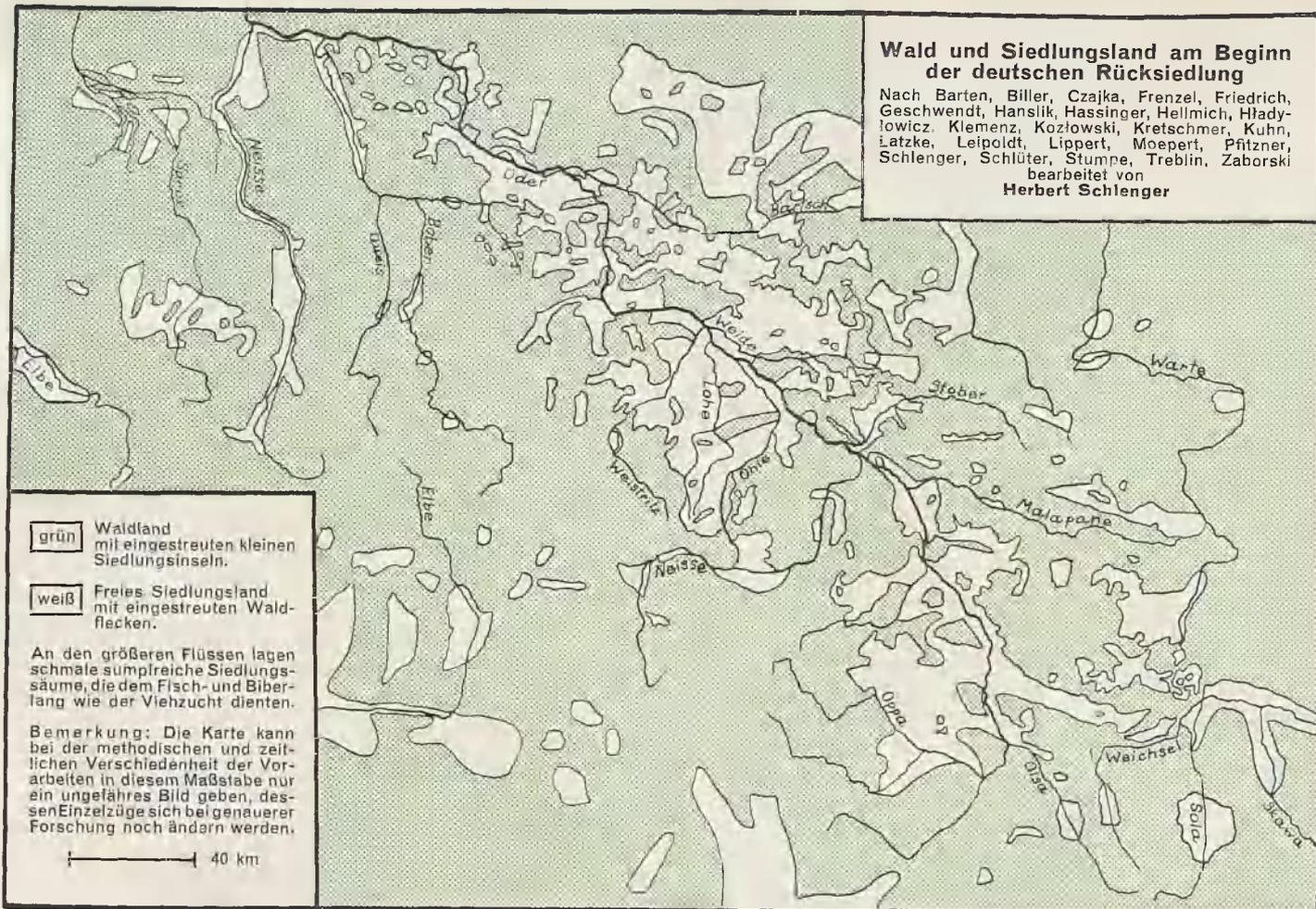
11248.

53



Wald und Siedlungsland am Beginn der deutschen Rück siedlung

Nach Barten, Biller, Czajka, Frenzel, Friedrich,
Geschwendt, Hanslik, Hassinger, Hellmich, Hlady-
łowicz, Klemenz, Kozłowski, Kretschmer, Kuhn,
Latzke, Leipoldt, Lippert, Moepert, Pfitzner,
Schlenger, Schlüter, Stumpe, Treblin, Zaborski
bearbeitet von
Herbert Schlenger



grün Waldland
mit eingestreuten kleinen
Siedlungsinseln.

weiß Freies Siedlungsland
mit eingestreuten Wald-
flecken.

An den größeren Flüssen lagen
schmale sumpfriche Siedlungs-
säume, die dem Fisch- und Biber-
fang wie der Viehzucht dienten.

Bemerkung: Die Karte kann
bei der methodischen und zeit-
lichen Verschiedenheit der Vor-
arbeiten in diesem Maßstabe nur
ein ungefähres Bild geben, des-
sen Einzelzüge sich bei genauerer
Forschung noch ändern werden.

40 km

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtchlesischen Raume

9. Jahrgang

Herausgegeben

vom

Arbeitskreis für gesamtchlesische Stammeskultur

Mit 9 Karten und 28 Abbildungen



1937

Verlag von Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1

53

W-366

SL 1 c 2

29894. 1936/37

II



15,00

X-87672
29894 II

9. Jg. (1937)

Alle Rechte, besonders das des Nachdrucks, der
 Radioübertragung und Übersetzung, vorbehalten
 Printed in Germany, Copyright 1937 by
 Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1
 Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Beiträge des Arbeitskreises	8

*

Dr. Schlenger-Breslau: Wald und Siedlungsflächen im gesamt-schleisischen Raum um 1200 (mit 1 Karte)	9
---	---

Univ.-Prof. Dr. Gierach-München: Die Besiedlung des Jeschken-Her-Gaues in Nordböhmen (mit 1 Karte)	21
---	----

Dr. Weinelt-Prag: Burgen und Siedlung in Sudetenschlesien (mit 10 Abb.)	33
--	----

Kühn-Breslau: Die wirtschaftliche Verbundenheit des Sudetenraumes von 1648 bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts	45
--	----

Dr. Petry-Breslau: Das Zipser Deutschtum in seinen kulturellen Beziehungen zu Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert (mit 4 Karten)	57
--	----

Prof. Dr. Maetschke-Breslau: Die Flurnamenforschung im gesamt-schleisischen Raume (mit 1 Karte)	75
--	----

Hellmann-Glogau: Sippengeschichtliche Zusammenhänge beiderseits der Sudeten	89
--	----

Dr. Rogmann-Breslau: Die Bevölkerungslage in Schlesien und im schleisischen Vorfeld	93
--	----

*

Dr. Doubek-Berlin: Der schleisische Siedlungs- und Sprachraum in Südbosien (mit 1 Karte)	113
---	-----

Dr. Weiser-Prag: Zur Mundart der Bielitzer Sprachinsel (mit 1 Karte)	121
---	-----

*

Dr. Thust-Breslau: Die schleisische Volkswaise	129
---	-----

Dr. Eva Schmidt-Breslau: Ernst Wilhelm Knippels Ansichten von Industriestätten in den Sudeten- ländern (mit 18 Abb.)	141
--	-----



Vorwort

Das „Schlesische Jahrbuch“ hat die Aufgabe, an Stelle der früheren „Schlesischen Kulturwochen“ die kulturelle Verbundenheit der Schlesier jenseits der Staatsgrenzen mit den Stammesgenossen im Deutschen Reiche in Vergangenheit und Gegenwart zu bekunden. Politische Erörterungen sind nach unseren Leitsätzen (S. 8) ausgeschlossen.

Der vorliegende 9. Band wird eröffnet mit einer Darstellung der gesamtschlesischen Urlandschaft. Wie auch sonst, wollen wir durch diesen ersten Versuch die Forschung zur Vertiefung und Erweiterung anregen und in dieser vorläufigen Form die Grundlage für landeskundliche Untersuchungen aller Art bieten. Die Geschichte der Besiedlung wird an einem einzelnen Gau durchgeführt, in einem anderen Gebiet enger begrenzt. Zwei Abhandlungen erörtern die wirtschaftliche Verbundenheit des Sudetenraumes, zwei weitere die Zusammenhänge beiderseits der Sudeten in Flurnamen und Sippengeschichte. Als Abschluß der geschichtlichen Entwicklung wird die Bevölkerungslage in dem gesamten Gebiet untersucht.

Zur Ergänzung der früheren Untersuchungen über die schlesische Mundart ist das Gebiet von Südpolen und die Bielitzer Sprachinsel behandelt.

Den Abschluß des diesjährigen Bandes bilden Aufsätze über schlesische Volkswesen und schlesische Kunst.

Bei der Fülle des Stoffes, der sich in den bisherigen Bänden des Schlesischen Jahrbuchs angesammelt hat, werden wir zur leichteren Auswertung im 10. Bande ein Sach- und Namenverzeichnis veröffentlichen und damit eine Übersicht über die neun Schlesischen Kulturwochen von 1925—1933 verbinden, um einen zusammenfassenden Rückblick über unsere bisherige Tätigkeit zu geben.

Allen unseren Gönnern, Freunden und Mitarbeitern danken wir für die Unterstützung bei der Herausgabe dieses Bandes und bitten um weitere Hilfe.

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

i. A.: Professor Dr. Schneid

Breslau 16, Hindenburgstr. 80



Leitfäden des Arbeitskreises

1.

Es ist die gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volkswerdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatische Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innererschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zwecke dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zwecke dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Herbert Schlenger:

Wald und Siedlungsflächen im gesamtchlesischen Raum um 1200

I.

Zum Begriff „Urlandschaft“: Das Ziel der historischen Landeskunde von Schlesien muß es bleiben, den naturgebundenen Ablauf historischer Ereignisse so weit zu überschauen, daß für alle Zeitperioden Richtung und Umfang der Landschaftsveränderungen angegeben werden können. Damit wird die Entwicklung der Kulturlandschaft gewissermaßen zur Synthese aller derjenigen historischen Einzelvorgänge, die über den Menschen an die Natur gebunden sind. Umgekehrt aber kann auch die genaue Kenntnis der Kulturlandschaft einer bestimmten Zeitperiode zur Grundlage für die Deutung politischer, rechtlicher, sozialer und wirtschaftlicher Vorgänge werden. Dieses Bestreben zur ganzheitlichen Erfassung historischer Vorgänge erklärt es deshalb auch, daß die Kulturlandschaftsforschung auch im weiteren Sinne einer Kulturmorphologie in den Mittelpunkt der geschichtlichen Landeskunde gerückt ist, freilich nicht im ganzen Umfange; denn das Interesse des reinen Historikers an dieser Fragestellung wird größer von dem Zeitpunkt an, da eine Landschaft aus dem Lichte der bodengebundenen Quellen in das der geschriebenen rückt¹⁾. Nur dieser methodische Wendepunkt der Landesforschung rechtfertigt es, die Frage nach der Zusammenfügung der schlesischen Kulturlandschaft für das Ende des 12. Jahrhunderts zu stellen. Indem wir dies tun, vergegenwärtigen wir uns zugleich, daß es für die schlesische Landesforschung ebenso wichtig wäre, das Landschaftsbild der Steinzeit, der Bronze- oder Eisenzeit usw. festzustellen. Die Tatsache, daß der Ablauf der Geschichte im Wechsel solcher Landschaftsbilder gesehen werden kann, drückt der Geograph durch die zusammenfassende Bezeichnung „Urlandschaft“ aus. Damit umschreibt dieser Ausdruck zugleich Ziel und Ausgangspunkt der Landesforschung; dadurch aber, daß er nicht an eine bestimmte Zeitperiode gebunden bleibt — es gibt eine Urlandschaft der Steinzeit, der Eisenzeit, ja auch des frühen Mittelalters — umschreibt die Vorsilbe „Ur“ nur die Aufgabe, zu jedem Landschaftsbild immer das zu suchen, aus dem es sich entwickelt hat. Das Wörtchen „Ur“ wird somit zum Inbegriff der rückschauenden Methode in der Landschaftsforschung. Diese Einschränkung wollen wir uns stets vergegenwärtigen, wenn wir im folgenden die „Urlandschaft“ des 12. Jahrhunderts, d. h. die Verteilung von Wald und Siedlungsland zu dieser Zeit, zu beschreiben suchen.

¹⁾ In dieser Wendung darf keine Wertung der auf geschriebenen Quellen oder Bodensunden gegründeten Methode gesehen werden.

Notwendigkeit und Bedeutung der Urlandschaftsforschung: Da das schlesische Landschaftsbild entscheidend durch die deutsche Besiedlung des Mittelalters geformt worden ist, ist der Zustand Schlesiens vor dem Beginn dieser Zeitepoche der Maßstab, an welchem die deutsche Leistung werden kann. Diese wird am anschaulichsten im Siedlungsbild, das fast durchweg ein deutsches Gepräge besitzt. Erhielt es im Mittelalter seine Grundform, so wurde diese in den nachfolgenden Jahrhunderten mehr oder weniger modelliert. In der Zeit der Gutsherrschaft z. B. wurde manche Bauernstelle zum herrschaftlichen Vorwerk eingezogen, mancher Gutsbetrieb wurde auf Waldland angelegt, das von der deutschen Siedlung bisher unberührt geblieben war. Teiche wurden auf ehemaligen Fluren gestaut, und Eisenhämmer an den Bächen verarbeiteten das Raseneisenerz. Den dritten großen Schritt in der Umgestaltung des Landschaftsbildes tat die friderizianische Siedlung, die rechts der Oder vor allem das Waldland bevorzugte. Nicht unbedeutende Siedlungen wurden auf gerodeten Waldflächen angelegt. Da im 19. Jahrhundert nur wenige von ihnen verschunden sind, bedeutet auch diese Siedlungstätigkeit eine bleibende Veränderung des Landschaftsbildes. Der durch diese drei Schritte: Mittelalter, Gutsherrschaft, friderizianische Zeit gekennzeichnete Siedlungsablauf spiegelt sich im Landschaftsbild in einer dreifach gestaffelten Waldveränderung wieder. Die Ausgangsform hierfür bildet das Waldbild um 1200²⁾.

In dieses sind große Freiflächen eingebettet, die damals in kleine „Gemarkungen“ eingeteilt und von Vorwerken (Gütern) und kleinen haufendorfartigen Weilern besetzt waren. Sie dienten dem primitiven Ackerbau der eingewanderten Slawen, in denen sicher Reste der germanischen Vorbevölkerung aufgegangen sind. Diese Freiflächen decken sich keineswegs nun immer mit den Zonen leichter Böden. Im Gegenteil zeigt es sich, daß zweifellos die schweren Löß-, Schwarzerde- und Geschiebelehm-
böden von Glogau, Trebnitz, Breslau, Dttmachau, Glas und Leobschütz am dichtesten bevölkert waren. Sie sind die Kerngebiete der schlesischen Gaue geworden, von denen uns in der Völkertafel des bayrischen Geographen, bei Thietmar von Merseburg und in der Urkunde des Prager Bischofs von 1086 insgesamt sechs genannt sind, nämlich die Dedosizi, Boborane, Trebowane, Glensane, Dpolanen und Golenjszi. Von diesen scheinen die Boborane und Trebowane kleinere Stämme gewesen zu sein. Schwierigkeiten macht ihre Lokalisation. Im wesentlichen herrscht bei deutschen und polnischen Forschern in der Ansetzung dieser Stämme Übereinstimmung, bis auf die Trebowane, deren Wohngebiete im Laufe der Forschung verschieden angegeben worden sind, von der Umgebung von Trebnitz bis nach Liegnitz. Heute lokalisiert man sie wohl mit Recht bei

²⁾ Einen eingehenden Überblick über die hier behandelte Frage bietet: W. Czajka, Stand und Aufgaben der Siedlungsgeographie Schlesiens, in: Vom deutschen Osten, M. Friederichsen zum 60. Geburtstag, herausg. von H. Knothe, Breslau 1934, S. 225—231. Die vorliegende Zusammenstellung erfolgt auf Wunsch des Herausgebers des Schlesischen Jahrbuches. Diese Entstehung begründet auch ihre vorläufige Bedeutung. Für eine endgültige Karte erscheint es unerlässlich, trotz gelegentlicher Wiederaufforderungen zwischen heutigem und gerodetem Wald zu scheiden. Letzterer müßte noch nach den Rodungsperioden unterschieden werden.

Diegniß und öflich davon. Aber auch bei den übrigen Stämmen wird man nur bei genauester Kenntnis der damaligen Wald- und Freiflächen eine einigermaßen sichere Lokalisation vornehmen können. Geht man dabei von der berechtigten Annahme aus, daß jedem Stamm mindestens ein geschlossenes frühmittelalterliches Siedlungsgebiet entsprochen hat, so wird deutlich, wo die Kerngebiete der vorhin genannten Stämme gelegen haben, zum anderen aber erscheint durch das Fehlen weiterer Gauenamen auf der rechten Oberseite wahrscheinlich, daß es mehr als sechs Stämme gegeben hat oder daß die bisherigen Lokalisationen noch nicht das ganze Wohngebiet der Stämme erfaßt haben. So kann beispielsweise ein Zusammenhang zwischen dem Siedlungsgebiet um Trebniß und dem der linken Oberseite südlich von Breslau bestanden haben. Allerdings wird diese Frage noch von der Seite der politischen Geschichte einige Aufklärung erfahren; denn ihre Beantwortung hängt zweifelsohne von der Kenntnis der politischen Grenzen im 10. Jahrhundert ab. Diese wiederum bringt man in Zusammenhang mit der im 11. Jahrhundert ausgebildeten Kastellaneiverfassung. Von ihr aus erfährt die Bedeutung des mittelalterlichen Waldbildes und seiner Kenntnis eine weitere Beleuchtung.

Die Kastellaneien stellen Mittelpunkte der spätlawischen Verwaltungsbezirke dar. Über ihren Umfang sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Doch steht fest, daß auch sie sich um ein altes Siedlungsland geschart haben, wie es von der Kastellanei Ottmachau bekannt ist. Daß es darum umgekehrt möglich sein könnte, durch die Kenntnis der alten Freiflächen strittige Kastellaneien zu lokalisieren, soll nur angedeutet werden. Doch konnte dieser Weg aus Mangel an einer genauen Waldkarte des 12. Jahrhunderts bisher noch nicht gegangen werden³⁾.

Genau so wie die Rekonstruktion der Kastellaneibezirke wird auch die Straßenforschung von der Kenntnis der alten Siedelflächen manche wertvolle Anregung erfahren. Es ist selbstverständlich, daß die Siedlungsgebiete der damaligen Zeit durch Straßen verbunden waren, so daß wir auf diese Weise gewisse Anhaltspunkte über den Verlauf der alten Straßen gewinnen. Umgekehrt werden dann beim beginnenden Siedlungsausbau die Neuanlagen gerade der Straßenführung gefolgt sein und hier die ersten Brechen ins Waldland geschlagen haben.

Und schließlich sei noch auf die Bedeutung einer Wald- und Siedelkarte für die Rekonstruktion der kirchlichen Gliederung (Pfarrorganisation und Diözesangrenzen) und politischen Grenzen hingewiesen. Zugrunde liegt dabei der Gedanke, daß sich die alten Siedlungs-, Staats- und kirchlichen Grenzen weitgehend gedeckt haben, freilich unter der Einschränkung, daß man dabei nicht immer an einen linienhaften Grenzverlauf denken darf, sondern an Grenzräume.

³⁾ Eine kartographische Übersicht über die Lage der Kastellaneien gibt M. Hellmich, *Schlesische Kastellaneien I. Mischlesien*. Bd. 6, Heft 2, Breslau 1936, S. 332—338. Das in der Urkunde Papst Gabrians IV. 1155 genannte Trezen ist kaum das später genannte Titschen. Dr. W. Czajka vermutet seine Lage in einer alten Siedlungsfläche öflich von Teschen etwa an der oberen Weichsel (nach freundlicher Mitteilung). Vgl. dazu auch M.-J. Widunsky, *Die Urkunde Papst Gabrians IV. für das Bistum Breslau vom Jahre 1155*. Jshr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens, Bd. 70, S. 22—62.

Methoden der Waldrekonstruktion: Überblicken wir zusammenfassend noch einmal die oben herausgestellte Bedeutung einer mittelalterlichen Waldkarte für die geschichtliche Landeskunde, so läßt sich feststellen, daß die Deutung und geographische Festlegung der damaligen politischen Vorgänge ohne die genaue Kenntnis der Verteilung von Wald- und Freiland nicht möglich ist. In verschiedenster Hinsicht also erscheint die Herstellung einer solchen Karte als wünschenswert. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß diese Formulierung leicht einen Zirkelschluß enthalten kann, insofern nämlich z. B. die geschichtlichen Tatsachen, die man aus der Waldkarte zu schließen glaubt, bei ihrem Entwurf schon berücksichtigt worden sind und damit selbstverständlich auch aus einer solchen Karte sprechen müssen. Um diesem Fehlschluß, dem ein bedeutender Teil des heimatkundlichen Schrifttums ausgesetzt ist, vorzubeugen, erscheint es notwendig, im folgenden einen knappen Überblick über die Methoden zur Rekonstruktion vergangener Waldbilder zu geben. Unberücksichtigt bleiben dabei die pollenanalytischen Mooruntersuchungen, wie sie auch in Schlesien für verschiedene Stellen durchgeführt worden sind. Auch pflanzensoziologische Aufnahmen bleiben außer Betracht. Ihre Ergebnisse kommen hauptsächlich der vorgegeschichtlichen Forschung zugute, insofern beispielsweise die untersuchten Moorschichten überwiegend in ältere Zeitperioden zurückreichen. In ihrer Bedeutung für die Waldrekonstruktion überschätzt wurden vor einigen Jahrzehnten die bodenkundlichen Untersuchungen. Abgesehen davon, daß es für größere Gebiete kaum entsprechend genaue Aufnahmen gibt, hat sich doch im Laufe der letzten Jahre die von dem sächsischen Siedlungsforscher A. Hennig besonders streng vertretene Ansicht, daß der Lößboden von Natur aus waldfreundlich ist, nicht in dieser Ausschließlichkeit halten lassen. Wichtig bleibt aber trotzdem, daß die Lößlandschaften in slawischer Zeit dicht besiedelt waren und heute meist waldfrei sind.

Die Hauptquelle bilden die Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts, die in Schlesien in recht großer Zahl vorhanden sind. Aus ihnen kann man erstens die bereits vorhandenen slawischen Dörfer und Vorwerke feststellen. Diese bezeichnen alte Siedlungsflächen. Freilich ist deren Zahl nicht so groß, daß sie sich zu geschlossenen Flächen zusammensfügen. Ein Teil dieser Ansiedlungen ist bei der deutschen Wiederbesiedlung umgeformt worden, und zwar entweder in der Weise, daß die Vorwerke unter die Kolonisten aufgeteilt wurden, ein Restgut vielleicht verblieb, und aus dem Ganzen ein Kolonistendorf mit typischem neuartigen Grundriß wurde. Als solcher galt fast ausnahmslos das Angerdorf, bei dem um einen lanzettförmigen oder anders gestalteten Platz in der Mitte sich die Bauerngehöfte in zwei geschlossenen Zeilen anordneten. Die weilerartigen Dörfchen der slawischen Hörigen wurden in entsprechender Weise umgeformt, sicher so, daß die alte Dorflage ganz verschwand, an ihre Stelle das deutsche Angerdorf trat und die Flur der dazugehörigen Gemarkungen in der Germanneinteilung neu vermessen wurde⁴⁾. Wenn im all-

⁴⁾ Dies ist beispielsweise für die Dörfer Stephansdorf und Rowag, Kr. Reisse, überliefert. Regesten zur schlesischen Geschichte. Breslau 1886 ff. Cod. Dipl. Sil. VII. Bd. Reg. 2604, Bd. XVI, Reg. 2924.

gemeinen die Verbreitung dieser Ortsform auch auf slawisches Altsiedelland hinweist, so ist das nicht ausnahmslos der Fall. Im Gegenteil sind eine Reihe von Beispielen bekannt, wo Angerdörfer auch auf Waldland entstanden sind. Weit häufiger verbreitet aber ist eine Zwischenform, bei der die ursprüngliche Flur durch Zusatzgewanne erweitert wurde, weil das bisher in Kultur genommene Siedelland für ein großes deutsches Dorf nicht ausreichte. Hier lagen die Zusatzgewanne zum größten Teil auf Wald oder auf kleinen Büschen, die niedergeschlagen wurden. Flurnamen scheinen noch darauf hinzudeuten. Diese Übergangsform: altes Dorf mit Zusatzrodung findet sich nicht bloß recht zahlreich an den Rändern der ehemaligen Wälder, sondern auch im alten Freiland. Dadurch wird klar, daß man sich dieses nicht als ganz waldeeres Gebiet vorstellen darf, vielmehr war es mit nicht unbedeutenden Büschen und Wäldern durchsetzt. Es glich also einem sogenannten Gefilde. Diese Zusatzrodungen erschweren die Feststellung der genauen Waldgrenze ganz beträchtlich. In der beigegebenen Übersichtskarte trat dies infolge des großen Maßstabs nicht so in Erscheinung. Für die Lokalforschung aber bilden diese Flurformen eine entscheidende Rolle, darauf wird noch später eingegangen werden.

Zweitens lassen die Urkunden die Neugründungen erkennen. Es sind dies Orte, die auf Waldland angelegt sind. Wenn nicht in der Quelle unmittelbar von Wald die Rede ist, so läßt sich die Rodung aus anderen Angaben der Quelle mittelbar erschließen, z. B. wenn vom Neubruhzehnt gesprochen wird.

Weiter sind aus den Dorfgründungs-Urkunden, den Registern der verschiedensten Art eine Reihe von Angaben wertvoll, die irgendwie rechtliche und wirtschaftliche Veränderung im Dorf andeuten, so etwa, wenn die deutschen Geld- oder Malterzehnten, die Scholtisei oder der Scholz, die Pfarrwidmut oder eine Überschar angegeben sind. Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen, warum alle diese Kennzeichen für die Feststellung alter und junger Anbauflächen von Fall zu Fall bedeutungsvoll werden können. Auch die in den Quellen genannten Ortsnamen enthalten manchen Hinweis auf das Alter des Dorfes oder das Aussehen seiner Umgebung (z. B. auf Nadelwald, bór). Jüngere Namensformen ohne historische Verankerung sind weniger zu verwenden.

Durch den Vergleich der Quellen mit den heute noch vorhandenen Siedlungsverhältnissen lassen sich eine Reihe von Beziehungen finden, deren Gültigkeit auch dann vorausgesetzt werden darf, wenn die Quelle fehlt und nur das Siedlungsbild bekannt ist. Damit gewinnt die Siedlung einen eigenen Quellwert für die Feststellung vergangener Landschaftsbilder. Die Siedlungsformenforschung wird so zum zweiten tragenden Pfeiler der Rekonstruktion früherer Waldverbreitung. Ihre diesbezüglichen Ergebnisse seien im Hinblick auf unsere Aufgabe kurz zusammengestellt. Die typische Dorfanlage auf Waldland ist das Waldhufendorf, dessen mächtige Vierseitgehöfte sich in den Vorbergen und im Gebirge kilometerlang in gleichbleibendem Abstand an den Bächen aufreihen. Hinter den Gehöften zieht sich zur Gemarkungsgrenze der zugehörige Ackerstreifen, der Feld, Wiese und Wald mitumfaßt und in der Regel eine fränkische Hufe groß ist. Dort, wo sich die Streifenflur des Waldhufendorfes findet, liegt sie stets auf mittelalterlichem Waldland. Das-

selbe gilt auch von den streifenförmig aufgeteilten Zusatzgewannen der Angerdörfer, wie überhaupt jede großflächig durchgeführte Streifen-
teilung der Flur auf Neuland hinweist. Während die sonst in der schlesischen
Ebene üblichen sehr regelmäßigen Gewanne nur auf die Neuvermessung
einer alten Flur hindeuten, sind die sogenannten unechten sehr unregel-
mäßig begrenzten Gewanne einer Reihe von Dörfern in der Oberriede-
rung und an anderen Orten ein deutliches Kennzeichen für die Fortent-
wicklung einer slawischen Flur, also für Altfließland.

Die Flur- und Ortsformenforschung erlaubt aber weiterhin auch die
den folgenden Siedlungsperioden zugehörigen Dörfer zu erkennen. Von
diesen seien besonders die Formen erwähnt, die auf ehemaligem Waldland
angelegt sind. Hierzu gehören zuerst einmal die gegen Ausgang der Kolo-
nisation gegründeten hau-Orte des Gebirges⁵⁾, dann aber vor allem die
sogenannten Waldstreifendörfer. Darunter versteht man Plan-
siedlungen in der Art der Waldhufendörfer, nur sind die Streifen und
Hofstellen bedeutend kleiner. Ein derartiges Dorf besteht nicht aus Bauern-,
sondern aus Gärtnerstellen. Doch sind solche Ortschaften außerhalb des
Gebirges nicht allzu häufig zu finden. Allerdings gehören zu dieser Gruppe
auch die in Posen gelegenen Hauländereien, deren streifenförmige Kode-
fluren auf jedem Meßtischblatt zu erkennen sind. Im südposener Anteil der
beigegebenen Übersichtskarte bilden sie ein ausschlaggebendes Kriterium⁶⁾.
Wesentlicher wieder sind die Waldrodesiedlungen aus der Zeit Friedrichs
des Großen. Dieser Herrscher ließ vor allem in den Waldgebieten
rechts der Oder eine Reihe von Arbeiter- und Handwerker-siedlungen
anlegen. Manche von ihnen sind heute wieder verschwunden und ihre
Lageplätze mit Wald bestockt. Der überwiegende Teil aber blieb bestehen.
Ihre Hofstellen liegen streng geometrisch ausgerichtet als Rechteck in einer
gleichgestalteten größeren Figur, die als Flur aus dem Wald heraus-
geschnitten worden ist. Diese jungen Rodunginseln stehen wohl ohne
Ausnahme auf mittelalterlichem Waldland.

Weitere Anhaltspunkte zur Feststellung alter Freiflächen bietet die
Gemarkungsgröße. Vereinzelte Fälle erlauben uns, auf Grund des
urkundlichen Materials die Durchschnittsgröße der slawischen Fluren zu
berechnen⁷⁾. Sie lag um 1000 Morgen. Diese Tatsache in Verbindung
mit der Beobachtung, daß die nachweislich slawisch besiedelten Gebiete
heute noch kleine Fluren besitzen, z. B. um Ottmachau, Zobten und Treb-
nitz, läßt uns in anderen Häufungsgebieten kleiner Fluren, wie etwa um
Teschen, Troppau usw., ebenfalls besiedelte Freiflächen vermuten. Solche
Feststellungen können für Schlesien an Hand der Hellmichschen Über-
sichtskarte der schlesischen Gemarkungsgrenzen getroffen werden. Für
die außerschlesischen Gebiete muß man sich erst eine solche für Eintragungen
mannigfacher Art geeignete Unterlage schaffen, für die ehemals öster-
reichischen Gebiete etwa durch die 1:75 000-Karte, die die Gemarkungs-
grenzen enthält. Die an Hand solcher Kriterien gemachten Beobachtungen

⁵⁾ Vgl. darüber J. Hanika, Die Entstehung der Krennitzer Sprachinsel und
ihrer Mundart. Schlesisches Jahrbuch, Breslau 1935, S. 75—83.

⁶⁾ Vgl. mit weiteren Schrifttumsangaben: H. Varten, Beitrag zur Frage
der Entstehung von Einzelhöfen und Kolonien im Regierungsbezirk Posen, in:
Vom deutschen Osten, a. a. O. S. 179—188.

⁷⁾ z. B. durch die oben angeführten Dörfer Stephansdorf und Nowag.

können durch einige wenige urkundliche Belege für die Kastellaneizugehörigkeit einzelner Dörfer verfeinert werden. Liegen derartige Angaben sehr früh, etwa am Anfang des 13. Jahrhunderts, so läßt sich als wahrscheinlich annehmen, daß die betreffenden Orte auch auf älteren Freiflächen liegen.

Alle diese mittels vorstehender Kriterien gewonnenen Feststellungen würden ihre Bestätigung durch eine Karte der slawischen Bodenfunde erhalten. Abgesehen davon, daß die größtenteils aus Holz gefertigten Gebrauchsgegenstände dieser Zeit die lange Bodenruhe nicht überstanden haben und infolgedessen das Bild der Fundorte an und für sich lückenhaft werden muß, liegt bisher noch keine zusammenfassende Arbeit über diese Siedlungsperiode vor, die auch die neuesten Funde mitberücksichtigt⁹⁾. Damit ist schon gesagt, daß die vorgelegte Waldkarte nach der verschiedensten Richtung einen ersten, schnell überholbaren Versuch darstellt; denn sie ist die Zusammenschau aller genannten Rekonstruktionskriterien, die in den verschiedenen Vorarbeiten, die der Karte zugrunde lagen, verschieden stark hervorgekehrt worden sind. Um darüber einen einigermaßen klaren Überblick zu erhalten, sollen im folgenden die wichtigsten benutzten Sonderarbeiten kurz zusammengestellt und charakterisiert werden. Auf Vollständigkeit muß hier aus Raumangel und im Hinblick auf andere Rückblicke dieser Art⁹⁾ verzichtet werden.

IV.

Versuche und Darstellungen der Waldrekonstruktion: Landschaftlich geschlossene Versuche, die Verteilung von Wald und Freiland am Beginn der deutschen Rück siedlung zu erfassen, liegen für Nord- und Oberschlesien vor. W. Czajka hat auf Grund sämtlicher Kriterien und eingehender Untersuchungen ein sehr ins einzelne gehendes Bild für Nordschlesien entworfen¹⁰⁾. Das gleiche gilt vom Waldgebiet um Stober und Malapane, das durch H.-G. Kretschmer eine eingehende Bearbeitung erfahren hat¹¹⁾. Kretschmer stützt sich vor allem auf die Analyse der Flurformen, während der bisher unveröffentlichte zusammenfassende Versuch von Czajka für Oberschlesien und das westliche und südliche vor 1742 zu Schlesien gehörige Vorkfeld neben den Orts- und Flurformen besonders die geschriebenen Überlieferungen heranzieht¹²⁾. Eine entsprechende Untersuchung der Gebiete der ehemaligen Herzogtümer Troppau-Jägersdorf durch W. Laßke ist bisher leider nicht veröffentlicht¹³⁾. Dafür steht

⁹⁾ Einen ersten Versuch dieser Art stellt dar: H. Rurz, Slawische Bodenfunde in Schlesien. Schriften des Osteuropainstituts in Schlesien. Neue Reihe A. 5. Breslau 1936. Leider fehlt eine Karte in ihr.

⁹⁾ Vgl. die oben genannte Zusammenfassung von W. Czajka.

¹⁰⁾ Einen zusammenfassenden Überblick dieser Untersuchungen bietet W. Czajka, Nordschlesien in seiner Entwicklung von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft. Schlesisches Jahrbuch, Breslau 1935/36, S. 29—49, vor allem Karte 2.

¹¹⁾ Liegt bisher in Maschinenschrift vor im Geographischen Institut der Universität Breslau.

¹²⁾ Soll in dem von W. Geisler vorbereiteten Kulturatlas von Oberschlesien erscheinen.

¹³⁾ Eine eingehende historische Waldkarte des Altwaters und Gesenkes mit ihrem nördlichen und südlichen Vorland soll in der Schriftenreihe des Verlages „Der Oberschlesier“ in Oppers in der nächsten Zeit erscheinen. Ihre Ergebnisse konnten hier schon berücksichtigt werden.

die Verteilung von Wald und Siedlungsland in dem heute zu Oberschlesien gehörigen Meißner Bistumslande fest. Auf Grund der zusammenfassenden Arbeit von J. Pfitzner¹⁴⁾ hat L. Biller eine kleine Siedlungskarte geliefert, aus der die alten Freiflächen und die Neugründungen leicht zu erkennen sind¹⁵⁾. Die übrigen Gebiete Oberschlesiens samt ihren Vorkeldern bedürfen noch besonderer Darstellungen. Dasselbe gilt von einem großen Teil Mittelschlesiens. Hier sind der Nordosten von W. Czajka¹⁶⁾ und der Nordwesten von M. Treblin¹⁷⁾ gut bearbeitet, wobei noch hervorgehoben werden soll, daß Treblin wohl den ersten kartographischen Versuch in Schlesien machte, Wald- und Siedlungsland darzustellen. Für die Grafschaft Glatz wie für den Hirschberger Kessel liegen wohl Einzelarbeiten vor, besonders zur Klärung der vorgegeschichtlichen Besiedlung von F. Geschwendt¹⁸⁾, eine Zusammenfassung im Sinne unserer Fragestellung wurde aber bisher nicht versucht. Mittelschlesien, das wohl in seinem Herzstück, der Schwarzerde-Platte, besiedeltes Freiland war, das von größeren Wäldern begrenzt und kleinen Waldungen durchsetzt war, harzt noch der Bearbeitung. Allerdings wird gerade in diesem Gebiet eine verfeinerte Anwendung der Methoden von Ort zu Ort erforderlich sein, um ein klares Bild von der Waldverbreitung um 1200 zu erhalten. Niederschlesien bietet noch heute in seinem Westteil ein dicht bewaldetes Gebiet, das in seinen Freilandinseln heute von Waldhufendörfern durchzogen ist, so daß hier die Rekonstruktion des Waldbildes weiter keine Schwierigkeiten macht. Der Nordwesten dieses Gebietes ist überdies von W. Frenzel in seiner Darstellung über die Vor- und Frühgeschichte der Wenden kartographisch behandelt worden¹⁹⁾. Dasselbe gilt vom Nordosten des Regierungsbezirkes Liegnitz, der von W. Czajka eingehend untersucht worden ist²⁰⁾. So bleibt in diesem politischen Bezirk eigentlich nur der Südosten, die Umgebung von Liegnitz, einer genaueren Untersuchung vorbehalten. Von den schlesischen Grenzlanden ist der Westen besser behandelt worden als der Osten. Der Südwesten, das ganze Gebiet des Altvaters, Gesenkes und seines nördlichen und südlichen Vorlandes ist in jahrelanger Kleinarbeit von W. Latke nach den verschiedensten Kriterien: Urkunden, Siedlungsformen, Bodenarten und vorgegeschichtlichen Funden untersucht worden. Das Ergebnis dieser Arbeit ist eine ausführliche Waldkarte, deren Veröffentlichung für die nächste Zeit erwartet werden dürfte²¹⁾. Den gesamten böhmischen Raum

¹⁴⁾ J. Pfitzner, Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes. Teil I. Reichenberg 1926.

¹⁵⁾ L. Biller, Reize, Ottnachau und Patschlaw, die Städte am Mittellauf der Glatzer Reize. Veröff. d. Schles. Ges. f. Erdkunde G. B. und des Geogr. Inst. d. Univ. Breslau, hg. von M. Friederichsen, S. 15. Breslau 1932.

¹⁶⁾ Vgl. Fußnote 10.

¹⁷⁾ M. Treblin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. Darst. u. Quell. z. schles. Geschichte. Bd. 6. Breslau 1908, Karte 3.

¹⁸⁾ F. Geschwendt, Über die Höhenlage vorgegeschichtlicher Funde. Dargestellt am Beispiel der Grafschaft Glatz, in: Vom deutschen Osten, a. a. O. S. 259—264; ders., Die vorgegeschichtlichen Funde des Hirschberger Kessels. 2. Teil, Mittelschlesien. Bd. 6 S. 1. Breslau 1936, S. 63—74.

¹⁹⁾ W. Frenzel, Vorgegeschichte der Wenden. Die Lausitzer Wenden. Bd. 1. Langensalza 1932. Karte 1: 1 000 000. (Urlandschaftskarten des mitteldeutschen Gebietes zwischen Elbe und Oder um 800 n. Chr.)

²⁰⁾ Vgl. Fußnote 10.

²¹⁾ Vgl. Fußnote 13.

behandelt der Altmeister der Urlandschaftsforschung, D. Schlüter²²⁾, in einer Karte von Wald, Sumpf und Siedlungsland in Böhmen in dem von B. Brandt herausgegebenen „Atlas der Sudetenländer“. Und im Norden des Elbelandes schließen sich die frühmittelalterlichen Waldkarten Sachsens von Frenzel, Leipoldt²³⁾ u. a. an. Im Osten Schlesiens dagegen sind bisher nur für Posen derartige Untersuchungen erschienen. Von deutscher Seite wären hierzu die Arbeiten von H. Barten²⁴⁾ und W. Maas²⁵⁾, von polnischer Seite vor allem K. J. Hładyłowicz²⁶⁾ zu nennen. Für Kleinpolen und das Warthe-Prozna-Zwischenland dagegen mußten unvollständige Karten vorgeschichtlicher Funde und Ergebnisse der Zaborzkiſchen Dorfformenarte²⁷⁾ in Ermangelung besserer Vorarbeiten herangezogen werden.

V.

Die vorliegende Karte und ihr Anschauungswert: Nach diesem nur das Wichtigste berücksichtigenden Rückblick ist es verständlich, daß eine Übersichtskarte, die auf diesen Vorarbeiten beruht, in keiner Hinsicht den Anspruch auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit im einzelnen machen kann. Sie besitzt lediglich einen gewissen pädagogischen Anschauungswert über die prozentuale Verteilung von Wald- und Siedlungsland in einem festumrissenen Raum. Nur unter diesem Gesichtspunkt will die beigeſetzte Karte gewertet werden, nicht nach wissenschaftlicher Exaktheit im geographischen Sinne. Diese Vorbehalte sind eine notwendige Folge der benutzten, z. T. zeitlich recht auseinanderliegenden und methodisch durchaus verschiedenwertigen Vorarbeiten, die nicht selten im Widerspruch zueinander stehen, je nach den Kriterien der Waldbrekonstruktion, die sie verwendeten. Jeder, der sie benutzt, kann also nie mehr aus ihr herauslesen, als sie geben will: ein Übersichtsbild; wer Einzelheiten oder genaue Grenzen sucht, greife zu den Sonderarbeiten oder versuche selbst, an Hand der vorgenannten Kennzeichen die mittelalterliche Waldverbreitung festzustellen. In letzterem Falle hätte die Karte ihren Zweck voll und ganz erreicht, nämlich die Heimatforschung zur Nachprüfung der mit diesem wissenschaftlichen Problem verbundenen Einzelfragen ortsgeschichtlichen Charakters anzuregen. Die Frage, inwieweit die Heimatflur frühmittelalterliches Waldland war oder nicht, fand bisher nicht in allen ortsgeschichtlichen Darstellungen eine hinreichende Erörterung. Aber auch hier ist es wie bei anderen Gegenständen der geschicht-

²²⁾ D. Schlüter, Wald, Sumpf und Siedlungsland in Böhmen, 1:750 000. Atlas der Sudetenländer, hg. von B. Brandt. Geographisches Institut der deutschen Universität Prag.

²³⁾ J. Leipoldt, Boden und Urlandschaft in Sachsen, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, hg. von W. Frenzel u. a. Leipzig 1935, S. 58—93.

²⁴⁾ H. Barten, Die Siedlungen in Südwestpolen. Beiträge zur Siedlungsgeogr. des Grenzgebietes zwischen Posen und Schlesien. Veröff. d. Schles. Ges. für Erdkunde usw., S. 18. Breslau 1933.

²⁵⁾ W. Maas, Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft, Deutsche Wiss. Zeitschr. für Polen, S. 10. Posen 1927; ders., Die Entwaldung des Posener Landes, Peterm. Mitt. 1929, S. 23—25.

²⁶⁾ K. J. Hładyłowicz, Zmiany Krajobrazu i rozwój osadnictwa w wielkopolsce od XIV. do XIX. wieku. Badania z dziejów społecznych i gospodarczych, Nr. 12. Lwów 1932 (mit 3 Karten).

²⁷⁾ B. Zaborzki, O kształtach wsi w Polsce i ich rozmieszczeniu. Prace Kom. Etnogr. P. A. Um., Kraków 1927 (auch in deutscher Übersetzung aber ohne Karte).



lichen Landeskunde: die Untersuchung von Ort zu Ort ist die Grundlage ihrer Darstellung, die großen Gesichtspunkte aber für diese können nur aus der Übersicht gewonnen werden.

Mit diesen Vorbehalten zur Betrachtung seien nur noch kurz die wesentlichsten Ergebnisse dieser vorläufigen flüchtigen Zusammenschau angegeben: Der Wald hatte damals eine viel ausgedehntere Verbreitung als heute nach einem vielhundertjährigen Siedlungsausbau. Ganz Schlesien war von einem meilenweiten Grenzwald (Preseka) umgeben²⁸⁾, der vor allem im Gebirge die Grenze gegen Böhmen bildete. Er dehnte sich von der Lausitz im Norden bis zur Oder-Bezwa-Senke im Süden. Dieser Grenzwald war nicht ganz siedlungsleer. Ebenso war er an einigen Paßübergängen, denen später bedeutendere Straßen folgten, begangen, so z. B. auf der Straße von Prag nach Krakau über Nachod, Glatz, Wartha, durchs Reifetal über Neustadt zur Oder. Auf sie hat bereits L. Biller an Hand der von ihm entworfenen kleinen Waldkarte von Ottmachau-Reiße hingewiesen²⁹⁾. Bekannt ist ja auch, daß die Straße von Olmütz nach Schlesien nicht der verjumpten Odersenke folgte, sondern übers Niedere Gesenke über Grätz nach Troppau und von hier wohl, wie in späteren Jahrhunderten, auch nach Krakau führte³⁰⁾. Auch im Süden, im Beskidenvorland, war Schlesien von einem Grenzwald umschlossen. Dasselbe gilt vom Norden und Osten. Aber auch der Grenzwald, der Nieder- von Oberschlesien trennt, wird im Kartenbild deutlich. Sein Verlauf wird noch heute von den Streifenfluren der Waldhufendörfer und den großen Waldgebieten um Falkenberg und nördlich Oppeln angedeutet. Ferner wurden innerhalb des äußeren Grenzwaldes einzelne Siedlungsgebiete noch von schwer passierbaren Wäldern umschlossen. Eine solche Binnengrenze mag vielleicht auch die auf der rechten Oberseite Nord-Süd verlaufende Waldzone gewesen sein. So dienten die großen zusammenhängenden Wälder dazu, mehr oder weniger große Siedlungsgebiete voneinander zu trennen.

Die großen Freiflächen liegen in der Oberriederung, die Vorberge und das Gebirge waren mit Wald bestanden, der nur an einigen Stellen am Beginn der deutschen Besiedlung mit kleinen Siedlungsinselfn durchsetzt war. Letztere dürften in der germanischen Zeit und früheren vorgeschichtlichen Perioden teilweise größer gewesen sein. Die Freiflächen der Ebene nun schließen sich zu größeren mehr oder weniger geschlossenen Zonen zusammen, die den Oderlauf begleiten: im Süden links der Oder das Gebiet der Leobschützer Lößlehme, das hauptsächlich dort waldbestanden gewesen zu sein scheint, wo nacheiszeitlich eingeschnittene Flußtäler die Lößdecke beseitigt und die fluvial abgelagerten Sandschichten ange schnitten haben, wie etwa im Zinnatal. In der Nähe dieser Täler können die Streifenfluren der z. T. einzeiligen Straßendörfer vielleicht als Rodungsfluren gedeutet werden. Diese große Freifläche war das Stammland der Golensizi, deren wahrscheinlicher Hauptort Grätz im Tal

²⁸⁾ Eine ausführliche Darstellung der Grenzwälder gibt W. Czajka, Schlesiens Grenzwälder, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens. Breslau 1934, S. 1—35.

²⁹⁾ Vgl. Fußnote 15.

³⁰⁾ Ch. Thilo, Die Bevölkerungs-, Siedlungs- und Wirtschaftsverhältnisse im Sultschiner Ländchen. Beiträge zur schlesischen Landeskunde, hg. von M. Friederichsen. Breslau 1925, S. 87.

der Mohra südlich von Troppau lag. Da die Oder-Betzwa-Senke und das östlich dranstößende Gebiet heute von Waldhufendörfern eingenommen sind, also im Frühmittelalter bewaldet waren, werden die jenseits der oberen Oder gelegenen Freiflächen, ferner die bei Teschen, die sich nicht ganz mit dem Gebiet der Kastellanei gleichen Namens zu decken scheinen, und an der oberen Weichsel nicht mehr zum Gau der Golenzijsi gehört haben, wie manche polnischen Forscher wollen²¹). Größere Freiflächen scheinen dann im östlichen Oberschlesien, in dem Teil des Landes gelegen zu haben, der erst 1177/78 zur Vergrößerung des Anteils von Meško I. von seinem Oheim Kasimir von Krakau abgetreten wurde und zu Schlesien kam. Vielleicht liegt darin auch eine geopolitische Bestätigung des angelegten Siedlungsgebietes; denn reine Waldzonen hätten kaum den erwähnten Zweck der Abtretung erfüllt. Freilich ist die kulturlandschaftliche Abgrenzung dieses Streifens nach Osten, wie die Frage des Zusammenhangs der Gebiete von Auschwitz und Severien noch unklar; Nachrichten über den slawischen Stamm, der diese Gebiete bewohnt haben könnte, besitzen wir nicht. Vielleicht waren es Chorvaten. Die unmittelbar am oberen Oderlauf gelegenen Siedlungsinselfn um Oppeln und am Chelm werden sicher das Wohngebiet der Dpolanen gewesen sein, von denen der bairische Geograph zu berichten weiß, daß 20 Civitates in ihrem Lande gelegen haben. Sie wohnten wahrscheinlich zu beiden Seiten der Oder und werden vielleicht auch Siedlungsinselfn in den beiderseitig benachbarten Waldgebieten innegehabt haben. Wieweit sie insbesondere auch die hochwassergefährdete alluviale Oderaue besiedelt hatten, bleibt eine offene, nicht durch einfache Hypothesen zu beantwortende Frage. Bestimmte Flur- und Siedlungsformen, wie blocartige unechte Gewannfluren zwischen den Altwässern oder haufendorfsartige Weiler usw., scheinen darauf hinzuweisen, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß dies auch Formen nachmittelalterlichen Ausbaues und fortschreitender Erbteilung sein können. Genauere historische Untersuchungen darüber stehen noch aus. Bis dahin soll die Oderaue auch zum Nutzungsgelände der benachbarten auf dem Diluvialrand gelegenen Freiflächen gezählt werden, das wohl dem Fisch- und Biberfang, kaum aber der Dauerfiedlung gedient haben wird. Ein weiteres Wohngebiet lag am Mittellauf der Neiße um die Kastellanei Ottmachau herum, deren Grenzen uns für spätere Zeit aus dem Liber Fundationis Episcopatus Vratislaviensis bekannt sind²²). Vielleicht ist es auch erst im 12. Jahrhundert durch slawische Ausbausiedlungen auf den später bekannten Umfang gebracht worden. Das umfangreichste Freiland lag um die Oder in Mittelschlesien. Sein Schwergewicht war der fette überaus fruchtbare Schwarzerdeboden südlich von Breslau, der sich keineswegs einer frühgeschichtlichen Bearbeitung, selbst der durch Hackenpflug, widersetzt hat. Seine Fruchtbarkeit wog zweifelsohne Schwierigkeiten dieser Art auf. Im Gegenteil fällt bei der Betrachtung der Karte auf, daß es gerade die schweren Löß- und Lößlehmsflächen waren, die am Be-

²¹) Vgl. etwa die Mapa rozmieszczenia plemion słaskich in der Historja Śląska, Bd. 1. Kraków 1933. S. 84 (eine Betrachtung der Umlandchaft fehlt sonst in diesem Werk), oder eine ähnliche Karte „Szczepy śląskie“ von J. Wojciechowski, Ustrój polityczny ziem polskich w czasach przedpiastowskich. Pamietnik Historyczno-Prawny. T. IV, 1927 u. a. Vgl. auch Fußnote 3.

²²) Cod. Dipl. Sil. Bd. 14. Breslau 1889. Reg. A.

ginn der wirtschaftlichen und völkischen Erschließung Schlesiens durch die Deutschen schon besiedelt waren. Am Zusammenfluß von Ohle, Lohe, Weistritz, Weide und Oder mag ein Übergang zu den Freiflächen der rechten Oberseite gewesen sein, die ihr Kerngebiet im lößbedeckten Ragengebirge hatten. Ob allerdings diese Striche auch vom Stamm der Slenjane bewohnt waren, bleibt eine offene Frage. Ganz unbegründet ist diese Fragestellung nicht. Zum mindesten aber ist uns der Name des Gaues um Trebnitz unbekannt; denn die im Prager Privileg von 1086 genannten Trebowane werden heute von der deutschen und polnischen Forschung in der Freifläche der unteren Ragnbach angelegt. Dafür, daß sie vielleicht auch auf die rechte Oberseite gereicht haben, scheint die Zugehörigkeit von Kreidel, Kreis Wohlau, zur Kastellanei Liegnitz zu sprechen³³⁾. Die nördliche große Freifläche Schlesiens schließlich gehörte dem Stamm der Dedosizi, deren Kerngebiet ohne Zweifel südlich von Glogau lag, obwohl das Stammesgebiet auch bis zum unteren Bober gereicht haben wird. Freilich umfaßte es damit auch bedeutende Rodungsgebiete des Mittelalters. Dies veranlaßt uns zu der allgemeinen Feststellung, daß natürlich auch die benachbarten Grenzwälder der Wohngau mehr oder weniger eng mit dem Stammesgebiet verbunden waren, insofern sie zum Teil auch der Nutzung durch den Stamm dienten. Wollte man dieses abschließen, so wäre die Frage der Lokalisation der Boborane nicht gelöst, da ihnen auf der Karte kein größeres Siedlungsgebiet zugewiesen werden konnte. Wahrscheinlich aber haben wir sie am mittleren Bober und im Bober-Queis-Zwischenstromland zu suchen. Sie könnten fast, wenn nicht falsche Parallelen dahinter gesucht würden, als Waldstamm bezeichnet werden. Jedenfalls waren sie von untergeordneter Bedeutung und gehörten vielleicht auch zu einem größeren Stammesverband. Um über ihre Wirtschaftsverhältnisse ein klares Bild zu bekommen, wäre es notwendig, eine genaue Kenntnis der pflanzensoziologischen Verhältnisse des 12. Jahrhunderts zu erhalten.

Ausgehend von der selbstverständlichen Annahme, daß die frühmittelalterlichen Handelsstraßen vor allem diese Freiflächen miteinander verbunden haben werden, würde es möglich sein, nun auch an Hand der vorläufigen Übersichtsskizze den Verlauf dieser Straßen zu verfolgen. Da dies ohne nähere Begründung der Ausgangs- und Zielpunkte usw. nicht durchgeführt werden kann, soll hier darauf wie auf andere landesgeschichtlichen Auswertungen des Waldbildes verzichtet werden. Doch soviel dürfte klar geworden sein, daß die Kenntnis des frühmittelalterlichen Landschaftsbildes notwendig ist, um Ausmaß und Richtung der kulturellen Erschließung Schlesiens in späteren Jahrhunderten zu erfassen. Freilich hüte man sich auch vor einer Überschätzung aller derart gezogenen Schlüsse. Da nämlich historische Tatsachen der mannigfachsten Art mit zum Entwurf solcher Karten herangezogen werden, darf man aus ihnen nicht durch einen Zirkelschluß Folgerungen ziehen, die nichts weiter als selbstverständliche Umkehrungen sind. Darauf sollte am Schluß noch einmal nachdrücklich hingewiesen werden.

³³⁾ Regesten zur schlesischen Geschichte. Breslau 1886 ff. Bd. VII. Reg. 233.

Erich Gierach:

Die Besiedlung des Jeschken-Iser-Gaues in Nordböhmen

Die Geschichte des deutschen Volkes in Böhmen ist nicht Staaten-
geschichte, nicht Fürsten- oder Kriegspolitik, sondern Darstellung seiner
Kulturarbeit und Wirtschaftsleistung. Eine der Großtaten seiner Ver-
gangenheit ist die Besiedlung der Randgebirge Böhmens, die Urbar-
machung des Waldes.

Der Jeschken-Iser-Gau ist eine der am dichtesten bevölkerten Land-
schaften des nördlichen Böhmens. Sein Name ist erst neuzeitlichen Ur-
sprungs und wurde geschaffen, um die deutschen Bezirke, die an den beiden
Gebirgszügen teilhaben, zusammenfassend zu benennen. Gewöhnlich versteht
man darunter die Bezirke Reichenberg, Gablonz und Friedland, manchmal
gibt man dem Gau eine noch weitere Ausdehnung, aber wir wollen
den Namen hier stets im ersteren Sinne verwenden. (vgl. die Karte).

Wo heute sich Dorf an Dorf reiht und aufblühende Städte voll wirt-
schaftlicher Kraft stehen, da gab es vor tausend Jahren nichts als Wald,
nur am unteren Lauf der Flüsse und Bäche von grünenden Wiesen unter-
brochen. Ortsnamen wie Mícha (d. i. Eiche) oder Eichicht bezeugen den
Laubwald, Grünwald oder Tannwald das Nadelgehölz. Denn unser
Gebiet liegt mitten im Gebirge oder im Vorland dazu, an der Grenze
zweier alten Länder, Böhmens und der (im 15. Jahrhundert so benannten)
Oberlausitz. Früher bildete die Grenze nicht eine Linie wie heute, sondern
sie war durch den breiten Streifen unwegsamen Waldes, den Markwald,
gegeben. Wollte man die Grenze näher bezeichnen, so hieß es: usque ad
mediam silvam, d. i. bis zur Mitte des Waldes oder bis zur Wasserscheide.
Nach Cosmas, Böhmens ältestem Chronisten, gehört alles Land zu Böhmen,
das die Elbe vor ihrem Durchbruch durch das Gebirge entwässert. Unsere
Landschaft führt zum größeren Teil ihre Gewässer durch die Reife der
Oder zu und so weit gehörte das Land von Haus aus nicht zu Böhmen;
nur was zur Iser seine Bäche sendet, ist altes Böhmerland.

Der Markwald blieb lange unbesiedelt. Solange guter Boden in Fülle
zur Verfügung stand, brauchte der Mensch die unsagbar mühselige Arbeit
des Rodens nicht auf sich zu nehmen. In der Vorzeit siedelte man nicht
gern über 250 m, der tiefste Punkt des Gablonzer Bezirkes liegt 381 m!
Aber das heißt nicht, daß in der Vorzeit unsere Landschaft nicht vom
Menschen betreten wurde. Der Wald bot Jagdwild und Beerenfrüchte,
Holz zum Bauen der Hütten und zum Brennen. Auf der Jagd mögen
Steinbeile und Bronzeäxte, die man vereinzelt im Friedländischen und
um Grottau gefunden hat, verloren worden sein — von Menschen, die im

unteren Reißetal wohnten. Der Schauer des Waldes zwingt zur Ehrfurcht vor der Gottheit: ein heiliger Hain scheint beim Heidenstein von Weigsdorf gewesen zu sein. Auch zum Schutz sucht der Mensch den Wald auf, wenn Kriegsgeheul das Tal durchbraust; Fliehburgen errichtete man im Walde. Der hohe Hain bei Raspenau trägt das älteste Baudenkmal unserer Landschaft: den Steinwall einer Fluchtburg von ungefähr dreitausendjährigem Alter. Auch Verkehr gab es über das Gebirge: aus Böhmen die Fiser aufwärts und die Reisse abwärts der Lausitz zu. Im Friedländischen sind römische Münzen der Zeit von 60 bis 500 n. Chr. gefunden worden; sie bezeugen den Bestand eines Weges vom Mohelkatal ins Reißgebiet und über den Hemmrich der Wittig entlang; auch andere Pfade wird es gegeben haben.

Zur Römerzeit wohnten diesseits und jenseits des Gebirges germanische oder altdeutsche Stämme. In Böhmen saßen die Markomannen, aus denen später die Bayern hervorgegangen sind. In unserer Gegend finden sich keine Siedlungsspuren von ihnen, aber die römischen Münzen bezeugen, daß Germanen über das Gebirge gezogen sind. Nachdem Böhmen mehr als ein halbes Jahrtausend ein deutsches Land gewesen war, wanderten die Slawen ein. Nach Böhmen und Mähren kamen die Sudetenflawen, von denen der um Prag ansässige Stamm der Tschechen im Laufe einer blutigen Geschichte die Oberherrschaft über die übrigen Stämme an sich riß. Nach der Grenzkunde des Prager Bistums von 1086 saßen um Turnau die Chrowaten, gleichen Namens wie die südslawischen Kroaten — das Wort bedeutet Hirten. Wann und wie sie den Prager Tschechen untertänig wurden, ist nicht bekannt. Nördlich des Gebirges, in der Gegend von Görlitz und Bauzen, waren die slawischen Milzen eingezogen. Unser Gebirgsland blieb noch lange unbesiedelt.

Die böhmischen Slawen wurden von Karl dem Großen unterworfen und das Land dem Deutschen Reiche angegliedert. Schon im 9. Jahrhundert haben deutsche Glaubensboten die Tschechen dem Christentum gewonnen und in den abendländisch-deutschen Kulturkreis einbezogen. Die Oberlausitz wurde um 1000 n. Chr. vom Markgrafen von Meissen erobert und erhielt deutsche Landesherren. Sie zerfiel in zwei ungleiche Hälften: das Spreegebiet oder Land Bauzen und das Reißetal oder den Sagost (d. i. Hinterwald). Im Sagost hatte neben dem Markgrafen der Oberlausitz auch der Bischof von Meissen Besitz. Ihm gehörte der mittlere Teil, das Gebiet um Ostrik, das Kaiser Heinrich II. der Kirche 1007 geschenkt hatte. Dadurch wurde das markgräfliche Gebiet in zwei Teile zerlegt, von denen der nördliche später das Land Görlitz, der südliche die Landschaft Zittau bildete.

Im Jahre 1076 wurde die Oberlausitz ein Nebenland der böhmischen Krone. Aber während das Land Bauzen 1086—1158, das Görlitzer Gebiet wenigstens von 1144—1158 ihr entfremdet waren, ist die Landschaft Zittau seit 1076 nicht aus den Händen der böhmischen Herrscher gekommen; sie wurde 1144 nicht an Konrad von Wettin noch 1253 mit der übrigen Lausitz an Otto von Brandenburg abgetreten. Das Gebiet war dadurch mit Böhmen enger verwachsen; kirchlich wurde es dem Prager Bistum unterstellt und bildete das Dekanat Zittau des Archidiaconates Jungbunzlau. Es umfaßte das obere Reißetal mit seinen Zuflüssen, die Gegend von Rumburg bis Reichenberg und bildete einen Verwaltungs-

bezirk, dessen Mittelpunkt Zittau war, wo ein königlicher Burggraf als oberster Beamter saß.

Die Oberlausitzer Grenzurkunde von 1241, jenes wichtige Denkmal, von dem die Siedlungsgeschichte der Gegend ihren Ausgang nehmen muß, scheidet das bischöfliche und das königliche Land im Sagost und im Lande Bautzen. Sie gibt uns den Befund von 1223, in welchem Jahre die Begehung stattfand. Ihr entnehmen wir, daß dem Bischof links der Meißer der Eigen und rechts der Meißer die Gegend von Seidenberg gehörte. Das engere Gebiet um Ostrik aber ist zur Landschaft Zittau geschlagen; nachdem die Königin hier das Kloster Marienthal gegründet hat, wird auch dieser Teil dem Prager Bischof unterstellt und dem Dekanat Zittau einverleibt. Das obere Wittigtal, das Hauptgebiet der späteren Herrschaft Friedland, scheint 1223 noch siedlungsleer zu sein. Der König nimmt es — sicher noch vor 1253, wo die Oberlausitz an die Askauer abgetreten wird — für sich in Anspruch, aber kirchlich verbleibt es beim Priesterstuhl Seidenberg und dem Meißner Bistum bis zur Reformation.

In slawischer Zeit waren Böhmen und die Oberlausitz in Burgbezirke gegliedert, in der lateinischen Urkundensprache in Böhmen Kastellaneien, in der Oberlausitz Burgwarde genannt. In Böhmen waren slawische Große die Burggrafen des Landesfürsten, in der Oberlausitz aber saßen nach der Eroberung deutsche Ritter auf den Burgen. Sie und ihre Mannschaft bildeten eine deutsche Herrenschicht, während die Bevölkerung wendisch blieb. Im Bischofslande des Sagost bildeten der Eigen und Seidenberg aller Wahrscheinlichkeit nach solche Burgwarde. In letzterem trägt die Burg schon 1188, als sie uns zum erstenmal genannt wird, einen deutschen Namen, wie auch die Burgumwallung auf deutsche Anlage hinweist; aber 1223 sind die Flurnamen und wohl auch die Bevölkerung noch durchweg wendisch.

Daß im Jeschken-Her-Gau jemals in alter Zeit Slawen gesiedelt hätten, davon erfahren wir aus der Geschichte nichts. Nur geringe Bodenspuren und einige Ortsnamen geben uns Kunde davon. Im Friedländer Bezirk befindet sich bei Lautsche ein kleiner slawischer Ringwall, der aus dem 11. Jahrhundert stammen mag, aber nur kurze Zeit in Benützung war. Ähnlich dürfte bei Grottau eine solche Wallburg bestanden haben, wie der Ortsname (wend. *grad* „Burg“) lehrt. Sonst finden wir in dem Bezirke Friedland vier slawische Ortsnamen: Göhe, Lautsche, Tschernhausen, Friedlanz (gegenüber 43 deutschen!), in den Herrschaften Grafenstein und Reichenberg etwa 10: Grottau, Dönitz, Ketten, Kragau, Wittig, Schwarau, Köchitz, Bratislawitz und Proschwitz. Es handelt sich durchweg um kleine, unbedeutende Siedlungen, keine Urkunde berichtet von ihren slawischen Einwohnern; schon im 14. Jahrhundert waren sie alle deutsch. Sie dürften auch vorher nicht lange bestanden haben; kein Anzeichen spricht dafür, daß der älteste Ort von ihnen über das Jahr 1000 n. Chr. zurückreicht. Diese Slawen gehörten nicht zu den Tschechen, sondern zu den Oberlausitzer Wenden. Der Name Grottau beweist es deutlich: nicht tschechisch *hrad*, sondern wendisch *grad* liegt zugrunde (das Wort selbst ist eine Entlehnung aus germanisch *gard* „Umhegung, Burg“, woraus auch unser „Garten“ hervorgegangen ist). Auf diese dünne slawische Vorbesiedlung darf gerade das Tschechentum keine geschichtlichen Ansprüche stützen.

Anders gestaltet sich die älteste Geschichte des Südost-Teiles vom Reichenberger Bezirke und des gesamten Gablonz-Tannwalder Gebietes. Sie gehörten von Haus aus zu Böhmen. Wie weit die Dekanate Gabel und Turnau in ihrem Umfange alten Verwaltungsbezirken entsprechen, wissen wir nicht. Als ältester Besitzer tritt uns das Herrengeschlecht der Markwarte entgegen, dessen Glieder wohl anfangs königliche Verwaltungsbeamte hier waren, denen aber seit dem 13. Jahrhundert das Land zu eigen gehörte. Es mag ihnen vom König für besondere Dienste überlassen worden sein. Ob der deutsche Graf Markwart, der uns in der Frühzeit am Prager Hofe genannt wird, ihr Ahnherr ist, läßt sich weder beweisen noch widerlegen. Aus ihnen gingen die Herren von Lämberg, die Wartenberge, die Waldsteine u. a. hervor; bezeichnend ist, daß sie ihren Burgen deutsche Namen gaben: Lämberg, Wartenberg, Waldstein. Einer ihrer Vorfahren hatte um 1145 das Zisterzienser-Kloster Münchengrätz gegründet, dessen Mönche wohl die ersten deutschen Bewohner unserer Gegend waren. Rund hundert Jahre später schenkte ein anderer Sproß des Geschlechtes das Gebiet von Micha dem deutschen Johanniter-Orden zur Gründung einer Kommende.

In der Gegend um Turnau siedelte der slawische Stamm der Chrowaten; wie weit er seine Siedlung durch Kolonisation an das Gebirge herangeschoben hatte, wissen wir im einzelnen nicht. Vor den Hussitenkriegen werden nur Liebenau, Reichenau, Radl und Gablonz genannt. Um 1200 bestand wohl das Chrowatendorf *Hodkowice*, wo später das deutsche Städtchen Liebenau angelegt wurde, und vermutlich auch Radl, vielleicht noch zwei oder drei andere Dörfer. Ein weiterer Vorstoß der tschechischen Siedlung scheint erst im 14. und 15. Jahrhundert erfolgt zu sein.

So sehen wir um 1200 das Gebiet des Felschen-Eiser-Gaues zum weitaus größten Teil noch unbesiedelt. Nur der Nordweststrand von Friedland, der Flußlauf der Neiße, der Südrand des Gebirges im Mohellatal war von slawischer Siedlung erfaßt worden. Es waren unbedeutende Ortschaften, die für die geistige und wirtschaftliche Entwicklung unseres Gaues ohne Bedeutung blieben und ohne Zwang im nun rasch aufblühenden deutschen Siedlungsleben aufgingen. Was die drei Bezirke heute sind — ihre wirtschaftliche und kulturelle Leistung hat nicht nur in Deutschböhmen, sondern auch in Mitteleuropa, ja in der ganzen Welt einen guten Namen — das danken sie der deutschen Siedlung und der deutschen Arbeit.

Die Urbarmachung der böhmischen Randgebirge ist ein Teil der gesamten ostdeutschen Siedlungsbewegung, die man mit Recht eine der größten Taten des deutschen Volkes im Mittelalter genannt hat. Es ist auch zugleich eine der größten Kulturleistungen, die jemals auf Erden vollbracht wurde. Der deutsche Osten, der vordem von germanischen Stämmen teils seit grauer Vorzeit, teils seit den Römertagen bewohnt worden war, hatte durch die Völkerwanderung seine früheren Besitzer verloren. Das weite Land zwischen Elbe, Saale, Böhmerwald und Alpenland einerseits und Weichsel und Karpathenhogen anderseits war nahezu menschenleer geworden und fiel als leichte Beute den von Osten einwandernden Slawen zu. Im Laufe der Zeit aber wurde den Deutschen das Land westlich der Elbe zu eng. Dort gab es Übervölkerung, während das Land von den Slawen infolge der ungeheuerlichen Aus-

dehnung nur dünn hatte besetzt werden können. Im Norden war der Besiedlung die Eroberung vorangegangen, weil man im Mittelalter glaubte, die milde Lehre des Heilandes auch mit Waffengewalt den Heiden beibringen zu müssen. Aber mit allem Nachdruck muß hervorgehoben werden, daß im Gebiete der Sudeten, in Schlesien, Mähren und Böhmen, die deutsche Wiederbesiedlung in völlig friedlicher Weise vor sich ging. Nicht mit Gewalt, sondern mit dem Pfluge hat der Deutschböhme sein Land gewonnen, vom Grundherrschaften gern gesehen und oftmals gerufen. Schon waren Sachsen und Schlesien deutsch geworden, als die Bewegung auch über die böhmischen Berge griff. So ging im 11.—14. Jahrhundert die deutsche Wiederbesiedlung des Ostens vor sich, der das deutsche Volk zwei Fünftel seines heutigen Volkshodens verdankt.

In Böhmen setzt die Bewegung Ende des 12. Jahrhunderts ein; ihre große Zeit wurde das 13. und 14. Jahrhundert. Die Dorfsiedlung ging voran, die Städtegründung und der Bergbau folgten. Alle Städte Böhmens wurden damals von Deutschen gegründet, und die Stadtkultur blieb bis zu den Hussitenkriegen auch im Landesinnern deutsch. Der deutschen Arbeit verdankt Böhmen im 14. Jahrhundert seine höchste kulturelle und wirtschaftliche Blüte, die erst durch die Hussitenkriege vernichtet worden ist.

Im Jeschken-Fier-Gau beginnt die deutsche Siedlung in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Längs der Neiße von Görlitz bis Zittau waren schon Ende des 12. Jahrhunderts deutsche Dörfer entstanden, und bald nach der Jahrhundertwende wurden die ersten deutschen Städte gegründet, Görlitz zwischen 1210—20, Zittau ein wenig später. Ringsum waren schon deutsche Dörfer vorhanden, denn die Anlage einer Stadt setzt den Bestand der Dörfer voraus, deren wirtschaftlicher Mittelpunkt sie ist. Zittau hat wohl der böhmische König Dtaker I. (1197—1230) gegründet, nicht nur zur wirtschaftlichen Hebung des Landes, sondern auch zum Schutze der Nordgrenze Böhmens; die alte teilweise noch erhaltene innere Mauer zeigt den Umfang der ältesten Anlage. Schon 1254 wurde sie von Dtaker II. ausgebaut; der heutige Parkring trug den Mauerkranz der erweiterten Stadt.

Noch gab es gegen Friedland und Reichenberg keine Landesgrenze, und auch die alte Landesgrenze Böhmens, die durch den Jeschkenkamm gebildet wurde, war kein Hindernis für den deutschen Siedlerstrom. Denn der Landesherr für die Oberlausitz und Böhmen war bis 1253 derselbe, und auch nachher blieb ja das Zittauer Land bei Böhmen. Dieses selbst gehörte wie die Lausitz zum Deutschen Reiche, wenn sein Herrscher auch ein slawischer Fürst war. Die Siedler blieben innerhalb der Grenzen des Reiches. Sie kamen aus der Oberlausitz, die von der deutschen Kolonisation schon ergriffen war, und dahin waren sie auch aus Meissen und Thüringen gekommen. Das erweist zur Genüge die Gleichheit der Mundart von diesseits und jenseits der Grenze, und die wenigen aus Ortsnamen hervorgegangenen Familiennamen bestätigen es. Mancher kam auch aus größerer Ferne, aus Bayern oder Franken, wie die Familiennamen Bayer (Beuer) und Frank andeuten.

Sie zogen das Neißetal aufwärts und drangen in das Gebiet des Nebenflusses Wittig und des oberen Neißelaufes vor. Das Land fanden

sie — mit Ausnahme jener wenigen genannten slawischen Siedlungen — unbebaut vor. Das bezeugt vor allem die regelmäßige Form der Dorf- und Fluranlagen. Es sind durchwegs Waldhufendörfer, die ganz planmäßig angelegt wurden: auch dies ein Zeichen der verhältnismäßig späten Besiedlung. Vom Grundherrn erhielten sie den Boden zugewiesen. Dann ging es ans Roden des Waldes und nach harten Anfrangsjahren konnten sie die Früchte ihres Fleißes genießen. Sie lebten auch auf dem neuen Boden durchaus nach deutschem Recht. Jede Familie hatte durchschnittlich eine Hube zur Bebauung zugewiesen. Nur der Führer der Bauernschar, welcher auch das Oberhaupt der neuen Gemeinde als Richter oder Scholze blieb, bekam größeren Besitz als Lohn für die Anlage des Ortes zugewiesen. Sein Name lebt noch vielfach in der Ortsbezeichnung fort: Arnsdorf, Berzdorf, Herrnsdorf, Wegwalde, Ullersdorf usw. bezeugen einen Arnold, Bertold, Herrmann, Wegel oder Werner, Ulrich usw. als häuerlichen Gründer dieser Orte. So bewahren uns die Dorfnamen oft das Andenken an die wackeren Männer, die hier Boden dem deutschen Volke gewannen. Die wenigen ursprünglich slawischen Ortschaften, durch ihre kleine Flur noch heute auffallend, gingen bald im Deutschtum auf, nicht etwa durch Zwang, sondern durch ganz natürliche Einsmelzung. Manche der Orte wurden sogar in Waldhufendörfer umgesiedelt, damit die Bewohner auch der Segnungen der deutschen Dorfverfassung teilhaftig würden.

Nach der geographischen Lage ist es begreiflich, daß der Bezirk Friedland und der untere Teil des Bezirkes Reichenberg zuerst ausgebaut wurden. Nur zur Hälfte etwa wurde das obere Reipetal (Reichenberg) von der mittelalterlichen Siedlung erfaßt, während wir im Gablonzer Bezirke erst die Anfänge feststellen können. Hier hat dann die neuzeitliche Siedlung, die sich in anderen Formen bewegte, das Land erschlossen. Diese deutsche Siedlung nun, welche die Zahl der Ortschaften außerordentlich vermehrte und den Steuerertrag für den Grundherrn vervielfachte, führte dazu, daß die alten Verwaltungsgebiete in kleinere Gebilde, die Herrschaften, aufgelöst wurden. Das obere Wittigtal, bisher völlig unbefiedelt und nun durch deutschen Bauernfleiß zu einer wohlhabenden Landschaft gestaltet, wuchs zur Herrschaft Friedland. Hier sehen wir — deutlich wie selten —, daß durch die ostdeutsche Siedlung eine Herrschaft neu auf Waldboden geschaffen wurde. Zwischen 1223, wo die Begehung für die Grenzurkunde geschah und nur slawische Flurnamen aufscheinen, und 1278, wo das castrum Vridelant mit Zubehör vom König vergeben wird, muß der Landesausbau stattgefunden haben. Auch für die Herrschaften Grafenstein und Reichenberg dürfen wir Ähnliches annehmen, auch hier scheinen keine slawischen Burgbezirke vorangegangen zu sein wie etwa bei Ostriß. Deutlich bestätigt wird der Vorgang durch die Entwicklung im Gablonzer Bezirk. Der Ostteil, von der mittelalterlichen Siedlung unberührt, bis zum 16. Jahrhundert Waldbland der Herrschaft Rawarow, entwickelte sich im 17. Jahrhundert durch die Besiedlung zu einem eigenen Gute und wird im 18. Jahrhundert zu einer selbständigen Herrschaft.

Es war wohl der Geldbedarf zum letzten Kriege gegen Rudolf von Habsburg, der Otakar II. veranlaßte, 1277 die Herrschaft Grafenstein an die meißnischen Burggrafen von Dohna, 1278 Friedland an Ru-

dolf von Biberstein zu verkaufen; etwas später wird die Herrschaft Hammerstein (nachmals Reichenberg) diesem ebenfalls meißnischen Geschlechte zugefallen sein, erwähnt wird sie erst 1357. Um 1310 wurden die Herren von Dohna und von Biberstein aus dem Zittauer Landgerichte entlassen und damit unmittelbar der Krone Böhmens unterstellt. Das führte zum völligen Anschluß ihrer Herrschaften an das Land Böhmen, während Zittau 1346 endgültig zur Oberlausitz zurückkehrte. — Anders verlief die Entwicklung im Südosten auf der böhmischen Seite, doch ist der nähere Vorgang noch ungeklärt. Zu unbekannter Zeit, vermutlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts, sind die Herrschaften Klein-Stein und Rawarow entstanden, etwa gleichzeitig mit Hammerstein das Gut Friedstein. Da ihr Schwerpunkt außerhalb des Jeschken-Isar-Gaues liegt, brauchen wir nicht näher darauf einzugehen.

Der Mittelpunkt der Gewalt in der Herrschaft ist die Burg. Dort sitzt der adelige Grundherr mit bewaffneter Schar, den Frieden aufrecht zu erhalten, Recht zu sprechen und die Steuern einzuheben. Die ältesten Burgen sind heute fast spurlos verschwunden; es waren sogenannte Uferburgen, die einen Vorsprung des Talufers, der durch einen Graben vom Hinterland getrennt wurde, ausnutzten. Solcher Art waren die Holzburgen in Friedland, in Grottaw und im Malbusch von Machedorf. Als sie gegen die verbesserten Steinwurgeschütze nicht mehr genügend Schutz boten, wurden sie durch steinerne Höhenburgen ersetzt: Friedland, Grafenstein, Hammerstein. Als die Herrschaft Grafenstein 1437 durch Erbschaft geteilt wurde, errichtete man die Steinburg Roimunt (d. i. Königsberg). Welche Rolle die Holzburg auf dem Reistein gespielt hat, ist aus Mangel jeglicher Überlieferung nicht mehr erkennbar. Die Burgen der südöstlichen Herrschaften liegen außerhalb unserer Bezirke; der deutsche Name von Friedstein und Waldstein zeigt, daß diese Burgen erst nach Einsetzen der deutschen Siedlung — gewiß von deutschen Baumeistern — errichtet worden sind.

Zu jeder Herrschaft gehörte eine Stadt, welche den wirtschaftlichen Mittelpunkt bildete, wohin die Bauern ihre Erzeugnisse zu Markte brachten, wo sie die Waren des Handwerkers kauften. 1278 wird die Burg Friedland genannt, erst 1290 der Ort; sicher bestand die Stadt schon früher, wenn wir das Gründungsjahr auch nicht anzugeben vermögen. Grottaw wird 1287 zuerst erwähnt, die Stadt bestand wohl schon zwei oder drei Jahrzehnte. Kragau und Reichenberg, ebenso Liebenau treten erst 1352 in Erscheinung; Kragau dürfte um 1280, die andern beiden um 1300 gegründet worden sein. Vermutlich war Kragau die zu Hammerstein gehörige Stadt; als sie — unbekannt wie — zu Grafenstein kam, legte man an Stelle von Habersdorf — so wird Reichenberg noch 1411 genannt — eine neue Kleinstadt an, der man den Wunschnamen Reichenberg gab. Liebenau trat als Städtchen der Herrschaft Friedstein an Stelle des chrowatischen Dorfes Hodkowiz; anfänglich deutsch, wurde es durch die Hussitenkriege tschechisch und erst Ende des 16. Jahrhunderts wieder deutsch. Ein Zehentverzeichnis der Pfarren dieser Städte von 1352 läßt uns ihre Größenverhältnisse ablesen: Grottaw zählt 24, Liebenau 12, Kragau 7, Reichenberg 2 Großen halbjährig an den Papst. Gablonz war noch Dorf, so arm, daß



seine Pfarre nichts versteuerte, während die Dörfer Weiskirchen und Wekwalde je 7 Groschen leisteten.

Neben dem Bauern und Bürger kam auch der Bergmann ins Land. Auf dem Schafberg bei Krakau befanden sich wohl die ältesten Erzgruben. Die Burg Hammerstein, 1357 erstgenannt, hat ihren Namen zweifellos nach einem Eisenhammer. Bürger von Zittau und Görlitz hatten Anteil am Bergbau in Frauenberg. Eine neue Blüte erlebte der Bergbau im 16. Jahrhundert; im Gründungsfieber überspannte man sogar seine Kräfte: Frauenberg, Engelsberg und Neustädte werden zu Bergstädtchen erhoben bzw. neu gegründet. Als der Bergbau im 17. Jahrhundert seine Ertragfähigkeit verlor, sanken sie wieder zu Dörfern herab, ebenso wie das nicht viel ältere Städtchen Grafenthal zum Dorfe Grafenstein wurde; Neustädte ist so vollständig verschwunden, daß man lange nicht wußte, wo es stand. Im Friedländischen dagegen hat sich der Bergort Neustadt a. T. gehalten und wurde im 19. Jahrhundert zu einem wichtigen Industrieort.

Entscheidend für den deutschen Volksboden aber war und blieb die bäuerliche Siedlung. Am frühesten genannt sind Ullersdorf (1287) bei Grottau, Wiese (1306) und Weigsdorf (1334) im Friedländischen; dann folgen die schon erwähnten Pfarrorte von 1352. Außer den Städten sind es Weiskirchen, Wekwalde, Wittig, Röchlich, Massersdorf (Wratislawitz). Aber die Nennung der Orte hängt von Zufälligkeiten ab. Von der Herrschaft Friedland besitzen wir ein Urbar (Steuerverzeichnis) von 1381 und erfahren dort gegen 20 weitere Namen. Von den Herrschaften Reichenberg und Grafenstein haben wir solche Verzeichnisse erst von 1560 und sind nicht in der Lage anzugeben, wieviel Orte vor dem Hussitenkriege bestanden. Aber wir können sagen, daß im Friedländischen und Grafensteinischen drei Viertel aller Ortschaften auf Rechnung der alten ostdeutschen Siedlung zu setzen sind. Die Reichenberger Gegend mag etwa zur Hälfte ausgebaut worden sein, wie wir schon andeuteten; den Bezirk Gablonz, noch weiter im Gebirge gelegen, erreichten erst die Anfänge. Hier werden 1352 nur die beiden Pfarrorte Reichenau und Gablonz genannt. Reichenau ist deutsch benannt, dem Lautstand seiner tschechischen Namensform nach (Rychnov, nicht Richnov) wohl erst Anfang des 14. Jahrhunderts angelegt, wahrscheinlich von den Münchenträger deutschen Mönchen mit deutschen Bauern begründet. Gablonz ist slawisch benannt; aber es trägt einen Flurnamen, keinen Siedlungsnamen: Apfelbaumort (zu tschechisch jablůň Apfelbaum). Es lag Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts wüst; als es wieder besiedelt ist, sind seine Einwohner rein deutsch. Wie das alte Gablonz seiner Sprache nach war, wissen wir nicht. Wir kennen nur die Taufnamen der Pfarrer, sie sind teils christlich-antik, teils deutsch, kein slawischer ist darunter; aber aus Pfarrernamen kann kein sicherer Schluß auf die Bevölkerung gezogen werden.

Mit der deutschen Siedlung erfolgte die eigentliche Landnahme im Bezirke. Jetzt begann die große Rodung, die Zurückdrängung des Waldes auf die Berghöhen. Mit der Art und mit dem Pfluge wurde das Land erobert und dem Anbau durch Menschenhand zugeführt. Und wo bis vor kurzem noch kaum berührter Urwald stand, dort grüntem nun Felder und Fluren und trugen tausendfältige Frucht. Anfangs mag

die Wahl des Platzes für eine Ortsgründung einfach von der besten Gelegenheit abgehangen haben, bald ging man planmäßig vor. Das ganze Kasnitäl zum Beispiel ist in vier annähernd gleich große Stücke aufgeteilt: Friedland 1340 Hektar, Schönwald 1366 Hektar, Rüdgersdorf 1432 Hektar, Wärnsdorf 1341 Hektar. Man sieht, im Siedlungswerke erfahrene Männer waren an der Arbeit. Zur Anlage des Dorfes steckte man meist ein rechteckiges Stück ab, das in senkrechte Streifen zum Wege oder Bache zerlegt wurde. Ein solcher Streifen oder eine Hufe bildete das Durchschnittsmaß eines Bauerngutes; je nach der Güte des Bodens war das Ausmaß kleiner oder größer. Der Grund blieb Eigentum des Grundherrn; der Bauer zahlte einen Erbpacht, konnte aber das Gut frei veräußern und vererben. Denn der deutsche Bauer war persönlich frei, während der slawische in Hörigkeit verfallen war. Erst unter den Folgen des Hussitenkrieges wurde auch der freie Bauer vom Adel in Leibeigenschaft herabgedrückt.

Der Hussitenkrieg, der seine verheerenden Spuren auch im Meißental hinterließ, hatte einen kurzen Siedlungsvorstoß der Tschechen ins Gebirge zur Folge. Im Südostteil des Reichenberger Bezirkes tauchen Schimonowitz (Schimsdorf), Zaberlich, Saskal, Fermanitz (Hermannsthal), Peltowitz, Radonowitz, Ridwaltitz urkundlich 1540—50 zum ersten Male auf, sind aber gewiß älter; zwei davon sind mit deutschen Namen: Ferman aus Hermann, Rhydwalt aus Rüdwalt, gebildet. Im Bezirke Gablonz hatten wir nur Reichenau und Gablonz kennengelernt; dazu kommen noch Radl, 1419 genannt, und Gistei, Stanovi, Marschowitz, die vermutlich 1469 in Kriegswirren verödeten (sie wurden wie Gablonz im 16. Jahrhundert von deutschen Bauern neu aufgebaut). Die kleinen Dörfer Kopain, Pintschei, Puletschnei, Dalleschitz, Klitschnei, Tschischlowitz dürften dem 15. Jahrhundert entstammen. Diese Dörfer sind im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts deutsch geworden; nicht unter Anwendung von Gewalt oder Verübung irgendwelchen Unrechtes, das hätten die tschechischen Machthaber wohl zu verhindern gewußt; sondern wenn ein Bauernhof durch Tod oder schlechte Wirtschaft zum Verkauf kam, meldeten sich mehr deutsche Käufer als tschechische, umgekehrt wie es heute ist. Der Rest ging freiwillig in der höheren deutschen Kultur auf.

Aber dieser Vorgang fällt schon in den folgenden Abschnitt. Wir unterscheiden im Siedlungsvorgange die Zeit der Landnahme und die des Siedlungsausbauens. Zur ersteren kamen die Siedler von außen; zwar meist nicht aus großer Ferne, sondern aus der nahe gelegenen Oberlausitz, wo ihre Väter und Großväter eben erst ansässig geworden waren. Jetzt aber stellten die Dörfer der Herrschaft zumeist selbst die Menschen, die zur Anlage neuer Ortschaften benötigt wurden. Lag früher der Anstoß zu Neugründungen mehr in den Händen der landfuchenden Bauernscharen, so war jetzt vor allem die Grundherrschaft tätig, die einen reicheren Ertrag ihres Landes erzielen wollte. Das prägt sich äußerlich in der Namengebung aus. Lurdorf, entstanden 1576, ist der letzte Ort in der Herrschaft Reichenberg, der nach seinem ersten Scholzen (Mathes Lukas) benannt wurde; Friedrichswald, Matharinenberg, Franzendorf, Rudolfsthal usw. sind nach Mitgliedern der Familie Hädern oder Gallas genannt. Im Gablonzer Bezirk sind nur

Georgenthal, Hennersdorf und das erwähnte Lurdorf nach Bayern, Albrechtzdorf, Antoniwald, Josefstal, Karlsberg usw. nach Angehörigen des Hauses Desfours geheißten. Oft werden auch neben den alten Orten neue angelegt, was in der Benennung Neu- oder Nieder- zum Ausdruck kommt: Neu-Paulsdorf, Neu-Harzdorf, Nieder-Hanichen usw.

Meist führen wirtschaftliche Gründe zur Neuanlage. Gewöhnlich waren es Borwerke der Herrschaft, die nicht genügend Ertrag abwarfen und nun in kleine Bauerngüter aufgeteilt wurden. Franzendorf, Neu-Harzdorf, Nieder-Hanichen u. a. sind so entstanden. Gelegentlich geschah es zur sozialen Fürsorge: auf Bitten armer Leineweber legte Katharina von Rädern 1608 Katharinberg an, um ihnen Wohnung zu geben. Aber auch Zwang wurde manchmal geübt: ins raue Rudolfsthal wollte niemand ziehen; in Ketten wurden zwei jungverheiratete Chemänner hinaufgebracht. Doch in der Regel kam der Wunsch nach eigenem Heim den Absichten der Herrschaft entgegen.

Der Bergbau war verschwunden; dafür traten andere Gewerbe siedlungsfördernd auf, vor allem die Glasmacherei. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstand Grünwald, um 1600 Friedrichswald; Neu-Wiese (1756), Christianstal (1787) sind Einsichten geblieben. Aber für die Bevölkerungsvermehrung ist das Glasgewerbe im Gablonzer Bezirke von ungeheurer Bedeutung geworden, so wie die Tuchmacherei für den Reichenberger.

Dieser zweiten Siedlungsperiode verdankt der Gablonzer Bezirk hauptsächlich seine Bevölkerung. Er besteht im wesentlichen aus dem Nordteil der alten Herrschaft Klein-Stal und der erst im 17. Jahrhundert gebildeten Herrschaft Morchenstern, wozu Bruchteile von den Herrschaften Reichenberg, Friedstein, Swijan, Großhohosek und Semil (aus der einstigen Herrschaft Nawarow hervorgegangen) kamen. Die deutsch benannten Dörfer der Herrschaft Klein-Stal wurden jetzt gegründet, die ganze Herrschaft Morchenstern ausgebaut. Mag Morchenstern selbst die Übersetzung eines tschechischen Flurnamens sein, als Siedlung ist es eine deutsche Anlage; alle Dörfer dieser Herrschaft sind deutsche Gründungen: dem 17. Jahrhundert entstammen Lannwald, Neudorf, Wiefenthal, Johannesberg, Albrechtzdorf, Georgenthal, Magdorf, dem Anfang des 18. Jahrhunderts Antoniwald, Grafendorf, Dessendorf, Josefstal, Marienberg und Karlsberg.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts wurden neue Orte angelegt, die letzte Gründung ist Neurode bei Maffersdorf (um 1840), aber es wurde keine selbständige Gemeinde mehr daraus. Jetzt ist alles Land auf die Gemeinden aufgeteilt. Wenn irgendwo eine neue Häusergruppe gebaut wird, steht sie auf dem Boden einer Gemeinde. Der steigende Bevölkerungszuwachs führte nicht mehr wie einst zur Anlage neuer Ortschaften, sondern vielmehr zum Ausbau der bestehenden. Früher wuchs die Zahl der Dörfer, jetzt steigt die Einwohnerzahl. Auch neue Städte werden nicht mehr gegründet. Der letzte Versuch war die Anlage der Christianstadt (1787), die 1850 mit Reichenberg vereinigt wurde, so daß die Stadt heute fünf Viertel zählt. Dafür wachsen sich die Industriedörfer zu Marktflecken und schließlich zu Städten aus. Im Gebiet von Friedland und Grafenstein ist keine neue Stadt entstanden, die vier Grafensteiner Neugründungen des 16. Jahrhunderts

sind sogar eingegangen. Aber von den Industrie-Vororten Reichenbergs wurde Röchlitz 1908, Ober-Rosenthal 1925 zur Stadt erhoben. Den Haupterfolg jedoch errang der Bezirk Gablonz. Er besaß 1860 überhaupt noch keine Stadt, erst in diesem Jahre wurde sein Vorort zur Stadt erhoben. Jetzt zählt er ihrer 6: Gablonz, Johannesberg, Wiesenthal, Reichenau, ferner Morchenstern und Lannwald.

Das 19. Jahrhundert sah auch eine neue Einwanderung, und diesmal waren es Tschechen. Sie gehörten meist der Unterschicht an und suchten hier Arbeit und Nahrung. Viele von ihnen gingen im deutschen Volkstum auf, aber allmählich bildeten sich Minderheiten, die nach dem Umsturze infolge der Verdrängung der deutschen Beamten durch tschechische eine Oberschicht bekamen. Nachkommen ehemals hier anfassiger Slawen sind es nicht, sondern Einwanderer der allerjüngsten Zeit. Sie und da ist die Minderheit stark angeschwollen, aber im Kerne ist der Jeschken-Fjer-Gau durchaus deutsch, der Sprache sowohl wie seiner Wirtschaft und seiner Kultur nach.

Unsere Gegend war kein mit Glücksgütern gesegneter Landstrich. Nur ein kleiner Teil hatte gute Ackererde, die Herrschaft Reichenberg und die Gablonzer Gegend besaßen nur ärmlichen Boden. Aber gerade die Not der Landwirtschaft zwang die Bewohner zu gewerblicher Tätigkeit. Der Tuchmacherei und dem Glasgewerbe haben unsere Bezirke zu verdanken, was sie heute sind. Beides sind deutsche Gewerbe, von Deutschen ins Land gebracht, von Deutschen zu ihrer Blüte entwickelt. Der Jeschken-Fjer-Gau gehört zu den wirtschaftlich stärksten, kulturell höchststehenden Gebieten der Sudetenländer. Der schwachen slawischen Handbesiedlung verdankt er davon so gut wie gar nichts. Deutscher Hände Fleiß, deutscher Geist haben die Landschaft geschaffen. Wenn wir von Bergeshöhe hinab ins Tal blicken, so legen die dichtgedrängten Ortschaften, die bestellten Fluren, die rauchenden Schote Zeugnis davon ab, daß hier deutsche Kulturarbeit der Siedlung ihr Gepräge gab.

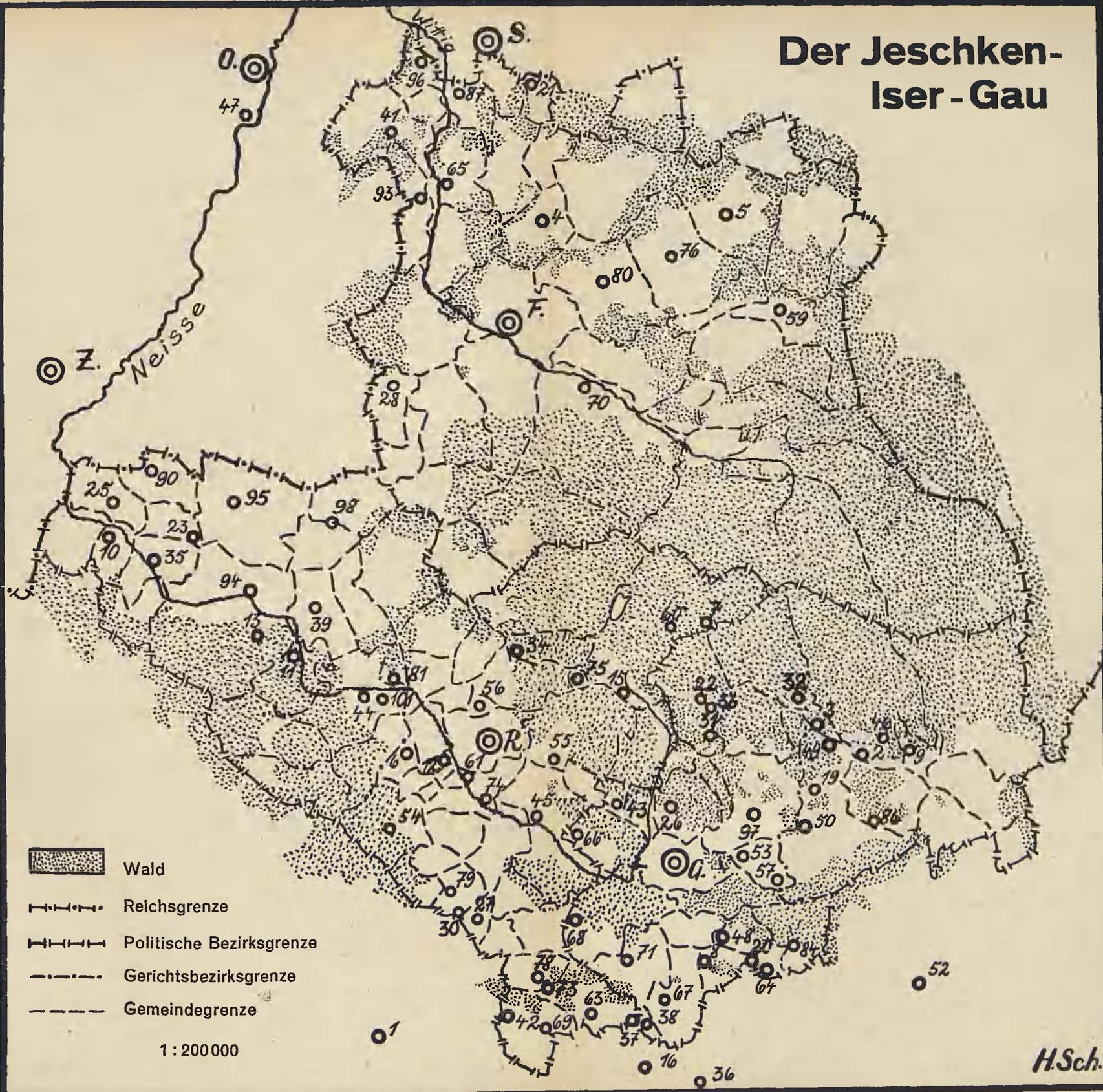
Ortschlüssel zur Karte des Jeschken-Iser-Gaues

1. Aicha	35. Ketten	69. Radonowitz
2. Albrechtstorf	36. Klein-Stal	70. Raspenau
3. Antoniuwals	37. Miltzchnei	71. Reichenau
4. Arnsdorf	38. Kopain	72. Reichenberg (R)
5. Bärnsdorf	39. Krápan	73. Ridwaltitz
6. Berzdorf	*40. Lámberg	74. Rödchitz
7. Christianstal	41. Lautsche	75. Rudolfsthal
8. Dalleschitz	42. Liebenau	76. Rüdgersdorf
9. Dessendorf	43. Lutzdorf	*77. Rumburg
10. Dönis	44. Machendorf	78. Saffal
11. Engelsberg	45. Maffersdorf	79. Schimsdorf
12. Franzendorf	46. Marienberg	80. Schönwald
13. Frauenberg	47. Marienthal	81. Schwarau
14. Friedland (F)	48. Marschowitz	82. Seidenberg (S)
15. Friedrichswald	49. Marzdorf	*83. Semil
16. Friedstein	50. Morchenstern	84. Stanowi
*17. Gabel	*51. Münchengrätz	*85. Swijau
18. Gablonz (G)	52. Rawarow	86. Tanwald
19. Georgenthal	53. Neudorf	87. Tschernhausen
20. Gistei	54. Nieder-Hanichen	*88. Tschischkowitz
21. Göhe	55. Neu-Harzdorf	*89. Turnau
22. Grafendorf	56. Neu-Paulsdorf	90. Ullersdorf
23. Grafenstein	57. Neurode	*91. Walbstein
*24. Großhofsitz	58. Neustädtel	*92. Wartenberg
25. Grottau	59. Neustadt a. T.	93. Weigsdorf
26. Grünwald	60. Neu-Wiese	94. Weißkirchen
27. Hermannsthal	61. Ober-Rosenthal	95. Weßwalbe
28. Hermisdorf	62. Östrik (O)	96. Wiese
*29. Jennersdorf	63. Pellowitz	97. Wiesensthal
30. Jaberlich	64. Pintschei	98. Wittig
31. Johannesberg	65. Friedlanz	*99. Bratislawitz
32. Josefstal	66. Proschwitz	(Maffersdorf 45)
33. Karlsberg	67. Puletschnei	100. Bittau (Z)
34. Katharinberg	68. Rabl	101. Hammerstein.

Amerkung:

Die mit * versehenen Orte konnten aus Platzmangel oder weil sie außerhalb des Blattausschnittes liegen nicht dargestellt werden.

Der Jeschken- Iser-Gau



Herbert Weinelt:

Burgen und Siedlung in Sudetenschlesien

Durch den deutschen Burgenbau des Mittelalters geht ein tiefer Schnitt, den E. Schuchhardt aufgezeigt hat: hier altgermanisches Erbe, dort römische und damit mittelländische Tradition. Der Wehrbau der deutschen Stämme, die auf altrömischem Kulturboden siedelten, vor allem der salischen Franken, aber auch der Bayern und Alemannen, wurde von den römischen Kastellen und Warttürmen nachdrücklich beeinflusst. Die regelmäßig viereckige Kastellform und die Turmburg taucht deswegen zuerst im Westen und Süden Deutschlands auf. Die Sachsen und Thüringer setzten dagegen die Form der altgermanischen Volksburg fort, deren Grundprinzip auch die ältesten Steinburgen im Osten Deutschlands zeigen: die rundliche, in ihrer besonderen Form freilich durch das Gelände bedingte Ringmauer, an der die einzelnen Burgbauten entlangstehen. Nur die Größenverhältnisse haben sich beträchtlich geändert, denn jetzt haben wir Herrensitze, nicht mehr Volksburgen vor uns. Die Slawen sind im Wehrbau die Schüler der Deutschen gewesen, ihre Burgen folgen der sächsisch-germanischen Bauweise, von einigen Besonderheiten und vielleicht auch byzantinischen Einflüssen abgesehen. Den fränkischen Burgenstil mit seinen Turmburgen und Kastellen kannten die Slawen lange Zeit nicht.

Nach dem mitteldeutschen Osten sind die Burgen fränkischer Art erst zur Zeit der ostdeutschen Landnahme, seit dem 12., besonders aber im 13. Jahrhundert gekommen. Wer waren die Träger dieses Burgenbaues? Die Frage wäre leicht zu beantworten, wenn die Verhältnisse im deutschen Altlande klar sein würden. Das ist aber nicht der Fall, denn der deutsche König, der den Burgenbau für das ganze Reich angeordnet hat, Heinrich I., war ein Sachse. Klingt doch in seinem Befehl noch ganz die Bestimmung der alten Volksburg durch. Im Westen und Süden Deutschlands konnte sich aber doch daneben die Turmburgen- und Kastellform behaupten.

Die Turmburgen bestanden eigentlich nur aus einem wehrhaften Wohnturm, der, von einer Verplankung umhegt, auf einem künstlich geschütteten Hügel inmitten eines Grabens gestanden hat. Das Material zu diesem Hügel lieferte der Aushub des Grabens, der nicht wie sonst zu einem Wall verwendet wurde. An den Turm schloß sich meist ein oft ebenfalls umwehrter Wirtschaftshof an. Heute sind bis auf sehr wenige Ausnahmen nur die Turmhügel inmitten der manchmal noch bewässerten Gräben vorhanden, der Turm ist längst verschwunden. Dieser Burgentyp ist in der Ebene entwickelt worden von Leuten, die auf den Schutz durch eine Bergeshöhe verzichteten, und sich mit Wassergräben begnügen

mußten. Das alles finden wir auch im mitteldeutschen Osten wieder, wenn es auch ganz sinnlos ist. So steht nicht selten mitten im Tale zwischen den einladendsten Höhen ein kleines Wasserkaßell, allseitig von einem günstigen Angriffsfeld umgeben, und mancher Turmhügel im engen Tal ist angesichts der dahinter liegenden, ihn weit überragenden Berglehne recht zwecklos.

Die bedeutende Anzahl der Turmburgen und der daraus entwickelten kleinen Wasserfesten auf Kolonisationsboden hat für das Deutsche Reich die erst seit jüngstem sehr regsame Burgwallforschung mit der planmäßigen Aufmessung aller frühgeschichtlichen Wehranlagen erkannt. Die Vielzahl hat dann zum Teil dazu geführt, diese Burgen als die bezeichnende Form der Burgen der ostdeutschen Landnahme überhaupt hinzustellen. Dies stimmt nun nicht. Schon M. Hellmich hat für Reichsschlesien festgestellt, daß die Turmhügel sich in jenem Gebiet häufen, im anderen hingegen recht selten sind. Zudem sind auch typische Burgen sächsischer Art von deutschen, ritterlichen Siedlern geschaffen worden; hier seien als Beispiele nur zwei gut durchforschte genannt. M. Jahn hat in der Wallanlage auf dem Burgberge bei Friedlanz, Bez. Friedland, Nordböhmen, eine frühdeutsche Wehranlage erkannt, ebenso W. Frenzel im Doppelwall auf dem Rothstein in der Oberlausitz (Abb. 1), den W. Radig in seinem Hauptstück allerdings noch der späten Sorbenzeit zuweist. Beide Burgen sind Höhenburgen sächsischer Art.

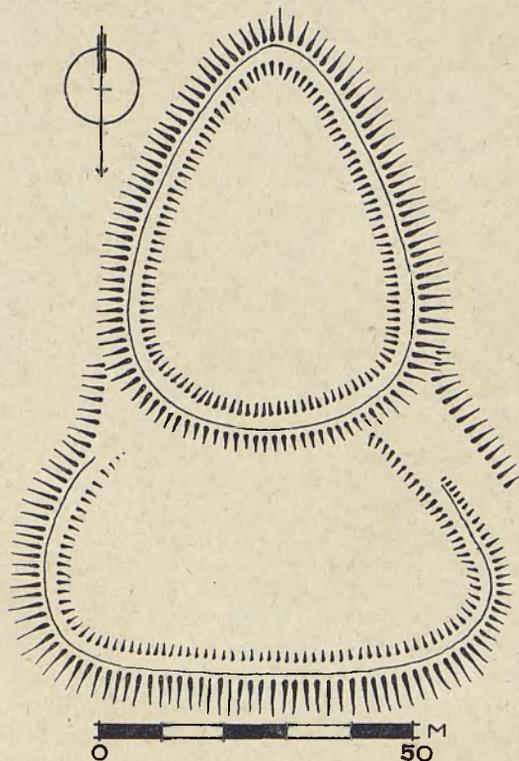


Abb. 1. Doppelwall auf dem Rothstein in der Oberlausitz. Nach W. Frenzel

Sind nun die beiden Burgtypen Erzeugnisse von Siedlern verschiedener Herkunft, oder sind beide Formen von den Siedlern aller deutscher Stämme nebeneinander verwendet worden, etwa so, daß die Höhenburgen nach sächsischer Art, die Festen der Niederung, des Tales, aber nach fränkischer Art gebaut wurden?

In der Beantwortung dieser Frage hilft uns die Untersuchung der Burgen des westlichen Sudetenschlesien wesentlich weiter. Durch das Gebiet ging die alte Grenze zwischen Schlesien-Polen und Mähren-Böhmen, etwa der heutigen Grenze zwischen den politischen Bezirken Freivaldbau und Freudenthal bzw. Jägerndorf folgend. Der Freivaldbauer Bezirk ist altes Breslauer Bistumsland; er war bis zum Einsetzen der deutschen Besiedlung Waldlandschaft, die der Slawe aus den Weibern um die Landesburg Ottmachau zwar durchstreifte — was die zu Ortsnamen gewordenen polnischen Flurnamen in den Randgebieten bezeugen —, in der er aber nicht siedelte. Bald nach 1200 muß das Bistum mit der Erschließung des Gebirgsvorlandes begonnen haben. Es war ein Grenzgebiet gegen Glatz und Mähren hin, das, da der Grenzwald unter der Art des deutschen Siedlers sich zunehmend lichtetete, nun eines besonderen Schutzes bedurfte. Das Bistum kam dieser Verpflichtung durch den Bau einer Reihe von Grenzburgen nach, die alle an den alten Verkehrsstraßen liegen und durchweg Höhenburgen sächsisch-slawischer Art, dem Gelände angepaßte Ringmauerburgen mit Randverbauung sind. Gegen Glatz hin entstanden die Burgen Reichenstein, das heute namenlose Wüste Schloß und Fauernig, gegen das Oppaland Edelstein, Leuchtenstein, Koberstein, die Quingburg, Rabenstein und ein zweites Wüstes Schloß. Nicht alle Burgen sind ganz zur gleichen Zeit erbaut worden, aber um 1250 war der Burgenbau der Breslauer Bischöfe, die damals alle Polen waren, beendet.

Zu dieser Zeit war auch der Burgenbau der deutschen ritterlichen Siedler schon in vollem Gang, wenn auch die Orte erst später urkundlich faßbar werden. In der für die gesamte schlesische Siedlungsgeschichte so bedeutsamen Urkunde von 1217, die über den schon 1215 bestandenen Zehentstreit zwischen Bischof Lorenz und Herzog Heinrich von Schlesien-Breslau berichtet, werden die Deutschen als die Urbarmacher des bis dahin unbebauten Landes und als eben angekommen bezeichnet. Spätestens 1221 waren die deutschen Siedler bei Zuckmantel, also schon recht hoch im Gebirge, angelangt. 1248 rodet am Bach Wilchicha, in der Nähe des heutigen Wilbschütz, der Ritter Brocivoj, daneben ein Pribist. Beide waren Slawen, Brocivoj sollte einer eben herrschenden Strömung zufolge keine Deutschen, nur Polen und andere — wohl aber nach deutschem Recht — ansiedeln. Schon J. Pfizner hat aber festgestellt, daß es zu einer Ansiedlung von Polen kaum gekommen ist, weil es im slawischen Gebiet der Kastellanei Ottmachau keinen Menschenüberschuß gab. Der Hauptort des Bezirkes, Freivaldbau, ist 1267 als schon bestehend angeführt, ebenso Fauernig; zwischen 1266 und 1268 wurde Weidenau gegründet. Die meisten Dörfer werden 1284 und in dem bald nachher entstandenen Liber fundationis genannt. Die Herrenburgen dieser Orte, die alle den fränkischen Stil zeigen, weisen in ihrer Form und in ihrer Keramik meist noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

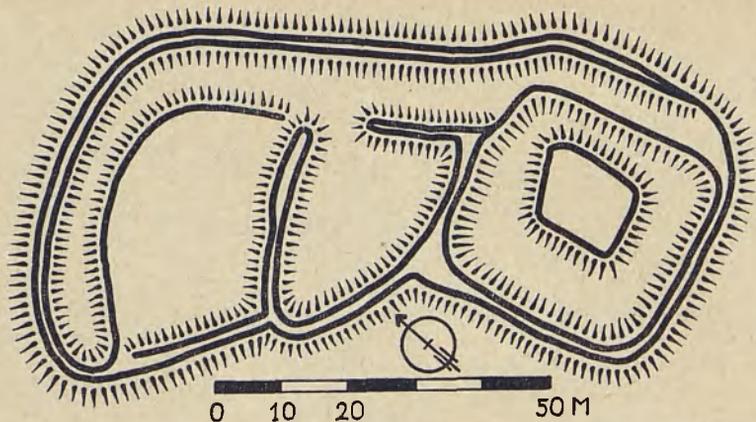


Abb. 2. Wallanlage in Dorf Jauernig. Nach M. Müller und G. Stumpf

Nahe dem frühgotischen Kirchlein im Dorf Jauernig liegt die interessanteste, heute leider schon stark eingeebnete Wallanlage (Abb. 2): das Hauptstück ist ein derzeit etwa 3 Meter hoher Turmhügel mit einer Oberfläche von 10:15 Metern, der von Graben und Wall umgeben ist. Nordwestlich schließt sich zuerst ein kleiner umwallter Vorhof und dann eine ebenfalls umwehrte Vorschanze an. Das ist ein Nachklang der alten Einteilung der fränkischen Königshöfe in *curtis*, *curticula* und *pomerium*, die tatsächlich weit nach Osten gewirkt hat. Unter den Keramikfunden fallen die zahlreichen weißlichen Scherben mit braunroter, einfacher Bemalung auf, die G. Raschke als rheinisches Erzeugnis des 13. Jahrhunderts erkannt hat. Sollten die Siedler die Töpfe aus ihrer Heimat mitgebracht haben? Bei den Durchstichen wurde kein Mauerrest gefunden, alle Bauten waren aus Holz oder Fachwerk errichtet. Unfern Jauernig, über dem Krebsgrund, liegt ein anderer einfacher, rechteckiger Turmhügel mit einer Oberfläche von 16:27 Metern (Abb. 3). Hier ist ein älterer Holzturm von einem aus Ziegelmauerwerk abgelöst worden, von dem noch einige Handziegel herumliegen. Diese Wallburg, die vielleicht nur eine Warte gewesen ist, dürfte nicht viel jünger als die in Jauernig sein. Sie liegt am Hange über dem Tal, ohne daß wir aber eine Höhenburg vor uns hätten. Solche einfache Turmburgen sind noch nachzuweisen in Hermannstadt (Abb. 4), Gostitz, Friedeberg, Niklasdorf und zwei in Gurschdorf. Die eine, die sogenannte „Schwedenschanze“ war aus Holz, sie diente als Straßensperre über dem Schlippetal. Die andere, aus Findlingssteinen erbaute, war der Herrnsitz des Dorfes. Leider sind beide Turmhügel in der letzten Zeit abgetragen worden.

Neben diese einfachen Burgen treten die weiterentwickelten. Die Burg in Enderzdorf (Abb. 5) zeigt einen quadratischen, 13:13 Meter großen Turmhügel, der inmitten einer 50:50 Meter messenden Umwallung liegt. Der breite Graben zwischen Turmhügel und Wall war einst mit Wasser gefüllt, noch heute durchfließt ihn ein Bächlein. Fast noch auffälliger zeigt sich der fastellartige Typ in der von J. Uvira ausgegrabenen Adelsburg (Abb. 6). Hier liegt als Kernwerk frei innerhalb einer viereckigen, von Strebepfeilern

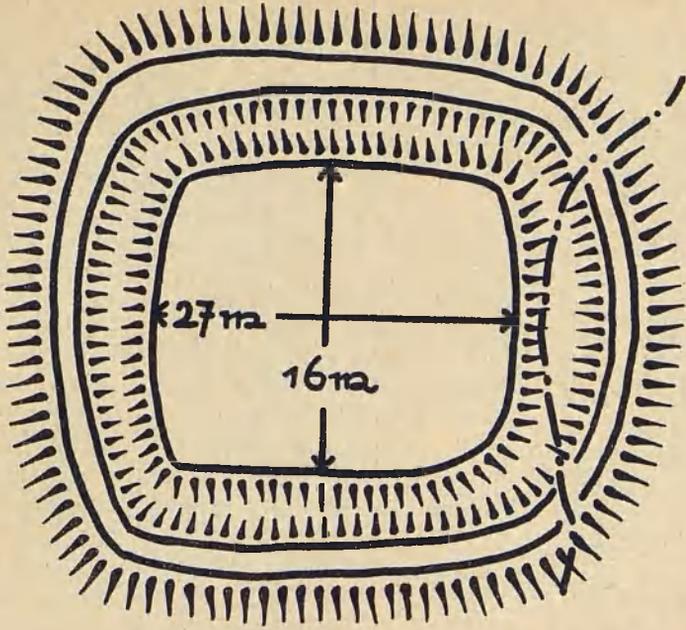


Abb. 3. Turmhügel über dem Frebägrund bei Fauernig.
Nach M. Müller

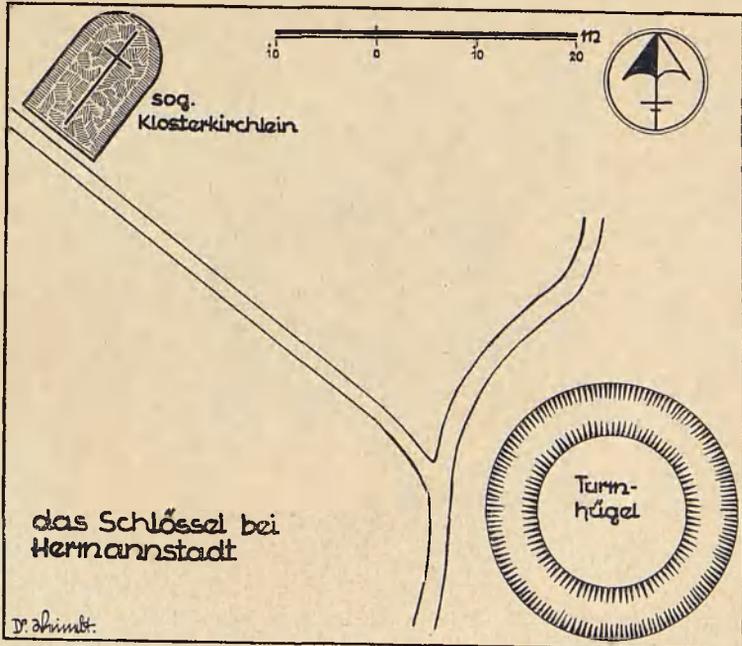


Abb. 4. Das Schloß bei Hermannstadt

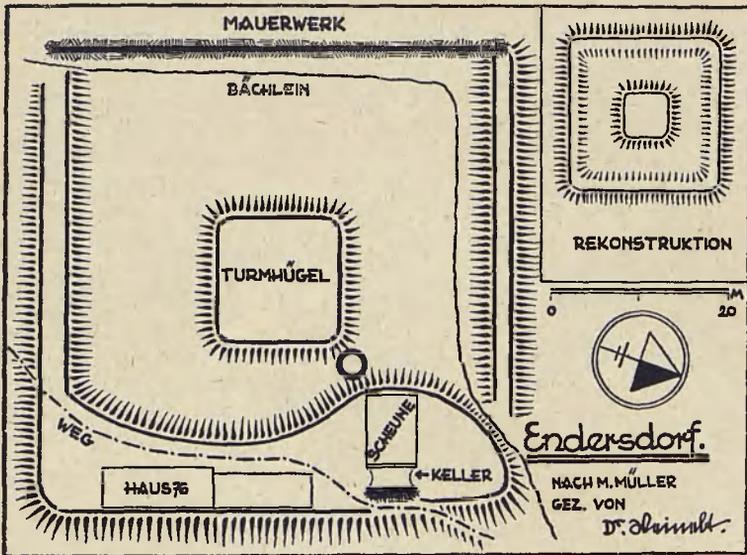


Abb. 5. Die Burg in Endersdorf. Nach M. Müller

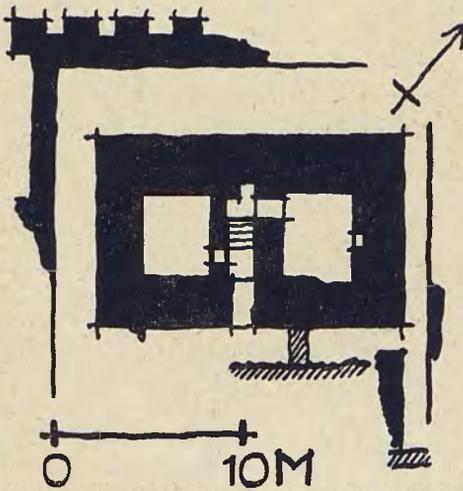


Abb. 6. Adelsburg

verstärkten Umwehrung ein rechteckiger Wohnturm, der 16 Meter lang und 9,7 Meter breit ist. Die Mauern dieses Hauptwohn- und Hauptwehrgebäudes sind 2,3 bis 2,9 Meter dick, die größte Stärke findet sich naturgemäß auf der Angriffsseite. Die Adelsburg, von der wir in keiner Urkunde erfahren, obwohl sie nach Aussage der Scherbenfunde wohl zwei Jahrhunderte, wenn nicht länger bestanden hat, ist keine Talburg mehr. Sie liegt am niedrigen, steilen Talufer hart über dem Kaufsbebach, durch einen mächtigen Graben vom anschließenden Gelände getrennt.

Die Entwicklung des Wohnturms, der später, als er immer umfangreicher geworden war, einen Dichtof erhielt, führt schließlich zum vierflügeligen und hufeisenförmigen Schloß. Hier folgt dann ein Zusammentreffen mit den Ausläufern des alten Kastelltyps. Auch diese Formen finden sich im Freivaldauer Bezirk. Das Schloß in Wildschütz ist zwar durch spätere Umbauten, besonders durch das Ausbrechen großer, regelmäßig verteilter Fenster äußerlich weitgehend verändert worden, die Grundrißform der ehemaligen Wasserburg des 13. Jahrhunderts ist aber noch sehr gut erkennbar. Vier nicht einheitliche Flügel umziehen einen Innenhof, der Außenumriß ergibt nahezu ein Quadrat. Eine ganz ähnliche Anlage muß die Burg in Grödiß gewesen sein, von der nur mehr die quadratische Burgstelle mit den spärlichen Resten eines Burghauses, das in einen Bauernhof einbezogen ist, übrig ist.

Von den zwei hufeisenförmigen Wasserburgen steht die größere in Freivaldau noch wohl erhalten da (Abb. 7). Die kleinere in Saubsdorf ist längst dem Boden gleichgemacht, aus einer historischen Beschreibung und aus einem alten Plan jedoch hinlänglich bekannt. Die Burg in Freivaldau ist zwei Stockwerke hoch, alle drei Flügel sind in einem Guß entstanden.

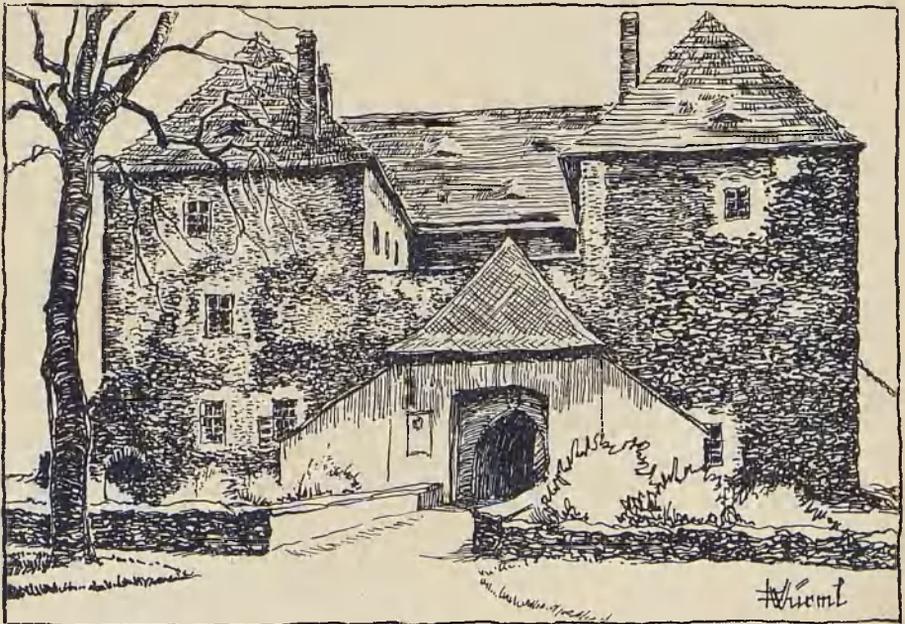


Abb. 7. Wasserburg Freivaldau. Nach F. Wüml

Der äußere Torbau und einige kleine Anbauten stammen aus späterer Zeit. Die Burg steht auf einer größeren, ovalen Insel, die von einem Wassergraben umgeben ist. Mitten zwischen den schönsten Bergen liegt diese Burg, sie mutet in ihrer geschlossenen Form recht eigenartig an. Die Burg Freivaldau sagt klar und deutlich: hier wurde fremder Einfluß ins Land getragen.

Wer hat diese Turmburgen geschaffen? J. Pfitzner hat es wahrscheinlich gemacht, daß im Bistumsland flämisches Recht gegolten hat, E. Schwarz nimmt für ein größeres Gebiet mit guten Gründen eine erste Siedlerschicht von Flandrenses an. Alle die Wehrbauten der ritterlichen deutschen Siedler um Freivaldau entstammen den Anfängen der Siedeltätigkeit, gehen also auf die erste Siedlerschicht zurück. Wir werden in den Flandrenses die Erbauer dieser Burgen zu suchen haben. Dabei ist es recht gleichgültig, ob in ihrer Schicht an der ostsaalischen Ausgangsgrundlage auch Elemente anderer deutscher Stämme aufgegangen sind: sie waren jedenfalls der bestimmende Faktor. Die Ritter waren hier oft auch die ersten Schulzen; es ist anzunehmen, daß sie einen Teil der bäuerlichen Siedler aus ihrer Heimat mitgebracht haben.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Nachbarbezirk Freudenthal, in dem die Kolonisation um 1213 schon begonnen hatte. Die Stadt Freudenthal, erstmalig 1223 bezeugt, war mit Magdeburger Recht bewidmet. Im ganzen Bezirk ist nicht eine Wehranlage fränkischer Art mit Sicherheit festzustellen, nur bei Klein-Stohl, das nun nordmährisch ist, einst aber nach Freudenthal gehörte, liegt ein prächtig erhaltener Turmhügel, der „Wallhübel“. Sonst ist es schwierig, überhaupt Burgen ritterlicher deutscher Siedler nachzuweisen. Wir können daraus nur vermuten, daß hier ein ganz anderes Siedlerelement tätig gewesen sein muß. Hier sei erwähnt, daß der Dorfrichter im ganzen Bezirk Freivaldau „Scholz“, um Freudenthal dagegen nur „Richter“ hieß. Im Osten des Bezirks Freudenthal ist mit den deutschen Siedlern zugleich slawischer Adel eingezogen. Schloß Großherrlich war eine solche kleine slawische Herrenburg des 13. Jahrhunderts, der Grundriß zeigt heute noch klar die Randverbauung sächsisch-slawischer Art. Selbstverständlich zeigen auch die Landesburgen Fürstenwalde und Freudenstein diesen Typ. Unsicher sind Erbauer und Erbauungszeit der Burg Freudenthal, wenn auch manches für einen frühen Ursprung als Stadtburg, als Stützpunkt der Stadtverteidigung sprechen würde. Auch diese, nun zu einem Schloß erweiterte Burg war ein Sachsentyp. In vollständiges Dunkel gehüllt ist Entstehung und Plangestaltung der abgebrochenen Wasserburg Lichten, von der Keramikfunde aus dem frühen 13. Jahrhundert vorliegen sollen.

Den Beweis, daß die deutschen Ritter wirklich den in ihrer Heimat üblichen Burgenstil mitgebracht haben, liefern uns die mährischen Enklaven Schlesiens, die einst dem Bistum Olmütz zugehört haben. Hier ist die Herkunft des deutschen Adels genau bekannt: er ist um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem Bischof Grafen Bruno von Schaumburg aus Westfalen gekommen. In dieses Land war vom Westen her schon frühzeitig die fränkische Bauweise eingedrungen, und Westfalen ist dann das klassische Gebiet der Wasserburgen fränkischer Art geworden. Auch die schlesischen Burgen dieser westfälischen Ritter zeigen durchaus diesen Typ. In Liebenthal bei Hohenplog liegt ein kreisförmiger Turmhügel von etwa 18 Meter Durchmesser, dessen Graben zum Teil noch bewässert ist (Abb. 8).

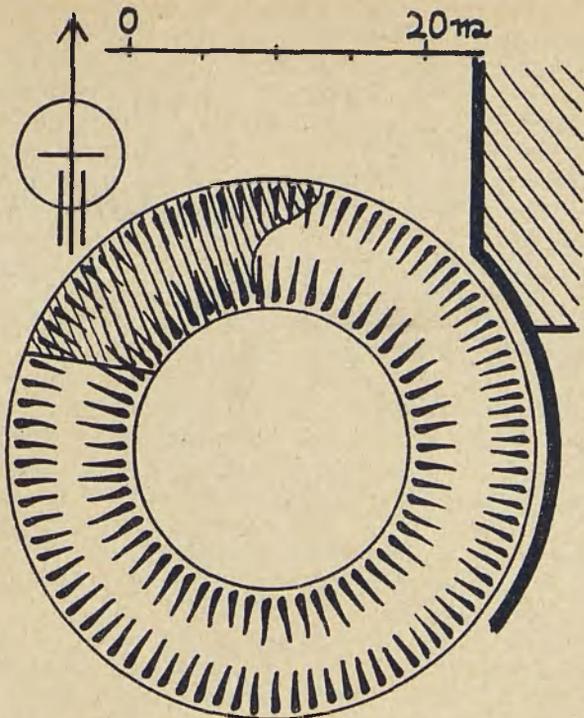


Abb. 8. Turmhügel in Liebenthal. Nach F. Forner

Hier stand ein quadratischer Wohnturm, an den sich ein weiter Wirtschaftshof von etwa 250 Meter Länge angeschlossen hat. Um den Graben der Turmburg lief eine Wehrmauer, die heute noch teilweise erhalten ist, und die auch den Hof umschloß. Liebenthal war die Burg Helemberts von Turm. Unfern davon wuchtet auf dem Rand des Talufers die Bergfeste Maidelberg, ein von vier runden Ecktürmen bewehrter quadratischer Bau inmitten einer rundlichen Ringmauer. Maidelberg wurde an der Stelle der slawischen Burg Dewicz, einer typischen Taluferburg, von einem Westfalen errichtet. Das beste Beispiel einer aus anderen Ländern in unsere Heimat verpflanzten Bauart aber bietet die riesige Burgruine Füllstein bei Hohenploh, die Bischof Brunos hervorragendster Vasall, Herbot von Fulme, erbaut hat. Hier ist das System einer westfälischen Wasserburg mit ihren weitverzweigten Gräben auf eine Bergburg übertragen worden. Am äußersten Ende einer Bergzunge liegt die Hauptburg. Davor ist mehr als 500 Meter lang der immer breiter werdende Bergrücken besetzt. 250 Meter weit läßt sich noch sehr gut das verwickelte System einer Anzahl von Gräben, Wällen, Vorburgen und Vorwerken verfolgen. 260 Meter vom äußersten Wall entfernt wurde dann beim Pflügen eine den Berghals überquerende Mauer entdeckt.

Schließlich steht noch das Schloß in Hennersdorf auf den Grundmauern einer vierflügeligen Wasserburg, und in Schönstein bei Troppau liegen die mächtigen Geländespuren eines quadratischen Wasserfasteils.

In den übrigen Teilen der Bezirke Jägerndorf und Troppau sind weder Turmhügel noch alte Wasserburgen fränkischer Art bis jetzt nachgewiesen worden. Möglicherweise steht das „Schlüssel“ in Heinzendorf, Bez. Jägerndorf, auf einem alten Turmhügel, vielleicht steht auch das eine oder das andere Schloß eine Turmburg fort. Hier wären eigentlich fränkische Burgentypen zu erwarten, denn siedlungsgeschichtlich hängen diese Gebiete eng mit der Leobschützer Gegend zusammen, für die die Sprachforschung (E. Schwarz) die Flandrenses als erste Siedlerschicht nachweisen konnte; auch im Wortschatz zeigen sich zweifelsohne flämische Spuren (z. B. Vorstel „Kehrbesen“). Es ist somit sogar recht wahrscheinlich, daß es gelingt, um Jägerndorf noch Burgen fränkischer Art nachzuweisen.

In den übrigen zur Tschechoslowakei gehörigen Teilen des schlesischen Raumes kommen Turmburgen und Wasserfeste nie mehr so gehäuft vor wie um Freivaldau, sie sind auch, als im Grenzgebiete zwischen Frühgeschichte und Geschichte liegend, fast unbeachtet geblieben. Aus Nordböhmen sind einige wenige, verstreut liegende Turmhügel bekannt geworden, ihre wirkliche Zahl ist nicht einmal annähernd bekannt; stellenweise, wie z. B. im politischen Bezirk Reichenberg, fehlen sie vollständig. Auf den großen Turmhügel in Weigsdorf, Bez. Friedland, hatte schon M. Jahn als auf einen bezeichnenden Zeugen der deutschen Landnahmezeit hingewiesen (Abb. 9). Der Wassergraben um den Hügel ist heute vollständig verschliffen, doch die 21 Meter lange Brücke ist noch wohl erhalten. Die Oberfläche des Hügel bildet ein Quadrat von 20:20 Metern, hier hat wohl schon ein umfangreicherer Bau als ein einfacher Wohnturm gestanden.

Auch über die nordmährischen Turmhügel fehlt uns vorderhand der Überblick; fest steht nur, daß sie recht selten sind. Vom „Wallhübel“ bei Klein-Stohl, Bez. Römerstadt, war schon oben die Rede. Sonst fehlen Wehranlagen fränkischer Art vollständig in diesem, in seinem Kern recht spät besiedelten Bezirk. Die Burgen Rabenstein, Stralek, Eulenberg und das Wüste Schloß über dem Reschner Wasserfall sind ausgesprochene Sachsentypen, wie alle anderen bisher veröffentlichten Burgen Nordmährens. Einen Turmhügel gibt es dann noch in Frankstadt, Bez. Mähr.-Schönberg, auf dem Besitz des Erbrichters, der einst ein Adelsgut gewesen ist (Abb. 10). Der Turmhügel ist in neuerer Zeit im Süden ein Stück abgegraben worden, auch im Westen scheint ein größeres Stück verlorengegangen zu sein. An den Hügel als Kern schloß sich eine riesige Wallanlage, die den ganzen Hof umwehrte; von ihr ist, östlich an den Turmhügel anschließend, ein mehr als 20 Meter langer Wallrest erhalten, nordwestlich aber ein Stück des Wassergrabens, der sich ebenfalls um den ganzen Hof zog. Auch an anderer Stelle ist noch ein Teil von ihm unverfehrt. Die Überlieferung hält daran fest, daß der Wall auch die Kirche umschlossen hat. Wirklich lassen sich bei der Kirche noch deutliche Spuren eines Grabens verfolgen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß diese klare frühdeutsche Wehranlage im Heimatschrifttum als slawischer Wall herumirrt.

In Reichsschlesien sind die Wehranlagen von M. Hellmich aufgemessen, aber nur zu einem Bruchteil veröffentlicht worden. Ein Gesamtbild ist daher noch nicht möglich. Im ganzen Meißner Land sind jedenfalls die Verhältnisse dieselben. Für den reichsschlesischen Teil ist G. Rasche nach einer Aufzählung der noch erhaltenen Turmhügel zu dem Ergebnis gekommen, daß wohl jedes alte Dorf des Gebietes seine turmartige Herrenfeste gehabt hat.

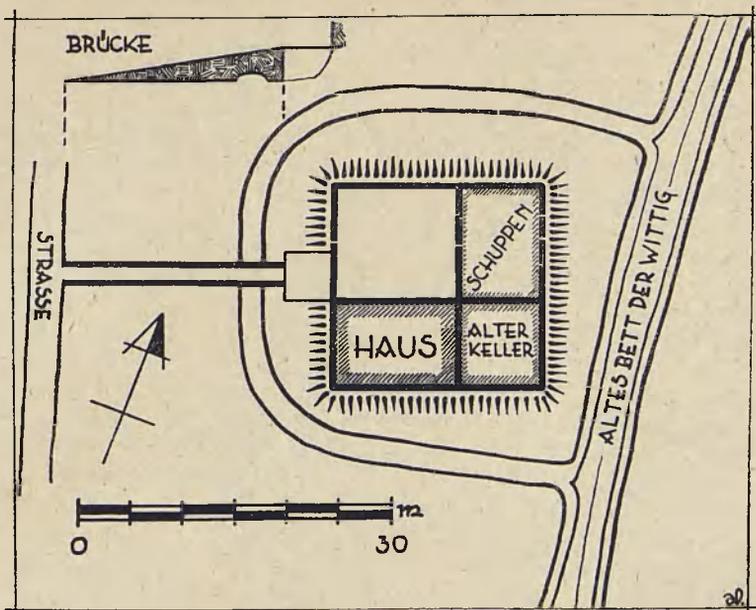


Abb. 9. Turmhügel in Weigsdorf. Nach W. Anders

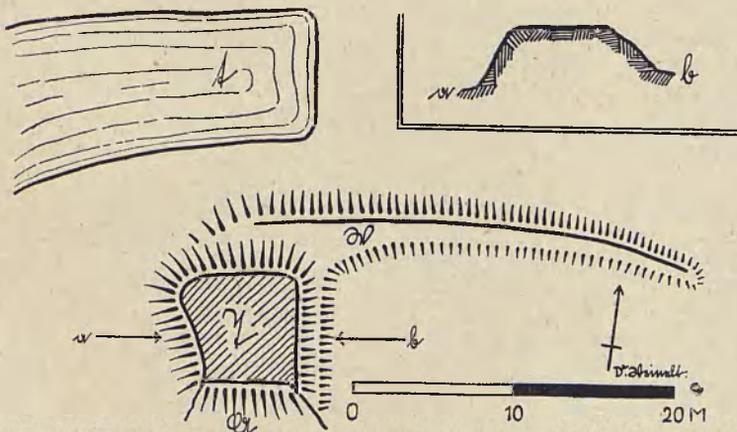


Abb. 10. Wallanlage in Frankstadt. T = Turmhügelrest,
 W = Wallrest, A = Abstich, t = teichartiger Rest des
 Wassergrabens, a—b = Schnitt durch den Turmhügel

Die Veröffentlichung der reichs-schlesischen Wehranlagen wird uns dann schon wesentlich klarer sehen lassen, in welchem Ausmaß Burgen fränkischer Art unmittelbar auf westdeutsche Siedler zurückgehen und wie weit nur kultureller Einfluß vorliegt. Das Beispiel Sudetenschlesien hat doch wohl gezeigt, daß fränkische Burgentypen auch wirklich auf westdeutsche Siedlerelemente zurückzuführen sind. Wie sollte man es anders erklären, daß in einem Gebiet die Turmhügel so zahlreich vorhanden sind, im anderen aber ganz fehlen? Das ist nach dem heutigen Stand der Forschung doch am ehesten durch verschiedene Siedlerelemente zu erklären. Bloßer kultureller Einfluß ist daneben sehr wahrscheinlich, dies gilt vor allem sicher von den späten Wasserburgen, für die in den meisten deutschen Landschaften sich z. B. schon recht frühzeitig die regelmäßige fränkische Art durchgesetzt hat. Für die Niederung, die Ebene, war sie ja die gegebene Form. Wesentlich bei der endgültigen Beantwortung der Frage, wie weit die fränkischen Burgenformen auch tatsächlich stammgebunden sind, wird demnach ihre Zeitstellung sein. Späte Burgenbauten dieser Art sind siedlungsgeichtlich nichtssagend, die regelmäßige Form hat sich eben schon allgemein durchgesetzt. So zeigte auch die späte Wasserfeste der Przemysliden in Troppau, die im vorigen Jahrhundert abgebrochen worden ist, den fränkischen Typus.

Es gibt aber noch frühmittelalterliche Wehranlagen, deren Herkunft und entwicklungsgeschichtliche Stellung unklar ist. Die aus Westböhmen bekannt gewordenen großen, kreisrunden Wallringe scheinen in Schlesien nicht vorzukommen, wohl aber die Burgen aus Erde und Holz mit ihren mächtigen Erdwällen und durch Ausschüttung stark geböschten Burgstellen, die in anderen Landschaften freilich weit häufiger sind. Wie hier die Burgenbauten gruppiert waren, ist wohl noch nicht eindeutig geklärt, doch scheinen bei den einen ein Turm, bei den anderen mehrere kleine Häuser innerhalb der inneren Verplankung gestanden zu haben. Auch hier ist Klarheit über die Zeitstellung von größter Bedeutung. In Nordböhmen sind solche Erde-Holzburgen noch recht spät erbaut worden; die am Hammerkopfburg bei Hammer a. See (Pol. Bez. Böhmisches Leipa) stammt nach C. Streit aus dem ausgehenden 14., die bei Schwabitz (ebenda) gar erst aus dem 15. Jahrhundert. H. Freising kommt auf Grund seiner genauen Kenntnis der Erde-Holzburgen zur Ansicht, daß sie zu den „kennzeichnenden Erscheinungen der frühdeutschen Kultur gehören und innig mit der Besiedlung des Ostens im späten Mittelalter zusammenhängen“.

Die Wehrkirchen und Kirchenburgen sind in Sudetenschlesien bisher unbeachtet geblieben, vielleicht, weil die Spuren vormaliger Wehrhaftigkeit oft recht spärlich sind. Mehrere der in den anderen deutschen Ländern üblichen Formen treffen wir hier wieder.

Es fehlt uns heute noch der Überblick über die Verbreitung der verschiedenen Burgentypen, deren Kenntnis dann alle hier angeschnittenen Fragen beantworten, und die hier ausgesprochenen Vermutungen bestätigen oder richtigstellen wird. Für das gesamte Gebiet der Sudetländer, nicht nur für Sudetenschlesien, wird die Forderung nach einem Sudetendeutschen Burgenbuch immer dringender, das nach den politischen Bezirken eingeteilt, genaues Planmaterial, Beschreibung und Geschichte aller Wall- und Wehranlagen bringen soll.

Siegfried Kühn:

Die wirtschaftliche Verbundenheit des Sudetenraumes von 1648 bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die wissenschaftliche Forschung ist auf den verschiedensten Gebieten schon lange dabei, den gleichartigen Elementen der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Sudetenraumes, der Landschaften diesseits wie jenseits des Gebirges, nachzuspüren und ihre Beziehung zu den Naturgegebenheiten und zum deutschen Menschen dieser Gebiete zu untersuchen.

In wirtschaftlicher Hinsicht hat sie vor allem die übereinstimmende Entwicklung des Bergbaus, der Glasmacherei und des Textilgewerbes, insbesondere der Leinen- und Wollmanufaktur, gezeigt und damit gleichzeitig dargetan, wie sich das Sudetengebiet zu einem ausgesprochenen Industrieland formte.

Die natürlichen Grundlagen dafür waren im engeren wie im weiteren Umkreis des Gebirges in reichem Maße vorhanden. Flach und Wolle wurden in ganz Schlesien erzeugt und lieferten das Material für eine ausgedehnte Spinnerei und Weberei und zahlreiche damit zusammenhängende Gewerbe. Gute Wiesen, klare Gewässer und der große Holzreichtum gaben die Grundlage ab für zahlreiche Bleichereien. Gleichzeitig spendeten die Gebirgswälder den Rohstoff für eine Reihe von holzverarbeitenden Gewerben und ermöglichten schließlich zusammen mit den entsprechenden Voraussetzungen des Bodens eine intensive Glasmacherei und Töpferei.

Die wichtigste Vorbedingung war aber eine genügende Anzahl von Menschen, die diese Gewerbe ausüben konnten und durften. Und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern; denn das künstlerische Gewerbe der kleinen Gebirgsstädte allein hätte die Sudeten in historischer Zeit noch zu keiner ausgesprochenen Industrielandschaft gemacht. Gewerbe mußte auch auf dem platten Lande getrieben werden, Handwerker mußten sich auch innerhalb der städtischen Bannmeile niederlassen können.

Eine solche Ausdehnung des Handwerks auf das Land können wir in Schlesien seit den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts beobachten. Bahnbrechend wirkte dabei zwei Verträge: Am 15. Dezember 1545 schloß der Adel der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer mit den Städten dieses Gebietes einen Vertrag, der Leintwandweber und Grobschmiede innerhalb der städtischen Bannmeile anzusetzen erlaubte. 1590 folgte der Glaser

Nbel. Im Rudolphinischen Vergleich zwischen den Städten und der Glazer Ritterschaft wurden die Leinwandweber auf den Dörfern zugelassen¹⁾. Der Boden für eine ausgedehnte gewerbliche Tätigkeit war damit geebnet.

Für das Gebirgsland wirkte sich zudem der Dreißigjährige Krieg entscheidend aus, da er eine beträchtliche Bevölkerungsverchiebung mit sich brachte. Während des Krieges und danach zogen immer mehr Menschen aus der Ebene und den Städten in die Bergtäler hinein, um Schutz vor den Kriegshorden zu suchen. Dazu kam, daß die großen Grundherren des Gebirges, die Hochbergs auf Fürstenstein, die Herrschaften der Ezzetritze, Jedlitz, Schindel, Seherr-Thoß u. a. eine sichere Zuflucht vor religiöser Bedrückung gewähren konnten. Die Dörfer überfüllten sich so mit kleinen Leuten, die fast alle anfangen zu weben. Häusler, Freigärtner, Einlieger und Auszügler wurden, wie Ziekursch sagt²⁾, „die typischen Figuren“ des sudetischen Grenzstreifens, des Weberggebietes. Die Gebirgskreise entwickelten sich zu den dichtbevölkertsten Kreisen Schlesiens.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Böhmen und Mähren. Auch hier konzentrierte sich seit dem 17. und 18. Jahrhundert die Bevölkerung immer stärker in den Gebirgsgebieten. Der Sudetenraum besaß damit alle Vorbedingungen, um ein reges gewerbliches Leben entfalten zu können.

Im folgenden soll nun in einer kurzen Skizze gezeigt werden, in welchem weitgehendem Maße das ganze sudetische Gebiet eine wirtschaftliche Einheit, einen geschlossenen Wirtschaftsorganismus bildete, nicht nur mit den gleichen wirtschaftlichen Erscheinungsformen zu beiden Seiten des Gebirges, sondern auch von einem Netz von Verbindungen und Beziehungen durchflochten und von einem vielfältigen wechselseitigen Wirtschaftsleben durchpulst. Wie in völkischer, kultureller und geistiger, so waren auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Sudeten keine Scheidewand.

Das Aufdecken dieser verwirrenden Vielfalt des gegenseitigen Hin- und Herüber stößt jedoch auf große Schwierigkeiten. In der vorhandenen Literatur sind die wirtschaftlichen Verknüpfungen bisher nur in den seltensten Fällen näher beachtet und erwähnt worden, aber auch die Archivalien geben nur verstreute Nachrichten. Erst die Durchsicht zahlloser Aktenbände wird ein einigermaßen zusammenhängendes Bild entstehen lassen. Am ergiebigsten dürfte sich die Durchsicht der Geschäftsbücher, Korrespondenzen usw. einzelner Handelshäuser der sudetischen Gebirgsstädte erweisen, die wahrscheinlich aber nur noch spärlich vorhanden sein werden. Zudem ließe sich dadurch auch keineswegs der dauernd flutende Marktverkehr der kleinen Händler und Handwerker und das weitverbreitete Hausieren erfassen. Das nachfolgende Bild beruht im wesentlichen auf Akten des Breslauer Staatsarchivs und des Stadtarchivs in Hirschberg (die im Rahmen einer anderen Arbeit durchgesehen wurden) und eines Teils der entsprechenden Literatur. Es muß sich, wie gesagt, nur mit den ersten Umrissen begnügen.

Beginnen wir mit dem Leinengewerbe. Aus der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert wissen wir, daß eine Reihe von nordböhmischem Lein-

¹⁾ Der Zug des Gewerbes von der Stadt aufs Land kam also in erster Linie der Leinwandweberei zugute. Sie insbesondere sollte in den folgenden Jahrhunderten auch das Gesicht des Sudetenraumes als Industrielandschaft bestimmen.

²⁾ Joh. Ziekursch, Hundert Jahre schles. Agrargeschichte. S. 137.

weberzünften ihre Zunftordnungen aus Schlesien übernahmen³⁾. In den Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Kriege waren weite Gebiete Nord- und Nordostböhmens, der Lausitz und Schlesiens zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet durch die großen oberdeutschen Handelshäuser zusammengefaßt⁴⁾. So hatten z. B. die Oberfaktoren der Nürnberger Firma Biatts und Peller, die in Zittau und Greiffenberg saßen, ihren Einkaufsbereich nicht nur über die Lausitzer Städte, sondern auch auf Hirschberg, Schmiedeberg und Trautenau, Arnau, Schaklar, Hohenelbe, Reichenberg, Gabel und Böhmisches-Leipa ausgedehnt⁵⁾. Je mehr sich nach dem Dreißigjährigen Kriege die Leinwandweberei im Gebirge ausbreitete und der Versand in einheimische Hände überging, je mehr man begann, verschiedene Leinenarten (besonders Schleier und französische Sorten) zu fabrizieren und je stärker sich einzelne Landstriche auf bestimmte Sorten spezialisierten, desto mehr waren die Teilgebiete der Subeten auf gegenseitige Ergänzung angewiesen. Sie läßt sich schon in bezug auf den Flachs und das Garn beobachten. Flachs produzierte man vor allem in Schlesien, der Grafschaft und in Mähren. Alle drei Gebiete waren unentbehrliche Lieferanten für Böhmen, wo vor 1742 nur wenig Flachs angebaut wurde. Das Braunauer Ländchen, die Gegenden um Nachod, Grulich, bezogen ihn vor allem aus der Grafschaft, deren „stärkstes Produkt“ der Flachs war. Andererseits verarbeitete aber auch die schlesische Seite teilweise mährischen Flachs, besonders wenn in Schlesien die Ernte schlecht ausgefallen war. Bestimmte Gegenden blieben sogar auf ständige Einfuhr angewiesen. So berichteten die Hirschberger Kaufleute noch 1771, daß der Flachs aus der Gegend von Goldenstein, Ullersdorf und Eisenberg in Mähren wegen seiner Feinheit unbedingt zur Herstellung der Schleier erforderlich sei.

Auch Garn mußten die böhmischen Gebirgsweber in beträchtlichen Mengen aus Schlesien, der Grafschaft und Mähren beziehen, während die Weber des Mittelwalder Distrikts in erster Linie Garn aus den angrenzenden mährischen Landschaften verarbeiteten. Das wichtigste Produktionsgebiet für Garn war Oberschlesien, das viele Weber des schlesischen und böhmischen Gebirges versorgte und darüber hinaus sehr viel nach der Lausitz exportierte. Zur Herstellung der weißen Garne waren die oberschlesischen Garnhändler (besonders die großen Garnpackereien in Neustadt [Oberschlesien]) fast ausschließlich auf die Bleichen angewiesen, die sich am Fuße und an den Hängen des Altwatergebirges und des Niederen Gesenkes entlangzogen und sich speziell um Zuckmantel und Jägerndorf konzentrierten. Deshalb mußte sich hier die Grenzziehung von 1742 besonders hart auswirken. Ein „Pro Memoria“ von 1756 berichtet darüber: „Alle des Landes Kundige glaubten, daß die von Würbenthal hinter Jägerndorf fließende würdliche Dppa (die Schwarze Dppa) und das an dem Ursprung derselben

³⁾ Vergl. Hübler, Beiträge zur Geschichte des deutschen Zunftwesens in Böhmen. (Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, 52. Jahrg.)

⁴⁾ Vergl. G. Aubin, Zur Geschichte der Leinweberei im Riesengebirge. (Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins, Hohenelbe, 1924, S. 1—18 und die Arbeiten A. Kunzes, u. a. Die nordböhmisch-sächsische Leinwand und der Nürnberger Großhandel. Mit besonderer Berücksichtigung des Friedland-Reichenberger Gebietes. (Forschungen zur Subetendeutschen Heimatkunde. Herausg. von Erich Gierach, Heft 1.)

⁵⁾ Vergl. G. Aubin, Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamt-schlesischen Raum. (Schles. Jahrbuch 1930/31.) Abb. S. 83 und Text S. 84.

gegen das Glasische gehende Gebürge die Landesgrenze sein und also der größte Theil des ober-schlesischen Gebürgs-Handels und Bleichen unter Königl. Preuß. Hoheit kommen würde. Allein bei erfolgter Grenz-scheidung wurde das von Hermannstadt und Tropplowitz nach Jägerndorf fließende Wasser (die Goldene Oppa) vor die Oppa gehalten und die von ersterm Orthe an dem platten Lande gegen Neustadt—Zudmantel sich ziehende Gebürge zur Grenze angenommen, dadurch aber zu unwieder-bringlichem Schaden vor das Commercium sämtliche Bleichen und Gebürgs-Regotium von dem preußischen Schlesien abgeschnitten und blieb vor Österr-eich ein von Glas bis Bielitz über 20 Meilen langer und 4 bis 6 Meilen breiter Streifen Land, in welchem alles von Leinwand- und Tuchfabriken, Spinn und Bleichen lebten.“ Viele Spinner und Weber wanderten damals aus den preußischen Gebieten hinüber. Die Furcht vor der Werbung und die preiswerteren Lebensmittel im Österr-eichischen steigerten diese Abwanderung noch. Ober-schlesien wurde seiner „jungen Fabrikanten“ entblößt, während Österr-eich-Schlesien in kurzer Zeit eine blühende Industrie entlang der Grenze entwickelte, die das Rohmaterial meistens aus preußisch-schlesischen Gebieten bezog. „Der Satz ist einmal richtig, daß ohne die schlesischen Werkte Garne die Lausnitzer, Böhmen und österr.-ober-schles. Leinwand-Fabriken und ohne die feine Wolle die in jenen Provinzien etablirten Tuch-Gewerke nichts arbeiten können.“

In der Leinenweberei und im Handel hatte sich nach dem Dreißig-jährigen Kriege allmählich immer stärker eine gewisse Arbeitsteilung herausgebildet. Während die schlesische Seite vorwiegend bessere Lein-wandsorten herstellte, lieferten Böhmen und Mähren (auch die Grafschaft Glas) vornehmlich rohe Leinwand und solche mittlerer Qualität, deren Weiterverarbeitung, das Bleichen, Appretieren, Färben, Zurichten der verschiedenen Exportsorten und schließlich der Versand wieder hauptsächlich bei den Kaufleuten der schlesischen Gebirgsstädte lag. Die Schlesier benötigten die böhmisch-mährische Leinwand zur Ergänzung ihres Sorti-ments. Sie kam als „schlesische“ in den Handel und wurde von den schle-sischen Händlern bewußt als solche ausgegeben, damit die Ausländer ihre Bestellungen nicht direkt nach Böhmen und Mähren leiteten. Hier gab es bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts keinen Handelsstand, der die Kunst des Zurichtens und des Packens verstand, die nötigen Beziehungen zu aus-wärtigen Häusern hatte und den Export organisieren konnte. Die kleinen Leinwandhändler, die es jenseits der Sudeten in fast allen Städten und auch in den größeren Dörfern gab, kauften die Leinwand auf und trugen sie dann den großen Kaufleuten der schlesischen Gebirgsstädte zu. Sie wurden von diesen „gleichsam als Factores“ unterhalten. In erster Linie belieferten die böhmischen Grenzgebiete die Schlesier: das Braunauer Ländchen, der Königgräzer Kreis, wie überhaupt das Gebirgsland zwischen Hohenelbe und Grulich. Aus der Gegend um Nachod und Grulich kamen besonders die groben Leinwandsorten, die hier in enger Beziehung zur Grafschaft Glas fabriziert wurden. Der Landstrich von Nachod bis Hohenelbe lieferte die mittleren Sorten, die der schlesische Kaufmann vornehmlich zu Bretagnes-, Rouens-, und Plattes-Leinwand verarbeitete. Von Schaf-lar, Freiheit, Trautenau, Arnau, Wildschütz, Braunau, Politz, Stark-stadt, Rochlitz und Nachod brachten die kleinen Leinwandhändler ihre Ware vor 1742 fast ausschließlich zu den großen schlesischen Leinwandkaufleuten.

Dazu kamen zahlreiche Weber der unmittelbaren Grenzstriche, die regelmäßig die schlesischen Leinwandmärkte bezogen oder ihre Ware dem schlesischen Kaufmann direkt ins Haus brachten. Auch die mährischen Weber und Händler, vor allem die aus Würbenthal, Freudenthal und Engelsberg kamen mit ihren groben Leinen nach Schlesien.

Andererseits besuchten die schlesischen Händler mit den Fertigwaren eifrig die verschiedenen Märkte der böhmisch-mährischen Gebirgsstädte und auch die großen Märkte zu Prag, Brünn, Olmütz und darüber hinaus die zu Wien, Krems u. a. Wir wissen von engen Geschäftsverbindungen schlesischer Kaufleute mit den Leinenhändlern der österreich-schlesischen und der nordungarischen Städte wie Teschen, Silles, Kremnitz, Schemnitz, Neufohl, Leutschau, Epperies, Kaschau u. a. und können den Handel mit schlesischer Leinwand bis weit nach Ungarn und Siebenbürgen hinein verfolgen.

In der wirtschaftlich schlechten Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege — nachdem auch in Böhmen einige größere Häuser entstanden waren⁶⁾ —, zeigt sich allerdings vereinzelt eine gewisse Umkehr in dem Verhältnis zwischen Schlesien und Böhmen. Jetzt kam es zuweilen vor, daß die Weber der schlesischen Gebirgsseite die böhmischen Leinwandmärkte bezogen. „Ihre Märkte in Schaplar und Trautenau nehmen täglich zu und es werden selbst aus Schlesien viel 100 Schock Leinwandten dorthin zum Verkauf gebracht“, weil die Böhmen besser und mit gutem „Kaisergelde“⁷⁾ bezahlten (Bericht der Landeshüter 1763). Auch später treten immer wieder Klagen der Schlesier über den Verkauf schlesischer Leinwand durch Weber in Böhmen auf. Besonders häufig brachten die Weber der Grafschaft Glatz und des Neuroder Gebietes ihre Leinen nach Braunau und Nachod, wo sich das Handelshaus Anton und Franz Sperling zu einem bedeutenden Exportgeschäft entwickelt hatte (um 1785). Allerdings waren die böhmischen Handelshäuser noch lange auf die schlesischen Weichen angewiesen.

Eine gleich enge Verknüpfung wie im Leinen können wir auch im Wollgewerbe zwischen den schlesischen und den böhmisch-mährischen Gebieten feststellen. Während aber die Leinenindustrie Städte und Dörfer erfüllte, konzentrierte sich das wollverarbeitende Gewerbe, die Tuchmacherei, Hutmacherei, Strumpfwirkerei u. a. hauptsächlich als zünftiges Handwerk in den Städten. Für zahlreiche Gebirgsstädte war die Tuchmacherei charakteristisch. Neurode hatte im 16. Jahrhundert etwa 600 Tuchmacher, 1755/56 waren es noch 212. Goldberg zählte im gleichen Jahre 237 Tuchmacher, Löwenberg 94, Keinerz 113, Habelschwerdt 33, Wünschelburg 26. Im Schweidnitzer und Reichenbacher Gebiet blühte seit alters die Warchentweberei.

⁶⁾ Mittelpunkt wurde Trautenau. Darüber berichtet der Verfasser der „Reise in das Riesengebirge und in die umliegenden Gegenden Böhmens und Schlesiens“ (Gotha 1799): „Das Falgische Haus allein, freilich das beträchtlichste, setzt jährlich zwischen 3—400 000 fl. um, und im ganzen hat Trautenau nach einem zehnjährlichen Durchschnitt von Anno 1784 bis 1793 jährlich 46 159 Stücke Leinwand abgesetzt, deren Wert 536 086 fl. beträgt.“

⁷⁾ In Schlesien konnten sie nur mit sehr geringwertigen Münzen bezahlt werden, da Friedrich der Große während des Siebenjähr. Krieges zur Münzverschlechterung Zuflucht genommen hatte, um die Mittel zur Durchführung des Krieges aufbringen zu können.

Ebenso hatte sich jenseits des Gebirges eine umfangreiche Tuchmacherei entwickelt. Nach einer Statistik von 1716⁸⁾ konzentrierten sich im Bunzlauer Kreis, der einen erheblichen Teil des böhmischen Sudetenraumes umfaßte, 41 Prozent der Wolltucherzeugung Böhmens. Wir können annehmen, daß sie fast ausschließlich in den Händen der Deutschen lag, da sich die Tschechen kaum gewerblich beschäftigten. 1731 betrieben in ganz Böhmen nahezu achtzig Städte die Tuchmacherei⁹⁾, darunter waren mit die bedeutendsten Reichenberg und Braunau.

Wie die Leinenweberei auf Flachs und Garn, so war auch die böhmische Tuchindustrie stark auf die Einfuhr von Wolle aus Schlesien angewiesen, da die jenseits des Gebirges erzeugte nicht ausreichte und die Qualität der schlesischen besser war. 1666 verarbeiteten z. B. die Reichenberger Weber 80 Prozent auswärtige Wolle, die fast durchweg von Wollehändlern aus Prag, Königgrätz und Jitschin gekauft wurde¹⁰⁾. Wahrscheinlich stammte ein beträchtlicher Teil dieser Wolle aus Schlesien. Einzelne große Weber bezogen sie auch direkt von den Gutsherrschaften oder aus Breslau. Noch nach 1754, als der Ausfuhrzoll für schlesische Wolle zweimal erhöht und 1760 die Ausfuhr ganz verboten worden war, führte Reichenberg beträchtliche Mengen schlesischer Wolle — oft auf indirektem Wege über Sachsen und Polen — ein. So soll diese Stadt allein im Dezember 1754 etwa 16 700 Kilogramm Wolle aus Schlesien über Zittau importiert haben¹¹⁾. Zudem entwickelte sich ein schwunghafter Wollschmuggel. In Trupps bis zu zwanzig Leuten zogen die „Wollschlepper“ nachts durchs Gebirge und brachten ihre Ware nach Böhmen. Gegen solche Trupps waren die Zollkontrolleure machtlos. Nach einer Behauptung des schlesischen Provinzialministers v. Schlabrendorff gingen jährlich noch 8- bis 10 000 Stein Wolle ins Österreichische.

In der Tuchmacherei speziell und im Handel mit Tüchern zeigen sich ebenfalls Parallelen zum Leinengewerbe. Auch hierin war die schlesische Seite weiter entwickelt als die böhmische. Reichenberg, wo 1579 der erste Tuchmacher aus Seidenberg (Oberlausitz) einwanderte, blieb lange Zeit in der Appretur und der feineren Färberei von den Görlitzer und Zittauer Händlern abhängig, die die rohen Tücher aufkauften, verarbeiteten und sie zum Teil wieder als englische und holländische in Böhmen absetzten¹²⁾. Ähnlich waren die Braunauer Tuchmacher auf schlesische Veredlung angewiesen. Noch nach 1742 ließen sie vorwiegend in Neurode walken und in Silberberg appretieren und färben.

Dazu entwickelte sich ein reger gegenseitiger Marktbesuch und Hausierhandel. 1721 beschwerten sich z. B. die Tuchmachermittel der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer „über die böhmischen Tuchmacher als Neuroder“¹³⁾, Braunauer, Wünschelburger, Trautenauer, Arnauer und Keinerzer“, daß

⁸⁾ Vergl. Hermann Hallwich, Reichenberg und Umgebung. Eine Ortsgeschichte mit spezieller Rücksicht auf gewerbliche Entwicklung. Reichenberg 1872—74. II. Halbband S. 357.

⁹⁾ Vergl. Bretholz, Gesch. Böhmens. 1924. 3. Band, S. 74.

¹⁰⁾ Vergl. Walter Havelka, Gesch. des Kleingewerbes und Verlaßes in der Reichenberger Tucherzeugung. (Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde. Herausg. von Erich Bierach. Reichenberg 1932. Heft 2, S. 42.)

¹¹⁾ Vergl. W. Havelka a. a. O. S. 62.

¹²⁾ Vergl. Bretholz a. a. O. S. 69.

¹³⁾ Wirtschafts- und zollpolitisch gehörte die Grafschaft bis 1742 zu Böhmen.

diese große Mengen billige, aber schlechte Tücher einfuhrten und damit nicht nur „auf die in unserem benachbarten Weichbild- und Land-Städten einfallenden öffentlichen Jahrmärkte in der Menge ziehen, sondern auch sogar sich unterstehen, wieder alle löbliche Handwerks-Gewohnheit mit gemelten ihren Tüchern auf denen Dörffern an Kirchweihen, Geböthen und anderen Versammlungen herum zu vagiren, von Hause zu Hause dieselben feilzubitten, womit sie auch bis in unsere Vorstädte selbst sich einschleichen.“ Neurode berief sich in dem entstehenden Streit auf ein Privileg Ferdinands II., das zuletzt 1659 Leopold I. erneuert hatte und das den Neurodern gestattete, „nicht nur in ganz Osterreich, Mähren, sondern auch anderswo . . . in dem benachbarten Kayf. Erblande Schlesien“ mit den selbstverfertigten Tüchern auf dem Lande und den öffentlichen Märkten zu handeln. 1730 entstand ein Streit zwischen den Liebauer und Trautenauer Tuchmachern über den gegenseitigen Besuch der Märkte, der sich bis zur preußischen Besitzergreifung hinzog. 1743 finden wir Hirschberger und Landeshuter Tuchmacher auf dem Trautenauer Markt. Die größeren Händler besuchten u. a. regelmäßig die Märkte zu Wien. Noch 1791 nannte man hier die guten Tücher nur „Goldberger“ oder „Neuroder“, obwohl dorthin seit dreißig Jahren keine mehr exportiert worden waren.

Einen wechselseitigen Marktbesuch können wir auch bei den Hutmachern und Strumpfwirkern feststellen. So finden wir noch 1764 Wünschelburger und Habelschwerdter Hutmacher in Braunau und Grulich, während andererseits aus Mähren sogenannte „Castor-Hüte“ nach Schlesien kamen. Goldberger Strumpfwirker und Tuchmacher bezogen regelmäßig die Prager Märkte. Nach einer Mitteilung aus dem Jahre 1750 sollen vor 1742 jährlich etwa 1000 Duzend Strümpfe nach Böhmen gegangen sein.

War in der Leinen- und Tuchindustrie, wie wir sahen, in erster Linie die schlesische Seite der gebende Teil, so zeigt sich in der Glasmacherei das umgekehrte Verhältnis. In ihr war Böhmen von Anfang an führend und blieb es bis weit ins 18. Jahrhundert hinein.

Schon lange vor dem Dreißigjährigen Kriege haben wir hier und vereinzelt in den angrenzenden schlesischen Gebirgstheilen eine blühende Glasmanufaktur. Die ersten Nachrichten stammen aus dem 14. Jahrhundert: 1366 wird die Schreiberhauer Hütte, 1376 die von Hochstadt in Böhmen zuerst genannt. Im 16. Jahrhundert entstanden dann eine Reihe von neuen Hütten in der Umgebung von Gablonz a. N. und westlich davon an den Südhängen des Fsergebirges¹⁴⁾.

Aus diesen nordböhmischn Gebieten kamen dann auch die Begründer zahlreicher schlesischer Hütten. Schon 1545 legte der Glasmeister Christoph Friedrich¹⁵⁾ aus Kreibitz in Rindelsdorf bei Grüssau eine Hütte an. 1617 erbaute Wolfgang Preißler (Preußler) aus Wittowitz die Glashütte an der Weißbach bei Schreiberhau. Die Preißlers ließen sich auch in Hoffnungsthal und Karlssthal im Fsergebirge nieder. Es fand dazu ein dauernder

¹⁴⁾ R. H. Fischer, Schles. Jahrb. 1930/31, S. 18. Siehe auch die übrigen Schriften von R. Fischer. — Über die Verbreitung von Glaserdörffern im Sudetenraum während des 13. und 14. Jahrh. siehe M. Klante, Schles. Jahrbuch 1935/36, Seite 113.

¹⁵⁾ Hütten der Friedrichs, Preußlers u. Schürers, siehe M. Klante a. a. O., Karte 2, S. 119.

Austausch von Hüttenmeistern und Glasmachergesellen statt, in erster Linie aber ein Zuzug böhmischer Glasmacher nach Schlesien.

Diese Tatsache können wir auch nach dem Dreißigjährigen Kriege, selbst nach 1742 noch beobachten. Schlesien blieb auf böhmische Meister und Gesellen angewiesen. So wird uns 1763 über die Herzogliche Saganische Glashütte zu Wieszau, die 1677 erbaut worden war, berichtet: „Die Anzahl der Personen, welche davon ihren Unterhalt ziehen und daselbst sesshaft sehn, besteht gegenwärtig überhaupt an Mann, Weib und Kindern in 53 Personen, deren Eltern und Großeltern aus Böhmen hereingezogen worden und deren Kinder und Kindeskinde an der Zahl, wie obgedacht, bey der Glashütte geblieben, sich ansässig gemacht und die Arbeit bestreiten können, so daß sie keines fremden Arbeiters mehr benötigt seyn, und welche aus einem Werkmeister, einem Glashneider, einem Schleifer, einem Schraubenmacher und elf Werkstätten oder Glasmachern, die übrigen aus Handlangern bestehen. Falls jemand von denen Hauptpersonen krank wird oder stirbt, wird sogleich dessen Stelle durch einen aus Böhmen Anziehenden wieder besetzt.“ Im selben Jahre (1763) — als Friedrich der Große und Schlabrendorff energisch daran gingen, unter anderem auch die schlesische Glasmacherei zu fördern und zu diesem Zwecke Erhebungen über die Anzahl der Hütten in den verschiedenen Kreisen machen ließen — stellte sich heraus, daß in den meisten Hütten, auch in den ober-schlesischen im Pleßer, Ratiborer und Oppelner Kreise, böhmische Meister und Gesellen beschäftigt waren. Man bestimmte deshalb, auch jetzt wieder „die nöthigen Arbeiter Gesellen und Schleifer aus Böhmen“ heranzuziehen, weil es in Schlesien daran mangelte¹⁶⁾.

Das Centrum des Glashandels lag erklärlicherweise ebenfalls in Böhmen. Bahnbrechend wirkte hier Georg Franz Krehbich (1662—1736?) aus Steinschönau, der dem böhmischen Glase zu Weltruhm verhalf. Bald zogen die nordböhmischen Händler mit ihren Fuhrn oder Schubkarren weit in den Osten, Südosten und Norden hinein, und zahlreiche kleine Handelsleute besuchten die schlesischen Märkte und hausierten in den Dörfern. Die sechs oder acht Glashütten, die Schlesien nach 1742 noch besaß, vermochten den Bedarf dieser Provinz bei weitem nicht zu decken. Deshalb konnte Friedrich der Große das Einfuhrverbot auf böhmisches Glas, das er 1746 erließ, nicht durchsetzen. Schlesien benötigte dieses Produkt, vor allem das geringe Hohl- und Fensterscheibenglas. Man einigte sich schließlich darauf, den böhmischen Glashändlern den Besuch der Jahrmärkte gegen Erlegung des Zolls und der Akzise zu gestatten, sie sollten jedoch nur „öffentlich austreten und des Hausierens sich enthalten“.

Aber nicht nur in diesen wichtigen Gewerben, in der Leinen-, Tuch- und Glasherstellung bestanden enge wechselseitige Wirtschaftsbeziehungen. Auch in anderer Hinsicht waren die beiden Seiten mannigfach aufeinander angewiesen und durch einen regen Austausch verflochten.

Immer wieder hören wir von schlesischen Töpfern auf böhmischen und mährischen Märkten. Noch 1770 erklären diese Handwerker der Grafenschaft, daß sie bisher regelmäßig die Jahrmärkte der angrenzenden böhmischen Städte bezogen hätten. Die Hirschberger Töpfer besuchten die

¹⁶⁾ Vergl. M. Klante, a. a. D. S. 128.

Jahrmärkte zu Trautenau, Braunau, Schazlar und die österreichisch-schleßischen zu Jauernig und Weidenau, die Raumburgs am Queis, die Märkte zu Friedland in Böhmen, zu Reichenberg, Schazlar, Trautenau und Braunau und die Bunzlauer verhandelten ihre Erzeugnisse auf den Jahrmärkten zu Trautenau, Braunau, Troppau, Jägerndorf, Weidenau und Jauernig. Die Töpfer des Hultschiner Ländchens finden wir ebenfalls in Jägerndorf und Troppau und umgekehrt die Jägerndorfer in Oberglogau, die von Dobruscha in Lewin, die von Braunau in Friedland. Außerdem fanden auch in den schleßischen Städten und Dörfern die mährischen Erdenzeuge, insbesondere das sogenannte „Bruder-Gefäß“, einen weitverbreiteten Absatz.

Den schleßischen Papiermühlen, deren es eine ganze Reihe im Sudetengebiet gab¹⁷⁾, war es zum Teil durch alte Privilegien erlaubt, in Böhmen Lumpen zu sammeln. So besaß die berühmte, mehrere Jahrhunderte alte Papierfabrik zu Keinerz, deren Besitzer um 1740 Johann Benedikt Heller war, auf Grund eines kaiserlichen Ediktes von 1619 das Recht des Lumpensammelns in Braunau und Politz. Gleichzeitig waren die böhmischen Randlandschaften ein wichtiges Absatzgebiet für die Keinerzer und die anderen Papierfabriken. Mehrfach beschwerten sie sich über zu hohen Zoll in Böhmen.

Holz und Holzwaren führte Schlesien zu den verschiedensten Zwecken aus Böhmen ein, bestimmte Gebiete vor allem als Feuerholz für die ausgedehnten Bleichereien und die Töpfereien. So pflegte z. B. die Stadt Raumburg a. Queis den Holzbedarf für ihre lebhaft betriebene Töpferei aus Günthersdorf in Böhmen zu decken. Die schleßischen Siebmacher mußten das nötige Weißtannenh Holz aus Böhmen und Mähren beziehen, da man das schleßische, das besonders in den Kreisen Reisse und Neustadt geschlagen wurde, vorwiegend zu Leinwandkisten verarbeitete. Daneben führten die Schlesier Bretter, Schindeln, Felgen, Schirrhölzer, Vorstell- und Rademacherarbeiten, Schaufeln, Teller, Spillen u. a. von drüben ein.

In Notzeiten halfen sich die beiden Gebirgsseiten auch mit Getreide aus. So versorgten sich noch 1764 „die an der Grenze im Mittelwaldischen und Lewinschen Distrikt wohnenden Untertanen und Weber aus Böhmen und Mähren, weil die mehresten im abgewichenen Jahre ihre Acker aus Armuth und da sie hintereinander total fouragiret worden, nicht haben völlig bestellen können. Der Ankauf aus Schlesien fällt ihnen zu beschwerlich, da sie zu weit davon entfernt sehn.“ In den Jahren 1742/43, 1743/44 und 1747/48 überwog die Getreideeinfuhr aus den österreichischen Ländern die schleßische Ausfuhr dorthin noch bei weitem. Während Schlesien in diesem Jahre an „allerhand Getreide, item Mehl, Gries und Begräupe incl. Kraftmehl“ einfuhrte: 1742/43 für 16 243¹/₃ rthl., 1743/44 für 27 595¹/₆ rthl. und 1747/48 für 26 606¹/₄ rthl., betrug die Ausfuhr in den drei Jahren nur 2583¹/₂ rthl., 1597¹/₂ rthl. und 1979¹/₂ rthl.

¹⁷⁾ 1742 bestanden 26 Mühlen in ganz Schlesien. Davon 18 im Sudetengebiet und zwar zu Hermsdorf und Antonowald und die Ober-, Mittel- und Niedermühle Egelsdorf im Kreise Bözenberg, zu Petersdorf, Hermsdorf, Giersdorf, Arnsdorf und Jannowitz bei Hirschberg, zu Polnisch-Weißritz bei Schweidnitz, zu Friedland, Keinerz, Nidelswitz, Schmarze, Bielau, Arnsdorf Kreis Reisse und zu Adamowitz Kreis Ratibor.

Im Viehhandel dagegen waren die Böhmen und Mährrer wiederum stark auf die Schlesier angewiesen, durch deren Hände das Vieh aus dem Osten, aus Polen und Rußland, ging. Zahlreich besuchten die jenseitigen Händler die verschiedenen schlesischen Viehmärkte, auch nach 1742 noch. Allerdings entwickelte sich bald und besonders nach dem Siebenjährigen Kriege Troppau zu einem bedeutenden Viehmarkt, der bald einen großen Teil des Bedarfs in Böhmen und Mähren decken konnte. Aus Böhmen dagegen benötigten 1753 einzelne schlesische Gebirgsstriche noch Wildbret, großes und kleines Federvieh und Pferde, und ebenso wird im gleichen Jahre berichtet, daß „vor der Hand die Vieh- und Pferdebesinder, so aus Mähren und Teschen kommen, nicht völlig entbehrllich“ seien, „weil es an solchen Leuten einen Mangel hat“. In den Jahren 1742/43, 1743/44 und 1747/48 betrug die Einfuhr von Pferden, Rindvieh und anderem Vieh aus den österreichischen Landen 2028 rthl., 3484 rthl., und 14 609 rthl., die Ausfuhr dorthin dagegen: 20330 ½ rthl., 50847 ½ rthl. und 31762 5/6 rthl.

So läßt sich bei nahezu allen Gewerben ein reger Austausch und Marktbesuch feststellen. Denn auch Nadler, Nagelschmiede, Kürschner, Schuster, Sattler, Seifensieder und Richtigzieher, Lederhändler (die schlesischen ließen oft in Böhmen gerben) finden wir auf den gegenseitigen Märkten, und schließlich waren die Krämer der schlesischen Gebirgsstädte mit ihren Kolonialwaren, Fisch- und Fettwaren, ihrem Wachs, Öl, Sirup und ihren Fuchten stark auf den Absatz in den böhmisch-mährischen Grenzgebieten angewiesen.

Eine Übersicht über den Handelsverkehr mit den hauptsächlichsten Produkten zwischen Böhmen, Mähren und Osterreich-Schlesien einerseits und Preußisch-Schlesien andererseits gibt für die Zeit vom 1. Januar 1747 bis ult. Dezember 1752 folgende Tabelle:

Ausfuhr aus Schlesien nach Böhmen, Mähren und Osterreich-Schlesien:

	Aus dem Glogauer Dep.		Aus dem Breslauer Dep.	
	rthl.	sgr.	rthl.	sgr.
Tücher	81 642	—	117 620	—
Boie	5	12	459	12
Flanelle	84	—	911	12
Rafche	210	—	515 073	8
Mezzolan.	179	—	10 914	6
Hüte.	1	—	2 296	—
Strümpfe	158	—	11 365	18
Leinwand	633 813	—	398 681	10
Schleier	149 772	—	7 998	12
rohe Garne	93 322	4	208 071	—
gebleichte Garne	2 546	—	35 468	12
Wolle	1 873	16	371 728	4
Flachs	71 166	4	37 404	10
Röthe	184	8	110 464	16

Einfuhr aus diesen Gebieten nach Schlesien:

	In das		In das	
	Glogauer Dep.		Breslauer Dep.	
	rthl.	sgr.	rthl.	sgr.
Mährische und Böhmishe Weine	24 656	18	43 713	16
dieselbst fabrizierte Tücher	1 545	12	61 408	18
andere wollene Waren	845	8	39 013	22
dieselbst fabrizierte Hüte	24	20	725	4
dieselbst fabrizierte Strümpfe	6 116	20	20 816	8
dieselbst fabrizierte Erden-Zeug	617	18	4 333	—
Zinn	312	12	4 008	—
dieselbst fabriziertes Glas	5 332	12	18 528	18
dieselbst fabriziertes Eisen	35 794	—	73 878	22
Getreide	8 491	22	65 945	6
Flachs	273	—	102 428	12

Dabei fehlt der Wert der eingeführten Leinenwaren. Er betrug 1742/43: 417 164½ rthl., 1743/44: 742 092 rthl., 1747/48: 440 710⁵/₆ rthl. — Ein beträchtlicher Teil dieser Waren — wie die Leinen- und Tuch-erzeugnisse, die rohen und gebleichten Garne und der Flachs — entstammten fast ausschließlich den Gebirgsgebieten, und z. T. (Garne, Flachs) bewegten sie sich nur in ihnen.

So können wir mit Recht von einer engen wirtschaftlichen Verbundenheit des Sudetenraumes sprechen. Sie brachte gleichzeitig, wie wir sahen, auch eine starke persönliche Berührung der deutschen Bevölkerung diesseits wie jenseits des Gebirges mit sich, ja zuweilen selbst einen intensiven Austausch von Menschen.

Die Grenzziehung von 1742 zerschnitt diese wirtschaftliche Einheit ähnlich wie die von 1921 das Industriegebiet Oberschlesiens. Sie wirkte sich im allgemeinen zunächst jedoch wenig aus. Denn die gegenseitigen wirtschaftlichen und persönlichen Verbindungen waren zu fest geknüpft, um sich plötzlich zerstören zu lassen. Auch die vielen Zollpladereien und Marktverbote vermochten den Verkehr nicht abzustoppen. Neben dem offiziellen Handel entwickelte sich dazu ein umfangreicher Schmuggel, der, soweit er die Ausfuhr von Fertigwaren betraf, sogar von der preussischen Regierung unterstützt wurde.

Trotzdem erkannten die Schlesier sofort die Gefahr, die ihnen aus der Grenzziehung drohte, und in ausführlichen Gutachten legten sie die wirtschaftliche Verknüpfung zwischen Schlesien, Böhmen und ganz Österreich immer wieder dar. Die Hirschberger wünschten z. B., daß „die mutuelle, freie und offene Handlung mit den vormaligen österreichischen Ländern unveränderlich beybehalten“, und die „unbeschwerte und ungehinderte Ab- und Zufuhr, so wie vorhin, mit unsern ehemaligen Brüdern den Oberschlesiern, Böhmen und Mähren offen bleibe“. Sie forderten also — wie die Schlesier ganz allgemein — nichts Geringeres als die Aufrechterhaltung des Status quo für die wirtschaftlichen Beziehungen. Diesen Standpunkt machten sich die schlesischen Minister und Friedrich der Große auch zu eigen und versuchten ihn in langwierigen, bis zum Siebenjährigen Kriege dauernden Verhandlungen am Wiener Hofe durchzusetzen. Jedoch

erklärlicherweise ohne Erfolg. Maria Theresia, die eine Wiedereroberung Schlesiens bis 1763 nie ganz aufgab, wußte doch, daß dieses Land nicht mehr der „Fabrikant“ und „Spediteur“ ihres Reiches bleiben konnte. Schlesien war jetzt „Ausland“, und Österreich mußte sich von ihm unabhängig machen. Es begann — wie beim Leinengewerbe schon erwähnt — die eigene Industrie in Böhmen und Mähren intensiv zu fördern und einen eigenen Handelsstand heranzubilden.

Dieser Umstand, der große Zolltarif von 1753 für Böhmen, Mähren und Österreich-Schlesien und schließlich die verschärften wirtschaftspolitischen Maßnahmen Österreichs und Preußens nach dem Siebenjährigen Kriege brachten allmählich einen merklichen Abfall im gegenseitigen Verkehr und führten zu einem Wirtschaftskrieg zwischen den beiden deutschen Staaten, der bis weit ins 19. Jahrhundert andauern sollte. Ein gewisser Austausch blieb aber auch in dieser Zeit noch bestehen.

Über diese jüngeren Verhältnisse sind wir bis jetzt aber wenig unterrichtet. Hier hat die wissenschaftliche Forschung noch eine beträchtliche Lücke auszufüllen, damit wir auch in bezug auf die zeitliche Ausdehnung ein möglichst geschlossenes Bild von der Entwicklung der sudetischen Industrien diesseits wie jenseits des Gebirges, ihrer gegenseitigen Verknüpfung und damit der wirtschaftlichen Einheit des Sudetenraumes erhalten.

Ludwig Petry:

Das Zipser Deutschtum in seinen kulturellen Beziehungen zu Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert¹⁾

Wer heute von der Bedeutung Schlesiens für die Geschichte des Zipser Deutschtums spricht, dem steht dabei zumeist die Zeit der großen deutschen Ostwanderung des Mittelalters vor Augen, die zum erstenmal Schlesien und die Zips in enge Berührung gebracht hat: Die Jahre 1230—41, da Heinrich I. von Schlesien und sein gleichnamiger Sohn als Herren von Krafau und Sandomir unmittelbare Nachbarn der Zips waren, ja, ihren nördlichen, erst im 14. Jahrhundert an Ungarn fallenden Teil, den Unterlauf der Popper mit den Orten Pudlein, Kniefen und Lublau, selbst beherrschten und hier die Ansiedlung von Deutschen tatkräftig förderten, dann vor allem aber der Zeitraum nach dem Mongolensturm, als die Zips eine zweite große Einwandererwelle erlebte, an welcher der schlesische Neustamm führend beteiligt war. Sprachwissenschaft und Volkskunde haben uns diesen in dem Siedlungsgang begründeten engen Zusammenhang beider Landschaften immer wieder an neuen Beobachtungen aufgezeigt²⁾.

Gegenüber der mittelalterlichen Verbundenheit sind die späteren Beziehungen zwischen Schlesien und der Zips bisher mehr im Schatten geblieben; erst langsam wird sich — von verschiedenen Ausgangspunkten her — die Forschung dessen bewußt, wie lebhaft und befruchtend der Zusammenhang beider Landschaften auch in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit gewesen ist, als Schlesien und die Zips Glieder eines großen Reiches waren, des Habsburgerstaates, und in seinem Verbands Reformations und Gegeneformation erlebten. Der breite Siedlerstrom des Mittelalters war nun freilich fast ganz versandet, der neuzeitliche Blut- und Kulturkreislauf beschränkte sich in der Hauptsache auf das Bürgertum der führenden Städte, besonders von Leutschau und Käsmark, doch haben wir

¹⁾ Nach einem Vortrag, der am 19. XII. 1935 in der Historischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gehalten wurde.

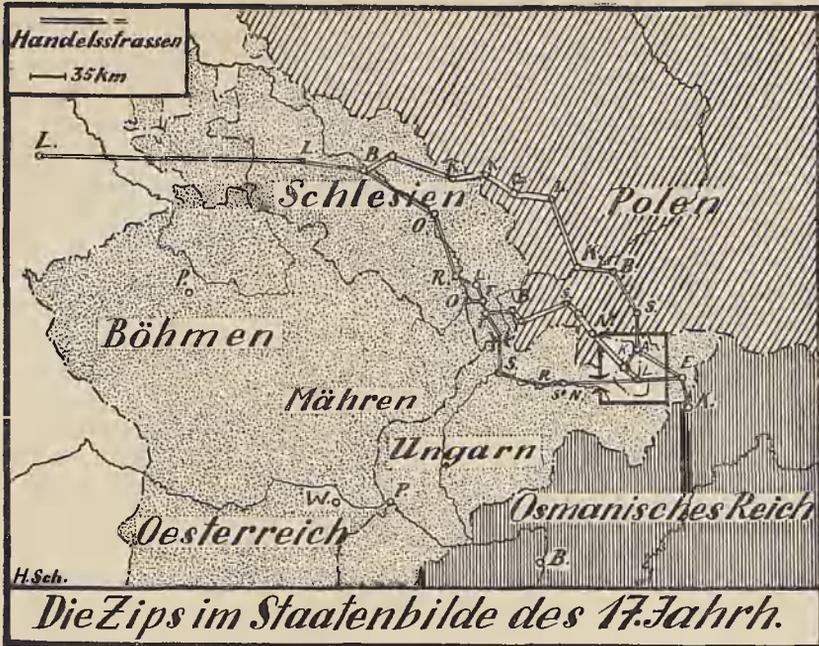
²⁾ E. Schwarz: Stand und Aufgaben der schlesischen Mundartenforschung in den Sudetenländern, Mitt. d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde 28, 1927, S. 251 f. — Sudetendeutsche Sprachräume, Schriften der Deutschen Akademie, Heft 21, München 1935, S. 292 ff. (wo Schw. den schlesischen Einschlag auf den Norden der Oberzips beschränken möchte). Fr. Nepp: Die Zipser Schlesier und ihre Sprache, Schlei. Jahrb. 7, 1935, S. 85 ff. (mit weiteren Literaturangaben). J. Gröb: Zipser Volkskunde, Reichenberg 1932, S. 74 ff. (S. 90 auch Literaturangaben.)

in dieser städtischen, aus dem Bauerntum der Umgegend wie in gegenseitiger Wanderung gespeisten Oberschicht den entscheidenden Kulturträger vor uns, der in jenen Jahrhunderten die innere Verbundenheit der Zipser Sprachinselgruppe mit dem geschlossenen deutschen Volksboden lebendig erhielt und den Gleichklang der Entwicklung gewährleistete. Aus dieser Oberschicht geht der Großkaufmann hervor, der auf der einen Seite bis Konstantinopel ausgreift und nach der anderen mit fast allen bedeutenden Plätzen des Mutterlandes in enger Fühlung lebt, ihr entstammt auch der Geistliche und Lehrer, der zum Studium auf ein deutsches Gymnasium, eine deutsche Universität zieht und nach seiner Rückkehr in die Heimat im Schul- und Pfarramt seinen Landsleuten in Stadt und Dorf das deutsche Geistesgut vermittelt, und an seiner Seite steht der Unternehmer, der eine Papiermühle, eine Druckerei ins Leben ruft, die begehrten Kalender herausbringt, Predigt- und Liederfassungen verlegt und so zum Aufblühen eines bodenständigen Schrifttums sein Teil beiträgt. Wie bei der Landnahme des Mittelalters, so steht auch im wirtschaftlichen und geistigen Austausch der beginnenden Neuzeit Schlesien an der Spitze aller deutschen Landschaften, die für die Geschichte der Zips von Bedeutung geworden sind. Die Sichtung der einschlägigen Arbeiten³⁾ wie die vorläufigen Ergebnisse archivalischer Forschungen einer Breslauer Arbeitsgemeinschaft⁴⁾ erlauben einen ersten Versuch, den Umfang der schlesisch-zipser Kulturbeziehungen des 16. bis 18. Jahrhunderts auf einigen Hauptgebieten zu bestimmen⁵⁾.

³⁾ Vergl. die Angaben in den folgenden Anmerkungen. Herangezogen wurde in erster Linie die Literatur in deutscher Sprache, soweit sie mir zugänglich war. Magyarische Arbeiten konnten vorläufig nur benutzt werden, wenn ihr Inhalt aus deutschen Übersetzungen, Auszügen und Besprechungen ersichtlich war.

⁴⁾ Die Anregung dazu gab der Leiter der „Historischen Arbeitsgemeinschaft an der Universität Breslau“, Emil Schieche, der auf einer handelsgeschichtlichen Archivreise im Sommer 1933 auf die reichen kaufmännischen Nachlässe im Archiv der Leutschauer evangelischen Kirchengemeinde A. B. aufmerksam wurde und ihre Erschließung durch die „Historische Arbeitsgemeinschaft“ einleitete. In den beiden Studienfahrten im Sommer 1934 und 1935 waren außer mir Ernst Birke, Hans A. Genzsch, Otto Marx und Georg Stadtmüller beteiligt. Aus dem von uns gemeinsam erarbeiteten Material gestaltete sodann in Breslau Herbert Schlenger eine Reihe von Karten und Diagrammen, von denen vier diesem Aufsatz beigegeben sind. Besonderen Dank schuldet unsere Arbeitsgruppe dem Universitätsbund Breslau und der Landesstelle Schlesien der Deutschen Akademie für die bereitwillige Förderung unserer Studienfahrten durch mehrfache Geldbeihilfen, sodann dem Verwalter des Leutschauer Pfarrarchivs, Herrn Pfarrer Georg Wagner, sowie den anderen Herren, die uns bei der Benutzung des Archivs behilflich waren, schließlich den Besitzern privater Sammlungen in Leutschau, die uns ergänzendes Material freundlichst zur Verfügung stellten, Frau Prof. Kauffmann, Herrn Kircheninspektor v. Noliczány und Herrn Prof. Gerschik. Den alten und lebhaften handelsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Schlesien und den deutschen Städten Oberungarns, der sich aus dem Leutschauer Material für das 17. und 18. Jahrhundert in allen Einzelheiten belegen läßt, hat vor allem H. Wendt: Schlesien und der Orient, Darstellungen und Quellen zur schles. Gesch. 21, 1916, herausgestellt.

⁵⁾ Ganz außer Betracht geblieben sind hier die kunstgeschichtlichen Zusammenhänge, die für das ausgehende Mittelalter jedenfalls feststehen. Vergl. Fr. Baljavec: Der deutsche Kultureinfluß in Ungarn, Neue Heimatblätter 1, 1935/36, S. 55, Anm. 115 und S. 137. Über die Kunstdenkmäler der Zips dürfen wir in Kürze ein Werk von D. Schürer erwarten, das weitere Aufschlüsse in dieser Richtung verspricht. — Die Erforschung der musikwissenschaftlichen Zusammenhänge, auf die gleichfalls hier nicht näher eingegangen werden konnte, verspricht



Fassen wir zunächst die allgemeinen geographischen und die für unseren Zeitraum geltenden politischen Voraussetzungen ins Auge! (Karte I). Die Lage der Zips in einer Senke des großen Karpatenbogens zwischen West- und Ostbeskiden bestimmt sie zu einem günstigen Durchgangsland für den Verkehr in nord-südlicher Richtung, das Poppertal schließt sie an die alten Heer- und Handelsstraßen an, die am Nordrand des Gebirges entlangführen; einen weiteren bequemen Weg nach dem Westen öffnet dem Zipfer das Waagtal mit der Straßengabelung von Sillein nach der Donau und über den Jablunkapaf nach Teschen hin. Zwei Möglichkeiten boten sich so für den Verkehr zwischen Schlesien und der Zips: Einmal nördlich der Karpaten, entweder über Krakau oder näher am Gebirge über Neumarkt (Nowy targ), sodann südlich der Karpaten durch das Waagtal, wobei zwei Wasserscheiden zu überwinden waren, der Jablunkapaf und die Höhe von Tschirm unmittelbar am Fuß der Hohen Tatra. Tatsächlich ist schon der mittelalterliche Siedlerstrom von Schlesien her auf beiden Wegen in die Zips gekommen, beide haben auch weiterhin ihre Bedeutung behalten, und

noch viel für unsere Fragestellung. Andeutungen gibt D. Gombosi: Die Musikalien der Pfarrkirche zu St. Agidi in Bartsa (Bartsfeld). Ein Beitrag zur Geschichte der Musik in Oberungarn (Musikwissenschaftl. Beiträge, Festschrift für Joh. Wolf, Berlin, 1929, Auszug in den Ungar. Jahrbüchern 12, 1932, S. 331–40). — Die Forschungen über die Volksheilmittel der Zips und ihre Verwandtschaft mit denen Schlesiens, die auf unseren Studienfahrten eingeleitet wurden, finden ihren ersten Niederschlag in einem Aufsatz von D. Marx: Volksheilmittel aus alten Zipfer Quellen, der in der Zeitschrift für Volkskunde, N. F. 7, Heft 1/2, erscheinen wird.



Namen der Mitglieder des Städtebundes
(Leutschau und Küssmarn waren königliche Freistädte)

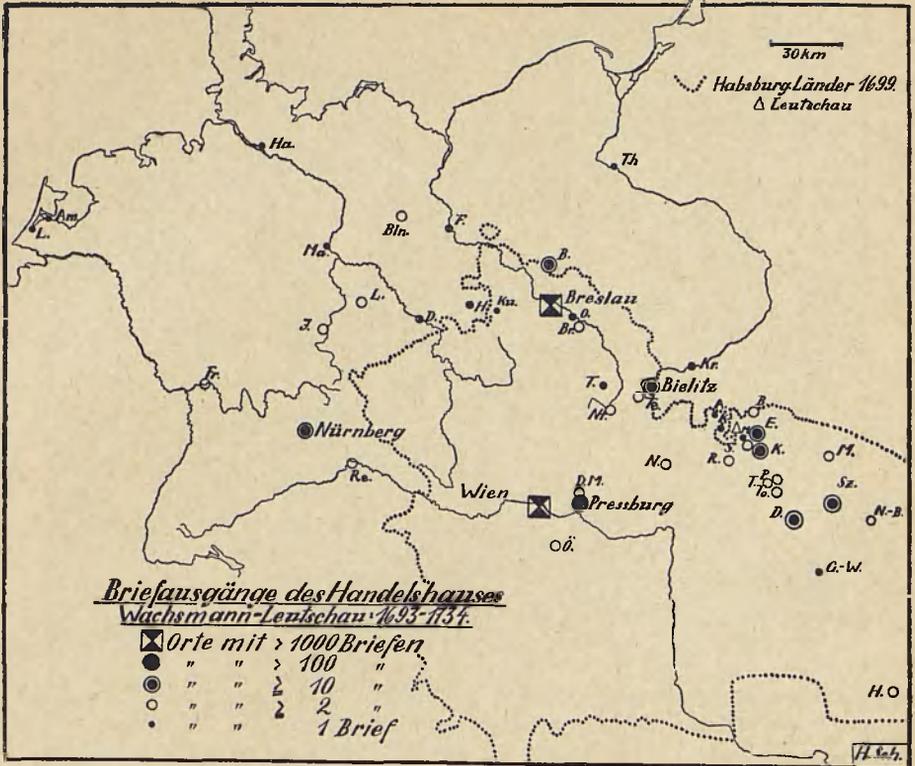
Verpfändet an Polen:

- | | |
|------------------|------------------|
| 1. Bela | 8. Michelsdorf |
| 2. Leibitz | 9. Deutschendorf |
| 3. Ripzdorf | 10. Jella |
| 4. Durksdorf | 11. Neudorf |
| 5. Menhardtsdorf | 12. Kirchdrauf |
| 6. Maßdorf | 13. Wallendorf |
| 7. Georgenberg | |

Verblieben bei Ungarn:

- | | |
|----------------|---------------|
| 1. Mühlendach | 7. Rabzdorf |
| 2. Groß- | 8. Tomsdorf |
| Schlagendorf | 9. Diensdorf |
| 3. Eisdorf | 10. Dirn |
| 4. Donnermarkt | 11. Eulendorf |
| 5. Kirn | I. Palmisdorf |
| 6. Sperendorf | II Schmögen |

Während die an Polen gefallenen Orte durch die Verpfändungsurkunde eindeutig festgelegt sind, stimmen die Namensangaben für die 11 bei Ungarn verbliebenen Mitglieder des Städtebundes nicht immer überein. E. Faulstich: Das Zipser Deutschtum, Jena 1927, gibt Seite 9, Anmerkung 4, die obenstehende Liste; S. Weber: Zipser Geschichte- und Zeitbilder, Leutschau 1880, hat statt Tomsdorf (8) und Diensdorf (9) die beiden Orte Palmisdorf (I) und Schmögen (II), bemerkt aber in einer Anmerkung auf Seite 55: „Zu den 24 hergezählten Sachsenstädten werden hin und wieder . . . auch noch Densdorf mit Groß- und Klein-Thomasdorf gezählt.“ Unsere Karte schließt sich Faulstich an; die Abweichung der Weberschen Liste ist durch die Aufnahme der beiden fraglichen Orte unter römischer Ziffer berücksichtigt. Bei der besonderen Zielsetzung der Karte sind die Bergstädte des Göllnitztals auf ihr nicht enthalten.



1000 Briefe u. mehr	Breslau	1734
1000 " " "	Wien	1153
100 " " "	Breschburg	461
10 " " "	Bielitz	24
10 " " "	Raschau (K)	21
10 " " "	Debreczin (D)	19
10 " " "	Bojanova (B)	15
10 " " "	Eperies (E)	14
10 " " "	Nürnberg	10
10 " " "	Szatmar (Sz)	10
2 " " "	Brieg (Br)	9
2 " " "	Bartfeld (B)	7
2 " " "	Pataf (P)	6
2 " " "	Rosenau (R)	6
2 " " "	Leipzig (L)	5
2 " " "	Debenburg (Oe)	5
2 " " "	Berlin (Blu)	4
2 " " "	Jena (J)	4
2 " " "	Regensburg (Re)	4
2 " " "	Schmöllnitz (S)	4
2 " " "	Talia (T)	4
2 " " "	Deutsch-Wodern (DM)	3
2 " " "	Nagy Banja (NB)	3

2 Briefe u. mehr	Zofan (To)	3
2 " " "	Frankfurt a.M. (Fr)	2
2 " " "	Hermannstadt (H)	2
2 " " "	Munfacz (M)	2
2 " " "	Neufohl (N)	2
2 " " "	Neutitschein (Nt)	2
2 " " "	Leschen (Te)	2
1 Brief	Altendorf (A)	1
1 " "	Amsterdam (Am)	1
1 " "	Dresden (D)	1
1 " "	Frankfurt a.O. (F)	1
1 " "	Groß-Wardein (GW)	1
1 " "	Hamburg (Ha)	1
1 " "	Horfa (H)	1
1 " "	Käsmarck (K)	1
1 " "	Krafau (Kr)	1
1 " "	Kunzendorf (Ku)	1
1 " "	Lezden (L)	1
1 " "	Magdeburg (Ma)	1
1 " "	Marksdorf (M)	1
1 " "	Dhlau (O)	1
1 " "	Thorn (Th)	1
1 " "	Troppau (T)	1

gerade die politische Entwicklung der Zips⁶⁾ ist daran nicht unbeteiligt: 1412 verpfändet der ungarische König Sigismund von dem Bund der 24 Zips'er Städte 13 und außerdem noch drei Orte im unteren Poppertal (Pudlein, Kriesen und Lublau) an König Wladislaw Jagiello von Polen; nur 11 Orte und die beiden königlichen Freistädte Leutschau und Käzmark bleiben bei Ungarn, eine Zerreißung, die polnischen Streubesitz bis ins Hernadtal hinunter schuf und 360 Jahre lang bis zur ersten Teilung Polens angebauert hat (Karte II). Die staatsrechtliche Stellung der verpfändeten Städte ist freilich nicht ganz eindeutig; die Herrscher Ungarns sind der Ansicht gewesen, daß der Polenkönig nur auf die Einkünfte aus diesem Pfandbesitz Anspruch habe, und haben versucht, ihre landesherrlichen Befugnisse für die ganze Zips aufrechtzuerhalten. Sicher aber ist jedenfalls eins: Polen, dessen Machtbereich der Leutschauer Bürger durchziehen mußte, wenn er nach Käzmark oder in die Bergstädte des Göllnitztales wollte, ja, das sogar den mitten zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Herrensitz des Landes, der Propstei Kapitula und der Zips'er Burg, an der Hauptstraße nach Eperies und Rajchau gelegenen Markt Kirchdrauf in Pfandbesitz hatte, Polen war dem Zips'er nicht in dem Sinne Ausland wie anderen Untertanen der Stephanskrone. Das im Krakauer Handelsstand bis ins 17. Jahrhundert noch vertretene Deutschtum, Familienverbindungen, die von dort einerseits nach Schlesien, andererseits nach der Zips wiesen, dazu die häufige Unsicherheit im Waagtal während des Dreißigjährigen Krieges und der Adelsaufstände gegen die Habsburger haben den Verkehrszug nördlich der Karpathen oft sogar zum bevorzugten Weg nach dem Westen gemacht⁷⁾.

Das gleiche Jahrzehnt nun, in dem die Verpfändung der 13 Orte an Polen der großen Blütezeit des Zips'er Städtebundes ein Ende bereitete, hatte auch zum erstenmal die Vereinigung der bei Ungarn verbliebenen 11 Orte und der beiden königlichen Freistädte Käzmark und Leutschau mit Schlesien unter demselben Herrscher, Kaiser Sigismund, gebracht, in dem unaufhörlich wechselnden osteuropäischen Staatenbild des 15. Jahrhunderts zunächst allerdings nur eine flüchtige politische Verbindung, welche die bald einsetzenden Hussitenkriege, dann das Emporkommen einheimischer Herrscher in Böhmen und Ungarn wieder verwischten, bis im letzten Drittel des Jahrhunderts unter Matthias Corvinus erneut ein Zusammenhang hergestellt wurde, der nun die politische Grundlage der schlesisch-zips'er Kulturbeziehungen bis zum Jahre 1740 blieb. Schon unter Corvinus kommt dieses engere staatliche Verhältnis sinnfällig zum Ausdruck in der

⁶⁾ Ein für allemal sei hier verwiesen auf die „Geographisch-historische Grundlegung“ bei E. Faulstich: Das Zips'er Deutschtum. Geschichte und Geschie der deutschen Sprachinsel im Zeitalter des Nationalismus (Schriften des Instituts für Grenz- u. Auslandsdeutsche an d. Univ. Marburg, Heft 6) 1927. Von älteren Werken seien außerdem noch genannt Sam. Weber: Zips'er Geschichte- und Zeitbilder, Leutschau 1880, und B. Bruckner: Die Vergangenheit der Zips'er Sachsen (Mitteilungen a. d. Vergangenh. d. Zips'er Komitats 12), Leutschau 1921.

⁷⁾ Das 1643/44 erschienene Reisehandbuch des Käzmarcker Gelehrten David Frölich: Bibliotheca seu Cynosura Peregrinantium, hoc est Viatorium . . . 4 Bücher, Ulm bei Wolff. Endter, gibt als gewöhnliche Verbindung von Leutschau nach Breslau die Straße über das galizische Neumarck und Bielitz an; in den unruhigen Zeiten um die Wende des 18. Jahrhunderts ist man sogar nach Wien, den kaufmännischen Nachrichten des Leutschauer Kirchenarchivs zufolge, über Neumarck-Bielitz-Troppau gezogen. Vergl. unten S. 70.

Betrachtung des Zipser Grafen Stephan Zapolya mit der Oberlandeshauptmannschaft von Schlesien, in seiner Vermählung mit der Prinzessin Hedwig von Teschen und in der Berufung des Christoph von Warotsch auf Neobischütz zum Schloßhauptmann von Käsmař⁹⁾. Und am Anfang des 16. Jahrhunderts steht die Gestalt des Breslauer Bischofs Johann Thurso, der einem damals gleichzeitig in Krafau und Deutſchau anſäſſigen deutſchen Geſchlechte entſtammt und vor ſeiner Wirkſamkeit in Breslau Scholaſtikus in Gneſen war⁹⁾. Seine Brüder ſind: Stanislaus, Biſchof von Olmütz; Georg, der mit den Fuggern verſchwägerte Großkaufmann; Alexius, Burggraf von Kremenitz, 1517—25 Herr von Pleß; ſchließlich Hans, 1517—23 Herr von Wohlau, Steinau und Raudten, 1525—48 Nachfolger ſeines Bruders Alexius in Pleß, zuletzt Obergepan der Zips, ein Amt, das dann bis zum Ausſterben der Linie 1636 erblich im Hauſe Thurſo blieb. Nichts vermag wohl eindruclksvoller als der Werdegang dieſer fünf Brüder die enge Verbindung zu veranſchaulichen, die damals auf oſtmitteldeutſchem Kolonialboden zwiſchen Schleſien und ſeinem nach drei Seiten ſich erſtreckenden Vorfelde beſtand, und ebenſo wie etwa die Kunſt eines Veit Stoß, deſſen Spuren wir ja auch in Schleſien, Krafau und Deutſchau zugleich begegnen¹⁰⁾, wertvolle Kräfte aus dem oberdeutſchen Kulturbereich empfang.

Der von der politiſchen Entwicklung her verſtärkte kulturelle Zusammenhang zwiſchen Schleſien und der Zips gewann ſeit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts ſein beſonderes Geſicht durch zwei einſchneidende Ereigniſſe: Die Ablöſung des böhmisch-ungariſchen Jagellonenzweiges durch das deutſche Herrſcherhaus der Habsburger und die Ausbreitung der Reformation. Im Gegenſatz zu den Ländern der Wenzelskrone konnten die Habsburger das Reich der Stephanskrone nur zum Teil in ihre Hand

⁹⁾ E. Wagner: *Analecta Scopisii sacri et profani* I, 1773, S. 164; IV, 1778, S. 1 ff., 209 ff. C. Grünhagen: *Geſchichte Schleſiens* I, Gotha 1884, S. 338 u. 344.

⁹⁾ Wagner a. a. O. IV, S. 46 ff. Die reiche neuere Literatur zur Geſchichte der Familie Thurſo in deutſcher, polniſcher und maghariſcher Sprache verzeichnet E. Reinhardt: Johann Thurſo von Bethleſfalva, Bürger und Konjul von Krafau, in *Goſlar* 1478—96, Beiträge z. Geſch. der Stadt Goſlar, Heft 5, Goſlar 1928, S. 29 ff., der ſich mit Wagner für die öſterreichiſche Herkunft des Hauſes entſcheidet. Ebenda S. 36/37 eine kurze Überſicht über die Generation des Biſchofs Johann von Breslau. Über ihn vergleiche die demnächſt erſcheinende Arbeit von G. Zimmermann: Das Breslauer Domkapitel im 16. Jahrhundert. Neuerdings ſprach ſich für die maghariſche Abſtammung der Familie A. Fekete Nagy aus (*A Bethleſfalvi Thurzó-csalad eredete* [Die Herkunft der Familie Thurzó von Bethleſfalva], *Turul* 48, 1934, S. 1—15, kurze Inhaltsangabe in der Beilage „Zeitchriſtenſchau“ der *Ungar. Jahrbücher* 15, 1935, Nr. 101, S. 32). Auch bei Annahme dieſer Theſe darf man, da Fekete Nagy ſelbſt deutſches Blut in der von ihm für maghariſch gehaltenen Familie nachweiſt und ferner der 1508 geſtorbene Johann ſeine beiden Ehen mit Deutſchen ſchließt (Urſula Bem und Barbara Beck, vergl. Reinhardt S. 35) die Generation des Biſchofs Johann zweifellos als deutſchblütig anſprechen. Eine Elegie auf den Tod des Biſchofs erſchien 1520 in Krafau bei dem Schlefier Hieronymus Vietor; ſie entſtammt der Feder des Humaniſten Georg Werner von Paſſchau, der 1521 nach Oberungarn überſiedelte — vielleicht inſolge ſeiner Beziehungen zu den Thurſo — und ſpäter unter Ferdinand Präſident der Zipſer Kammer wurde. Vergl. E. Renſing: Georg Werner (1490 ?—1556). Präſident der Zipſer Kammer, *Jahrb. d. Graf Klebelsberg-Inſtituts für ungar. Geſch.-Forſchung* in Wien 3, 1933, S. 31 ff.

¹⁰⁾ B. Knötel: Auf Spuren von Veit Stoß in Schleſien, in *Der Oberſchleſier* 15, 1933, S. 205—08.

bringen. Nach schweren Kämpfen mit der ungarischen Gegenpartei des Johann Zapolya wie mit den Türken vermochten sie nur den Weststreifen in unmittelbarer Nachbarschaft Österreichs und das Bergland Oberungarns zu behaupten. Das ungarische Kerngebiet mit der Hauptstadt Ofen dagegen geriet unmittelbar, das östlich anschließende Fürstentum Siebenbürgen mittelbar unter osmanische Herrschaft. Die deutsche Zips sah sich auf einmal an den Rand des Abendlandes gedrängt (Karte I)¹¹⁾, der politische Mittelpunkt des habsburgischen Ungarn verschob sich nach Preßburg, das Waagtal war nun die einzige und oft recht bedrohte Verbindung mit den Stammländern des Herrschers. Neben Österreich im engeren Sinne war also Schlesien das gegebene Land, um dem Zipser Deutschtum den erforderlichen Rückhalt zu gewähren, und diese staatlich-völkische Beziehung sollte zu einer engen Schicksalsgemeinschaft werden eben durch die konfessionelle Entwicklung. Hatte die Zips nämlich vom nationalen Standpunkt aus für ihre Fühlungnahme mit dem Mutterland die Wahl zwischen den Wegen über Wien und über Breslau — im Hinblick auf die Glaubensfrage konnte sehr bald nur die Ausrichtung nach Schlesien hin noch in Betracht kommen.

Wie dort, so gelang es auch in der Zips der Lehre Luthers, sich bis zur Jahrhundertmitte allenthalben durchzusetzen; ihren Weg zum Karpatendeutschtum scheint sie in der Hauptsache über Schlesien genommen zu haben. Ob schon dem Zipschauer Johann Hendel, Pfarrer in seiner Heimatstadt und in Kaschau, Hofprediger der Königin Maria, dann Domherr in Breslau und zeitweise Pfarrer in Schweidnitz, zuletzt erneut in Kaschau, dabei ein nennenswerter Anteil zukommt, sei dahingestellt¹²⁾. Sicher ist die schlesische Vermittlung reformatorischer Einflüsse bei dem Pfarrer Georg Leutscher aus Leutschau, der sich eine Zeitlang in Breslau aufhielt und später einer der führenden Zipser Reformatoren wurde¹³⁾, und wie in Schlesien ist auch in der Zips der Glaubenswechsel ohne größere Ausschreitungen und ernste Zusammenstöße vor sich gegangen: Die Brüderschaft der evangelisch gewordenen 24 Zipser Pfarrer lebte mit ihrem katholisch gebliebenen Propst von Kapitula jahrzehntelang in ähnlichem Frieden wie die schlesische Geistlichkeit mit dem Breslauer Bischof. Die aufblühenden Schulen von Goldberg, Breslau und Brieg übten eine hohe Anziehungskraft auf die

¹¹⁾ Siebenbürgen ist auf dieser Karte innerhalb des Osmanenreiches nicht besonders hervorgehoben. Die Grenze zwischen Oberungarn und Siebenbürgen ist nach dem Stand von 1648 gegeben; in der vorhergehenden Zeit hat sie entsprechend den verschiedenen Verträgen der Habsburger mit ihren Gegenspielern, den Fürsten von Siebenbürgen, wiederholt geschwankt. Im übrigen sind die Grenzen vor 1635 (Prager Friede: Abtretung der Lausitz) zugrunde gelegt.

¹²⁾ Über ihn vergl. ebenfalls die in Anm. 9 angeführte Arbeit von G. Zimmermann. Einer späteren Generation seiner Familie entstammt der Wiener Bankier und Hofbankier Lazarus, der durch seine Darlehen an Rudolf II. die schlesischen Herrschaften Neuthen und Oberberg an sein Geschlecht bringt. Vergl. F. Kallbrunner: Lazarus Hendel von Donnersmarkt, Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtsch. gesch. 24, 1931, S. 142—56.

¹³⁾ J. P. Tomaszek: Geschichte der evangelischen Gemeinde in Leutschau, in: Andenken an die 300jährige Jubelfeier der ev. Gemeinde in d. l. Freistadt Leutschau, Leutschau 1844, S. 22 ff. Vergl. für die Zipser Kirchengeschichte im folgenden auch J. Kirnbauer: Geschichte der Reformation und Gegenreformation in der Zips, Karpatenland 1, 1928, S. 25—33, ein Auszug aus dem in magyarischer Sprache erschienenen Werk von V. Bruckner: A reformáció és ellenreformáció története a Szepességben 1520—1745, 1. Teil Budapest 1922.

Zips aus, wo großzügige Stipendien, wie das der Thurfso, befähigten Knaben, wie dem Leutschauer Schneiderssohn Anton Platner, den Besuch auswärtiger Bildungstätten ermöglichten¹⁴⁾; zahlreiche Bewerber um Zipser Pfarrstellen erhielten ihre Ordination in Brieg¹⁵⁾ — welche Bedeutung hätte Schlesien erst für die Zips gewinnen können, wäre der Breslauer Universitätsplan von 1506 oder der Herzog Friedrichs von Liegnitz in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts von Erfolg begleitet gewesen! Der künftige Seelsorger und Lehrer aus der Zips hätte dann ebenso seine gesamte Ausbildung in Schlesien empfangen können, wie uns das für den angehenden Kaufmann aus späteren Zeugnissen überliefert ist. Die Zips blieb jedoch nicht allein der empfangende, Schlesien einzig der gebende Teil: Sind uns Dankschreiben von Goldbergger Gymnasialisten an den Rat ihrer Heimatstadt Leutschau erhalten¹⁶⁾, so lockten umgekehrt die beiden führenden Schulen der Zips, die Lyzeen von Leutschau und Käsmark, an denen wir schon um die Jahrhundertwende schlesische Lehrkräfte wirken sehen, in steigendem Maße schlesische Schüler dorthin¹⁷⁾. Holt sich Graf Thurfso aus Goldberg den Erasmus Winded als Erzieher auf die Zipser Burg¹⁸⁾, so verbringen wiederum angehende Theologen aus Wagstadt, Zudmantel und dem ober-schlesischen Sorau einen Teil ihrer Schulzeit in Leutschau¹⁹⁾. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts zählt der „Ungarische Simplicissimus“²⁰⁾, der das bewegte Leben eines nach Ungarn verschlagenen Schlesiens schildert, unter den Schülern des Leutschauer Rektors, der eine Schlesierin zur Frau habe, Einheimische, Windische, Siebenbürger und arme Schlesiens auf, meist Musici²¹⁾, eine Stelle übrigens, die uns andeutet, daß in gewissem Umfang das Deutschtum Siebenbürgens während der Türkenherrschaft in Ungarn an der Zips einen ähnlichen kulturellen Rückhalt fand wie diese an Schlesien. Noch Anfang des 18. Jahrhunderts wird die Leutschauer Schule von dem Breslauer Bürger Johann Friedrich Augustin, der vermutlich Zögling dieser Anstalt gewesen ist, mit

¹⁴⁾ Tomaszek a. a. D. S. 38.

¹⁵⁾ J. Soffner: Ein Brieger Ordinationsregister aus der Zeit von 1564 bis 1573, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 31, 1897, S. 289—310, gibt für zehn Jahre zwanzig Namen von Seelsorgern an, die ihre Ordination für eine Zipser Pfarre in Brieg empfangen.

¹⁶⁾ Tomaszek a. a. D. S. 122—24.

¹⁷⁾ Für die Leutschauer Schule vergl. die genannte Arbeit von Tomaszek, für die Käsmarker J. Lipták: Geschichte des evang. Distrikts-Lyzeums N. B. in Kesmark, Kesmark 1933. In Käsmark wurde 1499 der Schulmeister Georg von Liegnitz angestellt, 1525 wurde Johann Lang aus Neustadt in Ober-schles. Rektor der Schule. Lipták a. a. D. S. 6, Anm. 25. — In Leutschau wirkte kurz vor 1500 als Rektor Kaspar Brauner (Fuscinus) aus Meisse. G. Bauch: Schlesien und die Universität Krakau im 15. und 16. Jahrh., Zschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 41, 1907, S. 137 f.

¹⁸⁾ Tomaszek a. a. D. S. 61.

¹⁹⁾ Th. Wotschke: Wittenberger Ordinationen von Schlesiern für außer-schlesische Gemeinden, Corr. bl. d. Ver. f. Gesch. der ev. Kirche Schlesiens 16, 1918, S. 35 f. und 50.

²⁰⁾ Erstdruck Breslau 1683, jüngste Ausgabe Seeverlag Konstanz 1923. Aus der inhaltlichen Übereinstimmung des Werkes mit der Familienschronik der Buchholz schließt A. Siklóssy (Budapesti Szemle 210, 1928, S. 117—27, angeführt Deutsch-Ungarische Heimatblätter 1, 1929, S. 111/12) auf den aus Schlesien stammenden Käsmarker Pfarrer Georg Buchholz d. A. als Verfasser.

²¹⁾ Erstdruck von 1683, S. 103/04.

einem Haus beschenkt²²⁾. Am Rásmarker Hyzeum wirkten im 17. Jahrhundert Lehrer aus Bielez und Pleß; zuweilen schickte die Stadt dem Kandidaten, den sie anzustellen gedachte, schon das Reisegeld im voraus nach Breslau, wie 1608 ihrem Landsmann Prátorius²³⁾.

Schlesien in erster Linie verdankte die Zips die Bekanntschaft mit der Lehre Luthers, über Schlesien kamen dann auch die Wellen, die der Streit der Lehrmeinungen innerhalb des protestantischen Lagers bis in jenen Außenposten des Deutschtums schlug. Jakob Monau von Breslau, der als das Haupt der dortigen Calvinisten galt, trat in den achtziger Jahren in Verbindung mit den Zipser Gesinnungsgegnossen, die er auch persönlich besuchte, und der als Kryptocalvinist aus Deutschau 1593, aus Rásmark 1597 vertriebene Johannes Mylius erhielt durch seine Breslauer Beziehungen einen Ruf nach Elbing, wohin er so manche seiner Zipser Schüler nachzog²⁴⁾. Mögen auch seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts neben die Gymnasien von Breslau und Görlitz die Schulen von Elbing, Thorn und Jglau als auswärtige Bildungsstätten der Zipser Jugend vor dem Besuch einer Universität hinzutreten, Schlesiens Bedeutung für das kulturelle Leben der Zips wird dadurch nicht spürbar beeinträchtigt. In Breslau deckt der Zipser Gelehrte seinen Bücherbedarf, hier, in Görlitz, Liegnitz oder Brieg läßt er mit Vorliebe seine eigenen Arbeiten erscheinen, bis auch darin eine ähnliche Gegenseitigkeit erwächst wie im Schulwesen schon seit dem 16. Jahrhundert²⁵⁾. In Deutschau entsteht zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die über hundert Jahre blühende Druckerei der Breuer, aus der im 17. Jahrhundert mehr als ein Drittel der gesamten deutschen Druckschriften Ungarns hervorgegangen ist und die ihre Erfolge zum großen Teil der gleichmäßig gegen Lutheraner, Reformierte und Katholiken geübten Toleranz verdankt²⁶⁾. In der Breuerschen Druckerei erscheinen nicht selten Werke schlesischer Verfasser, so das „Geistliche Gynaecium“ des Lukas Wenzelius, das „Christliche und nützliche Handbüchlein“ von Georg Pölner und zahlreiche Erbauungsschriften schlesischer Geistlicher. Ihre Gesangbücher bezog die Zips im wesentlichen aus Schlesien, das Breslauer Gesang-

²²⁾ Tomaszek a. a. D. S. 117.

²³⁾ Lipták a. a. D. S. 28 und 42. Über die feierliche Einholung des 1647 aus Breslau berufenen Pfarrers Christoph Schlegel durch die Deutschauer und die späteren Zerwürfnisse, die 1656 zum Rücktritt des Pfarrers führten vergl. Caspar Hain: Zipserische oder Deutschawerische Chronica und Zeitbeschreibung, Ausgabe von F. Förster und A. Kauffmann, Deutschau 1910—13 (Titel, Einleitung und Anmerkungen in magyarischer Sprache), S. 233 ff, 254 ff, 265 ff.

²⁴⁾ H. Bauer: Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei I/1, Elbinger Jahrb. 8, 1929, S. 154 ff. Lipták a. a. D. S. 21 ff.

²⁵⁾ B. v. Pufánszky: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. I. Bd. Von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrh. (Deutschtum und Ausland 34—36), Münster 1931, S. 147, 410, 445. Das die Wanderung der alten deutschen Völker aus Asien nach Europa behandelnde 6. Kapitel bei D. Frölich: Der uralte deutsch-ungarisch-zipserische und siebenbürgische Landsmann, Deutschau 1641, stimmt fast wörtlich überein mit Kapitel 3 bei F. Schickfuß: Neu vermehrte schlesische Chronica . . . Leipzig 1625. So G. Peh: Zur Geschichte der Erforschung des ungarländischen Deutschtums, Deutsch-ungar. Heimatblätter 2, 1930, S. 188, Anm. 14.

²⁶⁾ B. v. Pufánszky a. a. D. S. 214 f.; ders.: Die Druckerei Breuer in Deutschau, Gutenbergjahrb. 1927, S. 91—95. Das berühmteste und meistverbreitete Erzeugnis dieser Druckerei, der Deutschauer Kalender, wurde Vorbild für sämtliche Kalender Ungarns.

buch findet man in vielen Zipser Gemeinden des 17. Jahrhunderts, das 1686 erscheinende „Deutscher neuvermehrte und verbesserte christliche Gesangbuch“, das von bestimmendem Einfluß auf die Entwicklung des ungarischen Kirchengesangs werden sollte, lehnt sich, wie schon eine vorausgegangene Preßburger Sammlung, in Auswahl und Anordnung stark an das Hirschberger Gesangbuch an; es bleibt übrigens eine Einzelercheinung, die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts begnügt sich meist wieder mit der einfachen Übernahme schlesischer Gesangbücher²⁷⁾. Das von geistlicher Dichtung und geistlichem Schrifttum jener Zeit oft schwer zu trennende literarische Schaffen der Zipser steht ganz unter dem Einfluß der schlesischen Dichter. Christoph Klesch, Johann Frölich, Paul Apelles, Johann Majer finden wir in dem Kreis um Hofmannswaldau, Paul Vater ist als Hauslehrer bei Hohenstein tätig, der dem vertriebenen Glaubensgenossen ein Stipendium des Breslauer Rates zum Besuch der Universitäten Leipzig und Jena verschafft²⁸⁾. Die Überlegenheit des Zipser Deutschtums innerhalb des deutsch-ungarischen Geisteslebens jener Zeit ist nach dem Urteil des besten Kenners dieser Fragen, Béla v. Putánszky, die Folge der engen geistigen Beziehungen zu Schlesien²⁹⁾. Es nimmt uns nicht wunder, wenn Zipser und Schlesier sich als Nachbarn fühlen — sagt, doch der „Ungarische Simplicissimus“ von der Hohen Tatra: „Das Schneegebirge scheidet Schlesien/Polen/Liptau/Bergstädte und Zips; man kann nach Schlesien, Polen, Türkei und anderwärts weit sehen“³⁰⁾. Und dieses Gefühl besonderer Verbundenheit hat sich dann auch voll bewährt in schwerer Zeit, als die Durchführung der Gegenreformation im Habsburgerreich die Schicksalsgemeinschaft zwischen Schlesien und der Zips zu einer Leidensgemeinschaft vertiefte.

In beiden Außenländern hat die Gegenreformation verhältnismäßig spät eingesetzt³¹⁾; lagen in Schlesien besondere Verhältnisse vor, weil Herzogtümer und Standesherrschaften in dieser Frage noch eine gewisse Selbständigkeit behaupten konnten, so hatte man in der Zips auf die Türken, auf die ungarische Aristokratie, zeitweise auch die Fürsten von Siebenbürgen, und schließlich auf Polen Rücksicht zu nehmen, das den ihm verpfändeten Orten lange Zeit volle Glaubensfreiheit ließ. Das Vorgehen des wieder erstarkenden Katholizismus paßte sich daher in beiden Landschaften den örtlichen Gegebenheiten an. In Schlesien begann zuerst der Bischof in seinem Meißner Bistumsland scharfer durchzugreifen, es folgten zur römischen Kirche zurückgetretene Landesfürsten und während des Dreißigjährigen Krieges auf Weisung aus Wien die Landeshauptleute der

²⁷⁾ Putánszky a. a. D. S. 162—64 und 286.

²⁸⁾ Putánszky a. a. D. S. 250, 354 und 356 f. F. Melzer: Biographien berühmter Zipser, Kaschau 1832, S. 48, 96 ff. und 115 ff.

²⁹⁾ a. a. D. S. 223 f. Die Rehrseite dieses einseitig schlesischen Einflusses ist allerdings „der rein quantitative Reichtum, die schier unübersehbare Masse von Gelegenheitspredigten und Gedichten, der Mangel an nennenswerten Leistungen in der literarischen Produktion des Zipser Deutschtums“ (S. 224).

³⁰⁾ a. a. D. S. 90.

³¹⁾ Für Schlesien vergl. neben C. Grünhagen: Geschichte Schlesiens, II, Gotha 1886, noch H. Ziegler: Die Gegenreformation in Schlesien, Schriften d. Ver. f. Reformationsgesch. 24, Halle 1888, und H. Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte, Breslau 1932. Für die Zips vergl. die oben Anm. 13 genannte Arbeit von Kirnbauer und die bis 1684 reichende eingehende zeitgenössische Darstellung in der Anm. 23 erwähnten Chronik von Hain.

unmittelbar der Krone unterstehenden Erbfürstentümer. Der Westfälische Friede beließ nur noch dem Herzogtum Oels, den letzten piastischen Gebieten Liegnitz-Brieg-Wohrlau und der Stadt Breslau die freie Religionsübung; in allen anderen Landesteilen hatte die Gegenreformation gesiegt. Die Zips ist bis dahin so gut wie unbehelligt geblieben; sie war sogar in der Lage, Flüchtlinge aus anderen Kronländern aufzunehmen, und neben Böhmen und Mähren haben darunter auch einige Schlesier aus den rekatholisierten Teilen nicht gefehlt. Dann aber setzte Ende der sechziger Jahre auch hier der große Vorstoß ein. Leopold I. nahm eine Verschwörung des magharischen Adels zum Anlaß, mit einem Schlage die Selbstständigkeitsregungen dieser Magnaten und den ungarischen Protestantismus zugleich zu treffen. In der Zips begann die gewalttame Zurückführung zum katholischen Glauben zunächst in den 11 Orten des alten Städtebundes, die inzwischen schon völlig zu Dörfern herabgesunken waren. Ihre Geistlichen flüchteten nach den an Polen verpfändeten Städten, nach Deutschau oder Käsmark. Bald aber mußten auch diese beiden Freistädte kaiserliche Kommissionen in ihre Mauern einlassen, welche die Schulen und Kirchen der Evangelischen beschlagnahmten, sie den Katholiken übergaben, Jesuiten und andere Ordensbrüder einführten und im Rat eine katholische Mehrheit schufen. Zur gleichen Zeit aber ging im polnischen Anteil der Starost Lubomirski daran, seine 13 Städte ebenfalls zu rekatholisieren (1674). Die evangelischen Seelsorger, z. T. schon mehrfach aus anderen Landschaften vertrieben, fanden plötzlich nirgends in der Zips mehr eine Zuflucht und mußten in die Fremde ziehen. Die paar slawischen unter ihnen wandten sich nach Polen, die deutschen fast ausnahmslos nach Schlesiens. An Bereitschaft zu ihrer Aufnahme fehlte es dort keineswegs, wir finden vertriebene Zipsler als Pfarrer in Brieg, in Breslau, in Strehlen, in Jordansmühl³²⁾ —, aber gerade jetzt war mit dem Aussterben der letzten Piasten die Glaubensfreiheit auch in den Fürstentümern Liegnitz-Brieg-Wohrlau sehr bedroht. In ganz Schlesiens schien einzig Breslau³³⁾ noch wirklich eine sichere Stätte zu bieten, und so erklärt es sich, daß viele der Flüchtlinge erneut die Mühsal des Wanderlebens auf sich nahmen und nach Thorn, Elbing, Danzig, Stettin und in das Kurfürstentum Sachsen weiterzogen, wo in Zittau und Neusalza die bedeutendsten Exulanten-siedlungen entstanden. Andere hofften auf eine Gelegenheit zur Rückkehr in die Heimat, und tatsächlich sollten sich in den Wirren der folgenden Jahrzehnte solche Möglichkeiten mehrfach ergeben. Schon bei der Erhebung Kököshs vor dem großen Türkenkrieg und nochmals zwei Jahrzehnte später während des Rakoczynischen Aufstandes gelang es den Evangelischen in Oberungarn, ihre Kirchen und Schulen vorübergehend wiederzugewinnen³⁴⁾. Als die kaiserlichen Truppen schließlich um 1710 das Land endgültig wieder unterworfen hatten, blieb doch wenigstens die Vergünstigung bestehen, die schon 1681 der Dedenburger Landtag beschlossen

³²⁾ Dipták a. a. D. S. 64 ff., Melzer a. a. D. S. 64, 69 und 96 ff., Pušanský a. a. D. S. 257.

³³⁾ Selbst der Breslauer Schulinspektor wurde wegen Begünstigung der ungarischen Exulanten von dem schlesischen Oberamt, dessen Verwalter der Bischof war, zur Rede gestellt. J. Becker: Die Aufnahme der Leibnitz-Molanschen kirchlichen Unionsbestrebungen in Schlesiens, Schr. d. Ver. f. Gesch. Schles. 65, 1931, Seite 386.

³⁴⁾ Tomajsek a. a. D. S. 74 ff., Dipták a. a. D. S. 67 f.

hatte: Die Protestanten durften komitatsweise zwei Artikularkirchen bauen — für die Zips waren das Gorg und Lopporz —, dazu zwei weitere vor den Mauern der königlichen Freistädte Leutschau und Käsmark, alle jedoch nur aus Holz — eine Regelung, die stark an die Bestimmungen für die schlesischen Friedens- und Gnadenkirchen gemahnt.

Im größten Teil des Komitats hatte sich somit die Gegenreformation durchgesetzt, nicht ohne damit der späteren Magyarisierung und Slawisierung Vorschub zu leisten, da hier im Gegensatz zum westungarischen Gebiet um Dedenburg und Preßburg eine bodenständige deutsch-katholische Geistigkeit nicht erwuchs³⁵). Protestantisch blieb in ihrem überwiegenden Teil die deutsche Bürgerschaft der beiden führenden Städte Leutschau und Käsmark, und ihre Beziehungen zu Schlesien dauerten auch in das 18. Jahrhundert hinein in unverminderter Stärke fort. Ja, für den Leutschauer Handelsstand können wir den Umfang dieses Verkehrs um das Jahr 1700 geradezu zahlenmäßig erfassen mit Hilfe eines einzigartigen Quellenbestandes.

Das Archiv der Leutschauer evangelischen Gemeinde verwahrt den Nachlaß von zwei großen Handelshäusern des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, aus dessen Fülle die Briefkopierbücher für uns die aufschlußreichste Gruppe darstellen. Von dem einen Kaufmannsgeschlecht, der Familie Wachsmann, sind uns in solchen Kopierbüchern die Briefausgänge für die Jahre 1693 bis 1734 lückenlos erhalten, rund 3500 Briefe nach 47 Bestimmungsorten, deren räumliche Verteilung die Karte III veranschaulicht. Die erfolgreichen Feldzüge seit 1683 haben den Türken schon fast das ganze Reich der Stephanskrone wieder entrispen, noch aber ist der ungarische Geschäftsverkehr des Leutschauer Kaufmanns im wesentlichen auf das immer türkenfreie Gebiet Oberungarns und auf Siebenbürgen beschränkt; hier handelt es sich um die Abnehmer seiner aus dem Westen bezogenen Waren (Textilien, Fische, Gewürze), die z. T. recht hartnäckige Schuldner sind. Das Schwergewicht des Briefwechsels jedoch liegt zweifellos im Westen und Nordwesten, bei den Orten, wo Wachsmann seine Einkäufe vornimmt oder seinen Honig, sein Leder, sein Metall dem Geschäftsfreund in Kommission gibt. An der Spitze stehen dabei Breslau und Wien; ein kaufmännischer Ratgeber jener Zeit enthält bezeichnenderweise gerade für diese beiden Orte eine genaue Anleitung, wie man den Verkaufspreis für Leutschauer Waren dort zu berechnen habe. Innerhalb der Spitzengruppe aber hat Breslau mit 1734 Briefausgängen einen hohen Vorsprung vor Wien mit 1153. Rechnen wir die sonst noch vertretenen schlesischen Orte wie Bielitz, Brieg und Teschen dazu, so kommen wir zu dem eindrucksvollen Ergebnis, daß jeder zweite Brief nach Schlesien gegangen ist! Man könnte einwenden, der Begründer des Handelshauses Wachsmann sei erst ein Menschenalter zuvor und aller Wahrscheinlichkeit nach aus Schlesien eingewandert³⁶), so daß die auffallend lebhaften Verbindungen dorthin nichts Befremdliches hätten. Aber man braucht nur einmal die gleiche Rechnung

³⁵) Pukánszky a. a. O. S. 228.

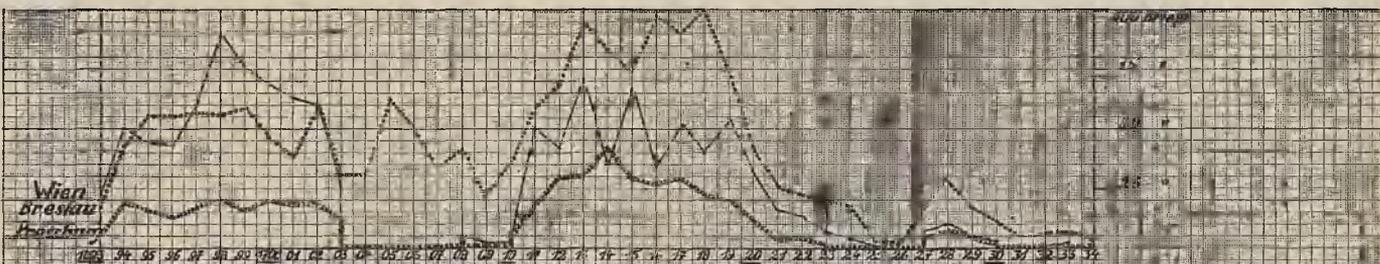
³⁶) Seit 1662 erscheint Sigmund Wachsmann in der Hainschen Chronik (vergl. das Register). Nach einer mir leider nicht zugänglichen Aufzeichnung im Leutschauer Stadtbuch, die ich aus zweiter Hand erhalten habe, ist Sigmund 1659 aus Pauschdorf in Schlesien eingewandert. Ein schlesischer Ort dieses Namens war bisher nicht festzustellen, der kaufmännische Nachlaß der Wachsmann bietet jedoch Anhaltspunkte für schlesische Herkunft.

für die zweite uns gutbekannte Leutschauer Kaufmannsfamilie durchzuführen, die schon länger dort ansässige Familie Schwab, bei der nichts auf schlesische Herkunft deutet, und es ergibt sich fast dasselbe Bild: Wieder hält Breslau mit 2015 Ausgängen die Spitze, wieder belaufen sich die nach Wien gerichteten Briefe nur auf zwei Drittel (1421) der Breslauer Zahl, und unter den Orten, die dann in großem Abstand folgen, sind Bielitz, Brieg, Troppau, Hirschberg und Kunzendorf nochmals mit insgesamt mehr als 300 Stücken vertreten. Stellt man die jährlichen Ausgänge nach den drei wichtigsten Orten einmal für beide Handelshäuser schematisch dar (Diagramm S. 71), so entsteht ein recht ausschlufreiches Bild. Für die Wachsmann haben wir eine lückenlose Linie von 1693 bis 1734 mit den Hauptorten Breslau, Wien und Preßburg, für die Schwab setzen die Briefkopierbücher erst 1703 ein, um dann mit Unterbrechungen (zwei Bände sind verloren) bis 1742 zu reichen. Die beiden ersten Städte sind auch hier Breslau und Wien, dann aber folgt an dritter Stelle, erst 1718 einsetzend, bald aber Breslau und Wien erreichend, ja überflügelnd, Leipzig. Breslau ist auf beiden Teilen des Diagramms in jedem Jahr vertreten, während Wien und Preßburg zuweilen ganz ausfallen, so 1703 bis 1708, als Ungarn unter Rakoczý im Aufstand gegen die Habsburger begriffen ist und der Leutschauer Kaufmann nur über Galizien und Schlesien seine Verbindung mit dem Westen einigermaßen ungestört aufrechterhalten kann. Für die Familie Schwab besitzen wir neben den 6300 in den Kopierbüchern erhaltenen Briefausgängen auch noch über 2000 Eingänge, besonders aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts³⁷⁾, und auch in dieser Sammlung spielen schlesische Briefe wieder eine große Rolle, neben Breslauern in erster Linie solche aus Brieg, Bielitz und Hirschberg.

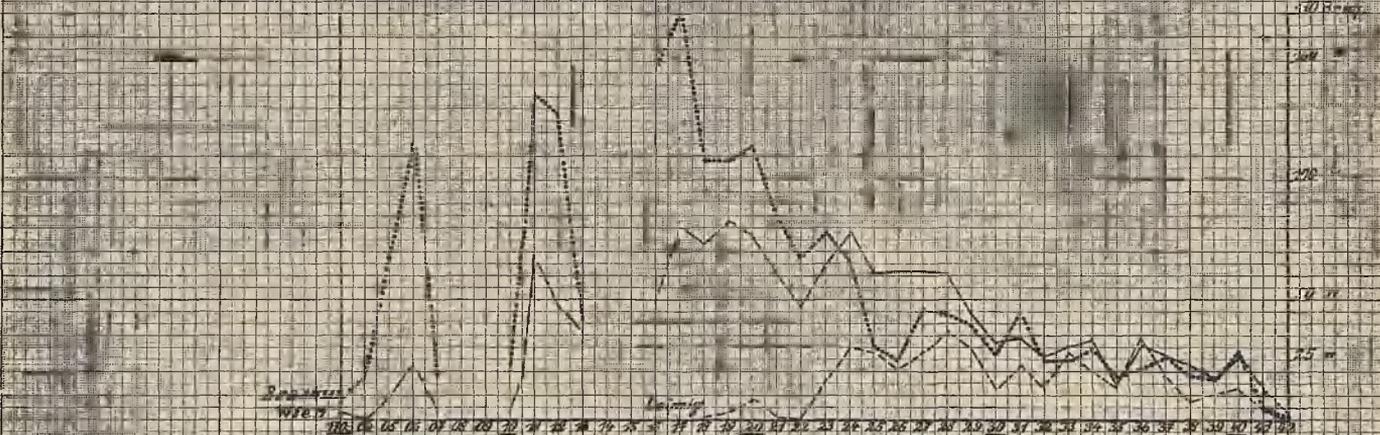
Gehen wir von dieser statistischen Auswertung unseres Materials nunmehr zum Inhaltlichen über, so berechtigen schon die verhältnismäßig geringen Stichproben, die bisher den über 12 000 Briefen und den zahlreichen zugehörigen Rechnungsbüchern entnommen werden konnten, zu dem Urteil, daß hier ein Quellenbestand der Erschließung harret, der nicht nur unsere Kenntnis der damaligen Handelsbeziehungen ungemein bereichert und vertieft, sondern auch darüber hinaus über die ganze Lebenshaltung des Zipsler Bürgertums in jener Zeit, seinen Bildungsgang und seine geistigen Bedürfnisse die wertvollsten Aufschlüsse vermittelt. Dieses Material bestätigt uns nochmals eindeutig das aus den oben gegebenen Einzelheiten gewonnene Bild von dem engen Zusammenhang der Zips mit Schlesien in den Jahrhunderten ihrer gemeinsamen Zugehörigkeit zum Habsburgerreich.

Nach Breslau schickt der Leutschauer Kaufmann seinen ältesten Sohn, der das Gymnasium besuchen bzw. auf der Schreib- und Rechen Schule wie im Kontor eines besreundeneten Handelshauses seine kaufmännische Ausbildung erhalten soll, während er selbst einen Brieger als Lehrlingen bei sich aufnimmt. Zu seinem Geschäftsfreund nach Breslau bringt er seinen Schmuck, sein Tafelgerät in Sicherheit, als Pest und Kriegsgefahr der Heimat nahen. In Breslau oder Brieg macht er die Gelder flüssig, die der in Jena studierende „am beilf kranke“ Sohn oder Schwager zur Bezahlung

³⁷⁾ Für die Wachsmann besitzen wir nur einige, allerdings ergiebige Briefeingänge in einer die Jahre 1688 bis 1731 umfassenden losen Sammlung.



Briefausgänge des Handelshauses Wachsmann-Leutschau



Briefausgänge des Handelshauses Schwab-Leutschau

H. Sch.

seiner Schulden oder eines ärgerlichen Prozesses braucht, der Breslauer Freund übernimmt auch die Weiterbeförderung eines Fäßleins Ungarwein, das die Familie dem fernen Studiosus zukommen läßt. In Breslau erhält der aus Schleswig in die Zipser Heimat zurückberufene Lehrer die letzte Rate seiner Reisekosten ausbezahlt, findet er auch die Fuhrleute, denen er seine mühsam bis Breslau gebrachten Bücherkisten zur Beförderung nach Deutschau anvertrauen kann. Alle die bekannten Breslauer Kaufleute und Handelsgesellschaften jener Zeit, die Buchwälder und Jänisch, die Freyer und Pannwitz, die Freu und Püchler, Johann Jakob Steyer, Adam Kühn, Jeremias Krause und Gottfried Rudolf, begegnen uns in dem Deutschauer Briefmaterial, wir hören nicht nur von der Entwicklung ihres Unternehmens, sondern auch genug von ihrem Privatleben, man erkundigt sich gegenseitig nach dem Ergehen, nimmt Anteil an Hochzeiten, Taufen, Krankheit und Trauerfällen und verehrt sich Geschenke zu Weihnachten oder zum Jahreswechsel. Der Deutschauer ist dem Breslauer behüßlich bei der Eintreibung seiner Außenstände oder beim Verkauf eines Meierhofes, der jenem aus der Konkursmasse eines zahlungsunfähigen Zipser Schuldners zugefallen ist, der Breslauer vermittelt den Geschäftsverkehr des Zipfers mit Danzig, Thorn, Baugen oder Leipzig, auf den Breslauer Freund beruft sich der Deutschauer, als er daran geht, Beziehungen mit einem Handelshaus in Leyden anzuknüpfen. Der kaufmännische Ratgeber, von dessen Preisberechnung schon oben die Rede war, enthält auch eingehende Anweisungen, wo man in Breslau oder Bielitz mit dieser oder jener Ware am besten bedient wird: „Die feinen und andere Bresflauer tucher — Solche werden am besten erkaufte bey Herrn Patali Tuchhändlern in Breslau zwischen den Tuchläden, die Schabttücher bey Herrn Jacob Steyer und seiner Schwester frau Hönischin, bey herrn Christoph Gaula, andere tücher auch bey Herrn George Reich, Herrn Dhl und dergl.“ Die Schleier kauft man „von der frauen, so kinder handt der frau Baumgahrten gegenüber gleich zur thier herein pflaget zu sitzen.“ Das Merkbüchlein, das sich Samuel Wachsmann für den Besuch des „Kruzimarktes“ in Breslau³⁸⁾ jährlich neu anlegt, verzeichnet unter den Einkäufen auch eine Reihe von geistlichen und gelehrten Schriften, die er für seine Bibliothek erwirbt oder für Freunde besorgt, wie er sich etwa auch um die Amsterdamer Bücher kümmert, die für den deutschen Glaubensgenossen aus Klausenburg in der Hauptstadt Schlesiens lagern. Daß auch in Modedingen Breslau maßgebend für den Zipser war, dafür besitzen wir ebenfalls manchen hübschen Beleg³⁹⁾.

Angesichts dieser Fülle von Nachrichten, die wir für fünf Jahrzehnte schlesisch-Deutschauer Beziehungen haben, empfinden wir es besonders schmerzlich, daß für die andere bedeutende Stadt der Zips, für Räsmarkt, ein ähnliches Material nicht erhalten scheint. Immerhin fehlt es auch hier nicht ganz an Anhaltspunkten, wenigstens für den regen geistigen Aus-

³⁸⁾ Der seit 1481 bestehende Jahrmarkt an Kreuzerhöhung (14. IX.).

³⁹⁾ 3. XII. 1699 an Buchwälder und Jänisch: „an herrn Jänisch von unsern geistlichen herrn Kretschmer einen dienstlichen gruß, undt weillen er hoffentlich noch sich erinnern wirbt, das sein haubt er mitt den haaren, so ihm gott gegeben, wenig bedecken kan, bey der vorstehenden kälte aber leicht schaden haben möchte, als bittet er ihme mitt fleiß, eine peroque von dergleichen haaren als herr Jänisch, sich bedienet oder etwas tundler, ganz kurz, wie herr Keumann bey elisabeth trägt (offenbar der bekannte Theologe Kaspar Neumann), verbertigen zu lassen, ich will den werth dafür danckbar vergütten . . .“

tausch, in dem auch diese Stadt mit Schlesien zur gleichen Zeit stand. In den Jahren 1716—27 erschienen die sogenannten „Breslauer Sammlungen“, Monatshefte mit eingehenden Berichten über Witterung, Wachstum, Naturereignisse, Erfindungen usw. aus ganz Europa⁴⁰), und fast Jahr für Jahr sind darin auch zwei Käsmarker mit Beiträgen vertreten: Der Naturforscher Georg Buchholz, übrigens einer aus Schlesien eingewanderten Familie entstammend, damals Rektor des Käsmarker Gymnasiums⁴¹), und der Arzt Daniel Fischer, der nach seiner Promotion in Wittenberg kurze Zeit beim Grafen Promnitz in Pleß Physikus war, dann in Liptau und später in seiner Heimatstadt Käsmark wirkte⁴²).

Für den Rückgang der Beziehungen des Zipser Deutschtums zu Schlesien liegt der entscheidende Wendepunkt bei dem Jahre 1740, dem Ausschcheiden des größten Teiles von Schlesien aus dem Verbands des Habsburgerreiches. Freilich sind mit diesem Wandel eine ganze Reihe von Fragen verknüpft, die im einzelnen noch genauerer Untersuchung bedürfen. Das Diagramm der beiden Handelshäuser Wachsmann und Schwab zeigt nicht nur einen absoluten, sondern teilweise auch einen relativen Niedergang des schlesischen Verkehrs schon in den zwanziger und dreißiger Jahren. Ist dieses Nachlassen der Verbindung mit Breslau, die Bevorzugung von Leipzig eine allgemein gültige Erscheinung im Zipser Handelsstand schon für die letzten Zeiten Karls VI.? Wie hat sich auf anderen Kulturgebieten der alte Zusammenhang vielleicht schon vor 1740 zu lockern begonnen und wie rasch hat sich diese Entwicklung dann der neuen Grenzziehung angepaßt? Hat das österreichisch gebliebene Gebiet von Troppau und Teschen zu seinem Teil die Betreuung übernommen, welche die Zips bisher von ganz Schlesien erfuhr? Oder hat der bekennntismäßige Gegensatz dieser überwiegend katholischen Landschaften zu dem mehr evangelisch gebliebenen deutschen Bürgertum der Zips ein bedeutendes Hindernis gebildet? Wie weit hat die Hauptstadt Wien über das wirtschaftliche Gebiet hinaus die Rolle an sich gebracht, die im Verkehr der Zips mit dem Mutterland bisher zu einem großen Teil Breslau zugefallen war? Alles Fragen, die hier nur kurz angedeutet seien, die aber noch gründliche Aufhellung erfordern. Soviel läßt sich aber jedenfalls heute schon aussagen: Die politische Grenze, die sich seit 1740 zwischen zwei vordem kulturell so eng verbundenen Landschaften erhob, hat sehr lebendige alte Zusammenhänge zum Absterben verurteilt und den Strom deutschen Lebens, der jahrhundertlang der Zips wertvollste Kräfte zugeführt hatte, an einer entscheidenden Stelle unterbrochen, sie hat dazu beigetragen, die Absonderung der Zips und ihre im 19. Jahrhundert dann immer entschiedenerer Hinwendung nach Budapest zu begünstigen⁴³). Wenn der Übergang Schlesiens an Preußen unter Friedrich

⁴⁰) Die Ergiebigkeit dieser Bände für das Zipser Geistesleben und seinen Zusammenhang mit Schlesien betont schon G. Fittbogen: Die „Breslauer Sammlungen“, Karpatenland 8, 1935, S. 41f.

⁴¹) Lipták a. a. D. S. 72ff. und Melzer a. a. D. S. 136ff.

⁴²) Melzer a. a. D. S. 45ff.

⁴³) G. Fittbogen: Die Unterrichtssprache des ev. Lyzeums zu Käsmark. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Zipser Deutschtums, Ungar. Jahrbücher 14, 1934, S. 260 sieht folgende Stappen für die Lockerung des geistigen Zusammenhangs zwischen der Zips und dem deutschen Gesamtvolk: Schlesiens Übergang an Preußen, die Erschwerung des Studiums an deutschen Universitäten durch Metternich und die beginnende Anziehungskraft von Pest.

dem Großen vom gesamtdeutschen Gesichtspunkt aus für unsere im Habsburgerreich verbliebenen Volksteile ähnliche Schattenseiten im Gefolge gehabt hat wie ein Jahrhundert später die kleindeutsche Lösung, zu der Bismarck sich gezwungen sah⁴⁴), so gehört nicht zuletzt die Zips zu den Gebieten, die von diesem Wandel besonders tief berührt worden sind. Das preußisch gewordene Schlesien, das im Hohenzollernstaat nicht nur die entbehrt Glaubensfreiheit, sondern auch sonst allenthalben gewichtige Förderung finden sollte, hat die Loslösung aus dem bisherigen Staatsverband vorwiegend in seinem Wirtschaftsleben verspürt und hierin die Trennung von seinen Stammesgenossen im Sudetenraum naturgemäß schmerzlicher empfunden als die von dem ferneren stehenden Zipser Deutschtum. Dies mag auch der Hauptgrund dafür sein, daß das Bewußtsein dieser alten Zusammenhänge hinsichtlich der Zips viel weniger lebendig geblieben ist. Dennoch verdienen es diese engen kulturellen Beziehungen vergangener Jahrhunderte aufs neue in Erinnerung gerufen zu werden und in unserem Gedächtnis fortzuleben — zeigen sie uns doch für das Karpatendeutschtum in voller Klarheit und Eindringlichkeit, daß die volksdeutsche Aufgabe und Leistung des schlesischen Neustammes nicht erschöpft war mit dem Ausströmen der großen mittelalterlichen Siedlerwellen, daß ihm ein neuer Wirkungskreis in der Betreuung deutscher Volksgruppen in seinem Vorfeld erwuchs, in dem er seine besten Kräfte eingesetzt und die innenpolitisch so wenig schöpferischen Jahrhunderte seiner ungeteilten Zugehörigkeit zum Habsburgerreich mit einem eigenen Sinn erfüllt hat.

⁴⁴) Die Rehrseite der kleindeutschen Lösung Bismarcks wurde dem Zipser Deutschtum spürbar durch den „Ausgleich“, den die Habsburger nach dem Prager Frieden Ungarn zugestanden (1867). Das alte Leutschauer Lyzeum, seit 1850 zum deutschen Staatsgymnasium erhoben, wurde in wenigen Jahren in eine Realschule mit ausschließlich magyarischer Unterrichtssprache umgewandelt.

Ernst Maetschke:

Die Flurnamenforschung im gesamt-schlesischen Raume

Die Flurnamenforschung gehört mit zu den jüngsten Zweigen der Volkskunde. Deshalb ist bei ihr noch alles im Fluß, und allgemein anerkannte Grundsätze sind nur wenig vorhanden. Um solche zu gewinnen, ist vor allem die Sammlung der Flurnamen (FN.) größerer Gebiete notwendig. Erst, nachdem die FN. ganzer Landschaften, wenn auch nicht restlos, so doch im allgemeinen, vorliegen werden, werden die Methode, der Zweck und das Ziel der FN.-Forschung sich feststellen lassen. So erklärt es sich auch, daß heute im schlesischen Raume die Sammeltätigkeit im Vordergrund steht, die vor allem das in den FN. verborgene wertvolle Volksgut zu bergen sucht. Dazu ist aber zweierlei notwendig, erstens der Ortsammler, der in enger Verbindung mit der heimatlichen Scholle den Namen nachspürt, zweitens eine Sammelstelle, die die Einzelsammlungen aufbewahrt, um sie den Forschern der verschiedenen Wissensgebiete, die aus den FN. neue Erkenntnisse gewinnen können, zugänglich zu machen. Es ist das unvergängliche Verdienst des sächsischen Staatsarchivdirektors Dr. Hans Beschorner, daß er erkannte: nur durch Zusammenfassung von Einzelsammlungen in landschaftlich gegliederte Zentralsammlungen wird es möglich sein, die FN. für unsere heimatliche Geschichte voll auszuschöpfen. Die gegebenen Mittelpunkte für solche Einzelsammlungen waren die heimatkundlichen Geschichtsvereine, die sich im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zusammengeschlossen hatten. Dessen Tagung in Erfurt im Jahre 1903 ist die Geburtsstunde der planvollen Sammlung und Auswertung der FN., da die Versammlung nach einem Vortrag Beschorners beschloß, eine Zentralstelle für die deutsche FN.-Forschung in Dresden zu schaffen, die Beschorner seit ihrer Gründung bis heute, und hoffentlich noch lange, betreut. Natürlich vergingen noch Jahre, ehe der Gedanke in den einzelnen deutschen Ländern durchdrang, daß es bei der Landflucht, der Industrialisierung zahlreicher Ortschaften, der Entwurzelung der Landleute, der Freizügigkeit die höchste Zeit wäre, noch die FN. für die Wissenschaft zu bergen, ehe sie der Vergessenheit anheimfielen; doch gewann der neue Gedanke langsam Boden. Da drohte der Weltkrieg mit seinen verheerenden Folgen wieder alles in Frage zu stellen. Aber gerade der Verlust aller materiellen Güter brachte den besseren Teil des Volkes zur Erkenntnis, daß jetzt vor allem die ideellen Güter, die im deutschen Volkstum schlummerten, erhalten werden mußten, und das kam auch der FN.-Forschung zugute.

Nun entstanden in den verschiedenen deutschen Ländern für die einzelnen *FN.*-Sammlungen Sammelstellen, die meist den Archiven angegliedert wurden; so auch in Preußisch-Schlesien. Hier machte der Ausschuß für Siedlungskunde, der als Sektion der Historischen Kommission für Schlesien gegründet worden war, unter Zurückstellung anderer wichtiger Aufgaben die Sammlung der noch im Volksmunde lebenden *FN.* zu seiner Hauptaufgabe, und fand auch, vornehmlich bei den Landschullehrern, in den ersten Jahren freudige Unterstützung. Nur wenige Jahre später setzte auch bei den Sudetendeutschen eine eifrige Sammeltätigkeit ein. Hier hatten schon Meder im Egergebiet und Karl Winter im Gebiet des Altvaters, des Gesenkes und des Kuhländchens wertvolle Vorarbeit geleistet, als E. Schwarz 1925 auf einer Reichenbacher Studienwoche für Heimatforschung die *FN.*-Sammlung im gesamten deutschen Sprachgebiet der Sudetländer anregte. Es gelang E. Gierach, die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag für den Plan zu gewinnen. Einem *FN.*-Ausschuß, an dessen Spitze E. Schwarz berufen wurde, fiel die Organisation der Sammelarbeit zu; ein Netz von Bezirksleitern, die wieder die örtlichen Bearbeiter zusammenfaßten, sorgte dafür, daß alle deutschen Gemeinden zur Arbeit herangezogen wurden, und selbstlos stellten sich und ihre Arbeiten alle die Männer, die schon vorher *FN.* gesammelt hatten, der *FN.*-Stelle in Prag zur Verfügung. Nur dieser mustergültigen Organisation und dem Opferwillen der einzelnen ist es zu verdanken, daß in rund 5 Jahren 2900 Ortsammlungen mit rund 147 000 Namen zusammenkamen. Der hohe Durchschnittssatz von mehr als 50 Namen für den einzelnen Ort erklärt sich daraus, daß auch schon ein Teil der Archivalien auf *FN.* durchgesehen worden ist. Demgegenüber ist das Ergebnis der Sammlungen in Preußisch-Schlesien bescheiden: hier wurden in mehr als 10 Jahren nur rund 1950 Ortsammlungen mit rund 60 000 Namen zusammengebracht, und der Durchschnitt für die Sammlung betrug nur 31 Namen, freilich sind dies vorwiegend nur Namen, die noch heute im Volksmunde leben. Der Rückgang der Zugänge ist besonders seit 1933 zu beobachten.

Es gibt im allgemeinen nicht viel Wissensgebiete, in denen der einfache Mann aus dem Volke mit dem Forscher Hand in Hand arbeiten kann und beide sich gegenseitig ergänzen. Das ist aber bei der *FN.*-Forschung der Fall. Die *FN.* haben nämlich vor den ihnen nahe verwandten Ortsnamen das voraus, daß sie an derselben Stelle haften bleiben. Ein Ort kann im Laufe der Zeit seine Lage mehrfach geändert haben. Deshalb ist aus seinem Namen, auch wenn dieser die Örtlichkeit kennzeichnet, ein sicherer Schluß auf die Landesnatur zur Zeit der Gründung nicht immer möglich, ganz abgesehen davon, daß die zahlreichen mit Personennamen gebildeten Ortsnamen uns vielleicht mit der Persönlichkeit des Gründers bekanntmachen, aber über die Eigenart der Landschaft zur Zeit der Gründung nichts aussagen. Anders der *FN.* Er haftet an der Stelle, die einst mit ihm benannt worden ist, er kann sich verengen, gelegentlich auch auf die Umgebung erweitern, aber immer wird die Örtlichkeit, die er bezeichnet, in deren Bezirk noch heute feststellbar sein. Das ist der Grund, weshalb der Forscher des Ortsammlers nicht entraten kann. Wenn er den schwer deutbaren *FN.* glaubt erklären zu können, wird er sich an den Ortsammler wenden, ob seine Deutung mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Diese

Übereinstimmung des Wortes mit der Sache, die wir Realprobe nennen, wird der Forscher in den wenigsten Fällen allein feststellen können. Aber noch in anderer Beziehung ist der Forscher auf den Ortsammler angewiesen, nämlich bezüglich der mundartlichen Aussprache des FN. Dessen Betonung, seine Vokallängen und -kurzen führen besonders bei den slawischen FN. den Forscher erst auf die richtige Spur. Wir sehen also: Sammler und Forscher sind aufeinander angewiesen, wenn es gilt, die FN. zu deuten.

Noch einen andern Vorzug hat die FN.-Sammlung. Es gibt kaum ein Wissensgebiet, dem sie nicht etwas zu sagen hätte. Sie gibt Aufschlüsse über den Zustand der Landschaft in der Zeit, als sich der Mensch dauernd in festen Siedlungen niederließ (Urlandschaft). Sie berichtet, was er angebaut oder gezüchtet hat, wie der Grund und Boden verteilt war, unter welchen Rechtsverhältnissen, unter welchen Wirtschaftsverhältnissen die Altvorderen gelebt haben, wie sich das Städtewesen, der Verkehr, die Straßen, der Handel, das Gewerbe entwickelt haben, wie sich die Konfessionen verteilten, wie die Deutschen und die Slawen zusammen lebten, wie Kriege, Seuchen, Naturkatastrophen das Land heimgesucht haben. Vor allem lassen uns aber die FN. im gesamt-schlesischen Raume erkennen, wie die Mundarten sich entwickelten, wie die deutsche und die slawischen Sprachen sich gegenseitig beeinflussten und anglichen.

Wenn nun die FN.-Forschung so vielen Wissensgebieten dienstbar ist, so erhebt sich natürlich die Frage: hat sie denn unter diesen Umständen eine eigene Gesetzmäßigkeit, muß sie sich nicht damit begnügen, Mädchen für alles für die verschiedensten Gebiete der Kulturgeschichte zu sein? Oder, wenn man ihr selbst ein besonderes Gebiet zugestehen will, deckt sie sich da nicht mit der Ortsnamenforschung? Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß sie mit dieser viel gemeinsam hat, aber sie hat auch ein besonderes Arbeitsgebiet. Wohl sind eine Reihe von FN. Ortsnamen geworden, und umgekehrt sind zahlreiche Ortsnamen FN. geworden (vor allem alle sogenannten Wüstungen, d. h. ehemalige Orte, die dann untergegangen sind, aber ihr einstiges Dasein noch heute durch einen FN. verraten), aber beide haben doch auch soviel Eigengesetzlichkeit, daß man sie nicht gut in einen Topf werfen kann, da sie in vielen Fällen eine verschiedene wissenschaftliche Behandlung erfordern. Ortsnamen wie FN. werden im Laufe der Zeit durch die Mundarten lautlich umgestaltet, so daß ihre ursprüngliche Bedeutung oft nicht mehr erkennbar ist. Aber die Methode, die Namen zu deuten, ist für beide vielfach verschieden. Der Ortsname untersteht in seiner Gestaltung dem regelnden Einfluß der Behörde und des Schriftgebrauchs. Jede mittelalterliche Schreibstube entwickelte eine bestimmte Rechtschreibung auch für die Eigennamen, also auch für die Ortsnamen. Wohl änderte sich im Laufe der Zeit die schriftliche Wiedergabe des Lautbestandes, doch läßt sich, wenn der gleiche Ortsname in einer Reihe zeitlich aufeinander folgender Urkunden bezeichnet ist, die Entwicklung des Namens in ältere Zeiten zurückverfolgen und so die ursprüngliche Lautform und Bedeutung feststellen. Der FN. war, da er ja meist nur von Mund zu Mund verbreitet wurde, dem Einfluß der Behörde entzogen und entwickelte sich so naturwüchsiger, er ist uns schriftlich auch meist nur gelegentlich einmal, zweimal, selten mehrmal überliefert, so daß die Entwicklung seines Lautbestandes nur selten fest-

stellbar ist. Das ist um so schmerzlicher für den Sprachforscher, weil die *FN.* infolge ihrer selbständigen Entwicklung viel mehr verändert oder „zersprochen“ worden sind als die Ortsnamen. Beginnt man bei deren Deutung mit der Feststellung der Entwicklungsreihe, die der Name durchlaufen hat, und zieht erst dann andere Ortsnamen der gleichen Bildung zum Vergleich heran, so ist die Methode bei der Deutung der *FN.* meist umgekehrt. Hier zieht man, wenn die Realprobe nicht eindeutig ist, die ähnlichen Namen zum Vergleich heran, macht auch bei ihnen die Realprobe, kann dann vielleicht auch eine Entwicklungsreihe des Namens feststellen und so die ursprüngliche Bedeutung erkennen.

Wie die einzelnen Ortsnamen, so haben auch die einzelnen häufig vorkommenden *FN.* ein bestimmtes Verbreitungsgebiet, das sich kartographisch darstellen läßt. Solche Karten fehlen noch im schlesischen Raume; doch hat Beschorner für das sächsische Nachbargebiet in dem Sächsischen Flurnamensammler Nr. 2, Januar 1931, S. 2, als Beispiel eine solche über das Vorkommen des *FN.* „Überschar“ veröffentlicht, die geeignet ist, die Bedeutung des Namens, über die man lange im Zweifel war, zu klären und, auf den schlesischen Raum ausgedehnt¹⁾, auch dazu beitragen wird, den Vorgang der Rückbesiedlung Osteliens durch die Deutschen im 13. und 14. Jahrhundert weiter aufzuhellen; freilich müssen dazu erst die Lücken der *FN.*-Sammlungen, die besonders in der niederschlesischen Ebene vorhanden sind, ausgefüllt werden.

Aber Unterschiede sind nicht bloß zwischen den Nachbargebieten der *FN.*- und Ortsnamenforschung vorhanden, auch die *FN.*-Forschung allein hat im deutschen Sprachgebiet nicht überall die gleiche Aufgabe und Methode. Hier teilen Böhmerwald, Saale und untere Elbe Deutschland in zwei Teile. In West- oder Mitteldeutschland steht im Vordergrund die Forschung nach der ursprünglichen Herkunft der *FN.*, ob sie auf keltische, römische, germanische, altdeutsche oder französische Wurzeln zurückzuführen sind, im östlichen Deutschland, in das die Siedler seit dem 12. Jahrhundert die *FN.* der Heimat schon mitbrachten, ist der Ursprung dieser schon mittelhochdeutschen oder mittelniederdeutschen Namen von geringerer Bedeutung, viel wichtiger sind hier andre Fragen: Welche *FN.* haben die Siedler aus ihrer engeren westdeutschen Heimat mitgebracht? Wie haben sie sich mit den schon vorhandenen slawischen *FN.* abgefunden? Haben sie sie durch deutsche, ihnen aus der Heimat bekannte, ersetzt, haben sie sie übersetzt, oder haben sie den slawischen *FN.* beibehalten und sich nur mundgerecht gemacht, haben sie etwa schon slawische *FN.* aus der Heimat mitgebracht? Endlich auch: Wie haben sich die Slawen gegenüber den neuen deutschen *FN.* verhalten? Wir sehen, der westdeutsche *FN.*-Forscher braucht nur ein tüchtiger Germanist, der auch historisch geschult ist, zu sein, der ostdeutsche *FN.*-Forscher kommt außerdem ohne Kenntnis mindestens einer slawischen Sprache nicht aus, ja, wenn seine Forschungen sich auf den gesamtschlesischen Raum erstrecken, möchte er auch noch wendische, polnische, mährische und tschechische Sprachkenntnisse besitzen, denn alle diese Sprachen braucht er, wenn er aus den *FN.* feststellen will, wie weit die Wenden im Westen und Nordwesten, die Polen im Nordosten und Osten, die Mähren im Südosten, die Tschechen im Süd-

1) Vergl. die von Dr. Schlenger entworfene Karte auf S. 86.

westen den schlesischen Raum besiedelt hatten, ehe die Rückbesiedlung der Deutschen einsetzte. Um aber die Heimat der Zugewanderten in Westdeutschland feststellen zu können, möchten ihm die am häufigsten vorkommenden FN., die deutschen wie die vereinzelt slawischen, in den einzelnen Kulturprovinzen Westdeutschlands bekannt sein, auch muß er wissen, nach welchen Gesetzen die Siedler die slawischen FN. sich mundgerecht gemacht haben und umgekehrt, wie die Slawen sich die neuen deutschen FN. zu rechtgelegt haben.

Im allgemeinen ist die Ortsnamengebung bei den Deutschen und den Slawen grundverschieden. Während die deutschen Ortsnamen meist aus zwei Stämmen, dem Grundwort und dem Bestimmungswort zusammengesetzt sind, (z. B. Schön-feld, Haus-dorf) haben die slawischen Ortsnamen nur einen Stamm, an den an Stelle des deutschen Grundworts ein Suffix tritt, also nennt der Pole ein Godekendorf Godkowo, in dem das Suffix =owo soviel bedeutet als Eigentum des Godek oder Godko. Die FN. waren demgegenüber im Deutschen wie im Slawischen zunächst vorwiegend einstämmig, was natürlich ihre Deutung, zumal sie mehr oder weniger „zersprochen“ sind, sehr erschwert. Schon die Zuteilung eines FN. zu der einen oder anderen Sprache ist oft schwierig oder unmöglich. Der Satz des Slawisten Alexander Brückner, daß die Deutung einsilbiger slawischer Ortsnamen meist aussichtslos ist²⁾, gilt auch für die einsilbigen slawischen wie deutschen FN., wofern nicht die Realprobe dem Deuter zu Hilfe kommt. Nun sind aber die deutschen wie slawischen FN. vielfach nur von einsilbigen Sachwörtern gebildet und meist auch stark „zersprochen“, woraus sich ergibt, daß der Versuch, solche FN. zu deuten, in vielen Fällen zu keinem Ergebnis führt.

Wegen der Unverständlichkeit zahlreicher FN. war man am Anfang geneigt, ihr Alter im allgemeinen zu überschätzen. Bei näherer Prüfung stellte sich aber bald heraus, daß viele FN. noch jung waren, und daß die Entstehung neuer FN. nie zum Stillstand kommt. Neue Einrichtungen, ein neues Gebäude, ein neuer Weg, ein ungewöhnliches Geschehnis an irgendeiner Stelle der Gemarkung, und ähnliche im Leben eines Dorfes wichtige Ereignisse rufen einen neuen FN. hervor, verdrängen vielleicht einen alten oder verengen seinen Geltungsraum. Aber andre ganz unverständliche FN. haben sich wieder erhalten, erhalten vielleicht aus vorgeschichtlicher Zeit. Die im Laufe der Zeit neu hinzuziehenden Völker haben den Namen von der früheren Restbevölkerung gehört und übernommen, ihn sich mundgerecht gemacht, ihn dann den später neu Hinzuziehenden mitgeteilt, die ihn vielleicht wieder umgestaltet haben. Solche FN. aus dem Deutschen, dem Slawischen deuten zu wollen, ist natürlich aussichtslos. Eher ließen sich vielleicht einzelne FN. im schlesischen Raum aus dem Germanischen, dem Wandalischen, Burgundischen, Markomanischen, Quadischen, wovon wir leider sehr wenig wissen, deuten. Aber wenn man die FN. vom gesamt-schlesischen Raume gesammelt und die Namen für alte Befestigungen, vorgeschichtliche Bodensfunde, alte Wege u. ä. zusammengestellt haben wird, ist es nicht ausgeschlossen, daß wir auch gewisse Wortstämme der vorgeschichtlichen Völker feststellen können.

²⁾ Ostdeutschlands slawische Namengebung. In „Deutsche Geschichtsblätter“ Band 17, 1916.

Mit zu den ältesten FN. gehören die Gewässernamen, denn sie werden von den neu Hinzuziehenden am ehesten übernommen, sie sind uns auch in verschiedenen Formen überliefert, da sie zur Beschreibung der Lage eines Ortes, zur Bezeichnung einer Grenze u. ä. in Urkunden verschiedener Zeiten Erwähnung finden. Aber gerade wegen ihres hohen Alters verursachen besonders die größeren Flüsse der Deutung große Schwierigkeiten. Die Namen der Elbe, Oder, Weichsel und Warthe werden von den slavischen wie von den deutschen Forschern für ihre Sprache in Anspruch genommen, ohne daß es den einen oder andern möglich ist, ihre Ansicht mit durchschlagenden Gründen zu beweisen, offenbar deshalb, weil die Namen aus der indogermanischen Zeit, wie etwa der des Bober, oder vorindogermanischen Zeit stammen. Aber es ist nicht bloß oft schwierig, alte FN. einem bestimmten Volke zuzuschreiben, auch die Feststellung der Zeit, in der etwa ein FN. entstanden ist, ist vielfach nicht möglich. Das hängt einerseits damit zusammen, daß uns mehr oder weniger nur zufällig FN. überliefert werden, andererseits wirkt auch der Bedeutungs-wandel der Wörter im Laufe der Zeit störend ein. Auch die FN.-Gebung unterliegt der Mode ebenso wie die Ortsnamengebung. Den ersten, die einem Flurstück einen bestimmten Namen gaben, war die Bedeutung desselben voll bewußt; aber diese Bedeutung verengte oder erweiterte sich im Lauf der Zeit, ohne daß etwa spätere Generationen, die einer Stelle den gleichen FN. gaben, sich dessen bewußt wurden. So führten denn nun Örtlichkeiten den gleichen FN., obwohl er für die später benannten nicht mehr ganz zutreffend war. Das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb es so schwer ist, für oft vorkommende FN. wie Scheibe, Überschar, Schar, Hölle, Sorge, Folge u. ä. die ursprüngliche Bedeutung festzustellen. Dazu kommt noch, daß ähnliche klingende FN. von anderer Bedeutung dann der herrschenden Mode zuliebe oder aus Unverstand und Bequemlichkeit mit dem gleichen Namen bezeichnet werden, was gerade bei diesen häufig vorkommenden FN. die Ursache ist, daß bei ihnen bisweilen die Realprobe versagt.

Stößt hier die Feststellung der Schichtung der FN. auf Schwierigkeiten, so scheint eine andere Erwägung eher zum Ziele zu führen: schon früh gliederte man die FN. in Natur- und Kulturnamen, indem man die Naturnamen für die älteren ansah, was auch in den meisten Fällen zutreffen wird. Aber auch die Naturnamen lassen sich noch weiter gliedern in solche, bei denen nur die Natur der Örtlichkeit bezeichnet wird, wie etwa: der weiße Stein, das Kieferpüschel u. ä., ferner solche, die bildlich gemeint sind, wie etwa: der Kessel, die Wampe u. ä., und endlich solche, die einen Zweck bezeichnen, wie etwa: der Viebig, das Vorderfeld, die Bauernräder u. ä. Es war naheliegend, daß man annahm, der Naturmensch hat zunächst nur mit dem FN. das Gegenständliche einer Örtlichkeit wiedergeben wollen, ein von der Kultur schon beeinflusster Mensch redete schon in Bildern und Vergleichen, ein noch höher stehender wollte mit dem Namen schon den Zweck der Örtlichkeit zum Ausdruck bringen. Ja, man glaubte noch weiter in der Entwicklung des menschlichen Geistes zurückgehen zu können. Alle noch heute im primitiven Zustand lebenden Volksstämme betrachten jeden Teil der Umwelt als etwas Persönliches, Belebtes, Beseeltes. So benennen sie auch die unbelebten Gegenstände der sie umgebenden Natur, als ob diese, wie sie selbst, lebten. Berücksichtige

man dies, so komme man zur Erkenntnis, wie die ersten *FN.* entstanden seien. Es ist zuzugeben, daß so die ersten *FN.* entstanden sein werden, von ihnen dürften sich aber sehr wenig erhalten haben; diese Erkenntnis ist also vom psychologischen oder anthropologischen Standpunkte aus wichtig, bringt uns aber bezüglich der Deutung der uns überlieferten *FN.* nicht weiter, zumal auch heute noch bei Kulturvölkern *FN.* entstehen, die der primitivsten Stufe der Menschheit entsprechen, und zwar neben reinen Naturnamen, bildlichen Ausdrücken und Zweckbestimmungen, da ja auch im Kulturmenschen, wenn er sich seine Kindlichkeit erhalten hat, etwas von der ursprünglichen Primitivität erhalten blieb. Auch E. Schwarz hält die Gegendnamen wie Wasser, Bach u. ä. für die ursprünglichsten *FN.*, zu denen dann noch zur Unterscheidung Zusätze gemacht wurden. Bezüglich der Übernahme fremdsprachiger *FN.* meint er, man könne dort, wo Übersetzungen von solchen *FN.* aus der andern Sprache vorliegen, auf die Doppelsprachigkeit der früheren Bewohner schließen. Ist eine solche heute nicht mehr vorhanden, so ist die sprachliche Minderheit von der Mehrheit aufgesogen worden, was sich auch im allmählichen Verschwinden der fremdsprachigen *FN.* zeigen muß. Die Überlieferung älterer *FN.* wird nur bei neubesiedelten Wüstungen nicht zu beobachten sein, da dann eben ältere Bewohner meist fehlten, die die früheren *FN.* hätten übermitteln können.

Wie bei den oft wiederkehrenden *FN.* unter dem Einfluß der Mode irreführende Angleichungen und Übertragungen vorkommen, so auch bei denen, die sich auf weit zurückliegende geschichtliche Ereignisse beziehen: Alte Wallanlagen nennt das Volk auch dann Tatternschanzen und Schwedenschanzen, wo weder Mongolen noch Schweden hingekommen sind. Bisweilen ist auch ein historisches Ereignis erfunden worden, um den einen oder andern *FN.* sinnvoll zu machen.

Da es, um allgemeine Erkenntnisse aus den *FN.* auf kulturellem Gebiet zu gewinnen, notwendig ist, daß die *FN.* für größere Gebiete möglichst lückenlos vorliegen, was aber für den gesamt-schlesischen Raum noch nicht der Fall ist, so läßt sich von solchen Ergebnissen nur mit einer gewissen Zurückhaltung reden. Im engeren sudetendeutschen Gebiet ist die Sammlung schon soweit gediehen, daß die *FN.*-Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag sich entschlossen hat, die *FN.* in Verbindung mit den neu erscheinenden Heimatkunden weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Erschienen sind schon die *FN.* des Bezirks Gablonz, herausgegeben von E. Schwarz³⁾, denen die von Teplitz und Plan bald folgen sollen. Auch in Preußisch-Schlesien sind einige solche ein größeres Gebiet umfassende Sammlungen von *FN.*, und zwar meist im Anschluß an neu erschienene Kreis-Heimatkunden, veröffentlicht worden. Ein günstiges Geschick wollte es, daß hier gerade in einigen Gebirgskreisen die *FN.*-Sammlungen früh zum Abschluß gekommen sind, so daß man sich über größere Bezirke sowohl südlich wie nördlich des Sudetenkammes schon eine gewisse Vorstellung von den Ergebnissen der *FN.*-Sammlung machen kann. So hat H. Vipser-Türmitz⁴⁾ die *FN.*-Sammlungen des Be-

³⁾ Heft 2/3 der Heimatkunde für den Bezirk Gablonz, 1935.

⁴⁾ Die Bedeutung der alten Flurnamen für die Florengeschichte. In „Natur und Heimat“ 1932, 2. Heft.

zirks Auffig daraufhin untersucht, wie weit sie uns Auskunft über die Waldverbreitung um das Jahr 1100 geben, und die Ergebnisse in einer Übersichtskarte zusammengestellt. Aus ihr ergibt sich, daß das südliche Vorland des Erzgebirges hauptsächlich mit Eichenmischwald bedeckt war, in den Birken, Hainbuchen, Linden und Ahorn eingesprengt waren, während die Rotbuche stark zurücktrat. Dieser Mischwald war mit Grassteppen durchsetzt, die manchmal von Gestrüpp bedeckt waren. Hier war die Haselnuß der vorherrschende Strauch. Demgegenüber traten die Nadelhölzer erst unmittelbar am Südbhang des Erzgebirges auf. Alles das deutet auf ein trockenwarmes Klima. Lipser hat dann im gleichen Bezirk auch in Verbindung mit einem Vorgesichtler den Versuch gemacht, mit Hilfe der *FN.* vorgeschichtliche Fundstätten aufzufinden⁵⁾. Es gelang, mehrere der Bodenforschung noch nicht bekannte Burgwälle zu entdecken, ferner die Stelle, wo die alte Paßstraße bei Kulm das Erzgebirge überschritt, und die Lage einiger Wüstungen festzustellen.

Für das Isergebirge hat E. Schwarz in dem schon erwähnten Vortrage einige allgemeine Beobachtungen mitgeteilt, die die Grundzüge der Besiedlung des Gebietes im Mittelalter erkennen lassen. Die älteste Schicht der *FN.* ist hier, wie in den schon seit der mittleren Steinzeit besiedelten Gebiete der mittleren Eger tschechisch. Aber diese *FN.* beziehen sich nur auf Waldnutzung, während die *FN.*, die sich auf Feldfluren beziehen, deutsch sind. Einige Übersetzungen von *FN.* in die andere Sprache lassen auf Doppelsprachigkeit der Bewohner schließen.

Am Nordabhang des Sudetenzuges hatte H. Kühnel in den Jahren 1890 bis 1899 schon die slawischen *FN.* und Ortsnamen im Neuen Lausitzer Magazin⁶⁾ veröffentlicht. Daran schließen sich im Osten eine große Zahl von *FN.*, die A. Groß im Heimatbuche des Kreises Löwenberg weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Von den höheren Teilen des Riesengebirges haben Regell und Paul Scholz im „Wanderer im Riesengebirge“ die meisten *FN.* bekanntgegeben. Vom Kreise Landeshut habe ich die *FN.* im Heimatbuche desselben zusammengestellt, und eine Sonderschrift von A. Richter⁷⁾ macht uns mit den *FN.* des angrenzenden Kreises Waldenburg bekannt. Auch die Sammlungen der Kreise Neurode, Habelschwerdt und Grottkau sind ziemlich abgeschlossen. In der niederschlesischen Ebene sind die *FN.* der Kreise Liegnitz und Freystadt vollständig gesammelt. In vielen Orten beider Kreise finden sich noch slawische Rest-*FN.* Die Liegnitzer *FN.* sind in alphabetischer Reihenfolge in den Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz, Band 12 (1928/1929), S. 296 bis 346 veröffentlicht, von einer etwa in Aussicht genommenen Drucklegung der teilweise sehr interessanten *FN.* von Freystadt ist mir nichts bekannt geworden.

Der Nordabhang der Sudeten scheint im allgemeinen noch weniger von den Slawen besiedelt gewesen zu sein, als der Südbhang. Die *FN.* und slawischen Ortsnamen finden sich fast nur an den Saumwegen,

⁵⁾ Vorgeschichtliches in unseren Flurnamen (In Sudetendeutscher *FN.*-Sammler Nr. 6, 1935).

⁶⁾ Band 66—75. Register: Band 74/75.

⁷⁾ Die *FN.* des Kreises Waldenburg als Zeugen der Geschichte und des Volkstums o. J. (1933).

hier waren Jäger, Grenzwächter, Hüter der Verhaue angesiedelt, die die Wege im Kriegsfall sperren. Bekannt waren wohl schon alle später begangenen Übergänge, aber sie hatten für den Fernverkehr keine große Bedeutung. Verkehrshindernisse, wie die Defileen nördlich von Parschnitz und das Moorgebiet bei Königshau lenkten den Verkehr von der Aupa nach dem Bober über das Fiedertal oder die Steine ab. Zwischen Steine und Lässigtal zeigen mehrere Wachberge, Popelberge, Trommellehnen und ähnliche FN., daß dieser Weg eine größere strategische Bedeutung in den böhmisch-polnischen Grenzkämpfen bis zu den Hussitenkämpfen gehabt hat. Aber für den Fernverkehr spielte er nur eine untergeordnete Rolle. Der Händler bevorzugte die Straße, die ihn am schnellsten von einem stärker besiedelten Gebiet zum nächsten brachte. So ging der „Polenweg“ vom alten Kulturgebiet der oberen Elbe durch die Grafschaft Glatz zu den auch schon seit der Steinzeit besiedelten Gebieten von Münsterberg, Strehlen, Frankenstein und besonders von Nimptsch, so unbequem auch der Aufstieg beim Hummelschloß war. Aus dem gleichen Grunde waren auch die Pässe über das Gesenke schon früh begangen.

Gewisse FN. sind für einzelne Gegenden typisch, so die Koppen oder Kuppen im Hirschberger Tal, die Rippen im Waldenburger Gebiet. Man kann das auf eine mundartliche Anpassung in einem bestimmten Gebiet zurückführen, aber die FN. mit Knöchel im Südwesten des Landeshuter Kreises lassen sich doch nur so erklären, daß die Siedler diesen Namen schon aus der Heimat mitgebracht haben, besonders häufig finden wir den Namen in der Oberlausitz um Löbau, auch südlich des Erzgebirges kommt er vor, wir werden also annehmen können, daß in den südlichen Teil des Landeshuter Gebiets Siedler aus der Oberlausitz eingewandert sind. Ein im Landeshuter Gebiet sehr oft vorkommender FN. für eine meist in einer Senke gelegene viereckige Wiese lautet Käse Brett. Diesen Namen haben die Siedler wohl nicht mitgebracht, sondern er ist erst hier für Fischteiche, die später wieder in Wiesen umgewandelt worden sind, neu geschaffen worden. Wir sehen, es ist so möglich, einerseits aus den gleichen FN. verschiedener Gegenden Schlüsse auf die Herkunft der Siedler zu ziehen, andererseits auch das relative Alter von FN. mit einiger Sicherheit festzustellen. Ja, aus dem Vorkommen einer größeren Zahl von gleichen FN. in zwei verschiedenen Siedlungsgebieten läßt sich auch der Schluß ziehen, daß die Siedler aus der gleichen Gegend eingewandert sind. Wenn also N. Schünke-Troppau, wie er mir brieflich mitteilte, feststellen konnte, daß etwa 60 FN. des Ruhländchens und des Kreises Frankenstein in Preussisch-Schlesien übereinstimmten, daß aber die FN. des zwischen Ruhländchen und Frankenstein gelegenen Gebiets diese Übereinstimmung nicht aufwiesen, so ist damit der Beweis für die gleiche Herkunft der deutschen Siedler beider Gebiete erbracht.

Es versteht sich von selbst, daß der FN.-Schatz der Gebirgslandschaften vielfach anders sein wird als der der Gegenden des Flachlandes. Hier war ja auch die landwirtschaftliche Struktur eine wesentlich andere. Im Gebirge herrschten die Waldhufendörfer oder Einzelhöfe vor, wo der Bauer seinen Grundbesitz in einem Stück geschlossen hat, in der Ebene waren nebeneinander ältere polnische Dörfer und deutsche Bauernhöfe, beide mit Gemengelage der Felder und später auch der Dreifelderwirtschaft. Schon diese verschiedene Wirtschaftsform bedingte in der Ebene eine Reihe

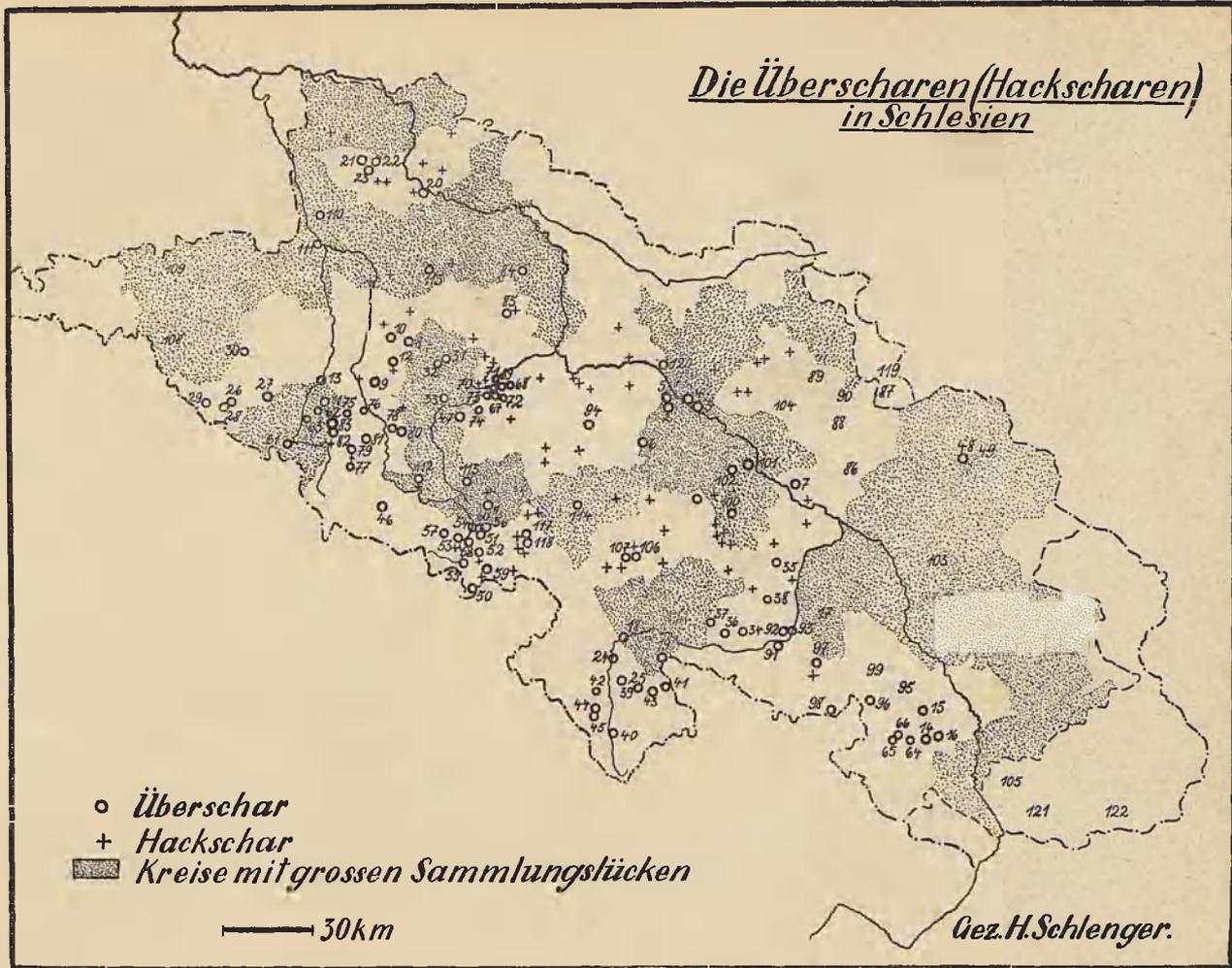
von *Ź* wie Ober-, Mittel-, Niederfeld, oder Sommerung, Winterung, Brache, die im Gebirge fehlten. Ebenso ist die Zahl der polnischen oder ursprünglich polnischen *Ź* im Flachlande größer und steigert sich besonders auf der rechten Oberseite. Die Veränderungen, die die Deutschen mit den polnischen *Ź* vorgenommen haben, um sie sich mundgerecht zu machen, sind natürlich nicht willkürlich, sondern durch ihre Mundart und ihr Gehör bedingt, deshalb weisen sie in einer bestimmten Gegend eine gewisse Regelmäßigkeit auf; andre sind auch allgemein festzustellen: da der Deutsche das slawische *s* im Anlaut als *z* hörte, gab er es in der Schrift so wieder, so wurde aus slawisch Sobota im deutschen Munde Zobten; unbequeme slawische Konsonantenhäufungen ließ der Deutsche fallen, also wurde aus slawischem przilanka (= bei der Wiese) Prilang; die slawischen Vokale *i*, *u*, *y* wurden diphthongisiert, also wurde pol. sucha (= trocken) zu Zauche usw. Andere slawische *Ź* wurden durch Zusatz eines deutschen Bestimmungswortes verständlich gemacht, so entstand aus pol. kał (= Schlamm) und las (= Wald) der *Ź*. Kalesse-gefümpfe; die gleiche Bezeichnung schlesischer Orte in beiden Sprachen beweist, daß die Deutschen das polnische Wort nicht verstanden haben. Vielfach half man sich auch, indem man an einen slawischen *Ź* eine dem Deutschen vertraute Endung anfügte. Im Obergebiet war schon im 14. Jahrhundert die oft an Personennamen angefügte Endung *-le* besonders beliebt, die, aus dem niederdeutschen *-chen* entstanden, der polnischen Roseform *-ko* sehr ähnlich war. So wurde aus dem *Ź*. błoto (= der Sumpf, die Pflüze) eine Blutke. Dabei dachte der Sprecher auch noch an Blut, da man aber bei einem Sumpf oder, wenn er ausgetrocknet war, einer tief gelegenen Stelle eine Ideenverbindung mit Blut nicht herstellen konnte, so faßte man Blutke als Eigenname auf und verband es mit einem Verhältniswort „uf der Blutke“. Schließlich erfand ein phantastievolles Mitglied der Dorfgemeinde zur Erklärung des Namens noch eine gruselige Geschichte dazu, in der Blut eine Rolle spielte, und der *Ź*. war nun für jeden, der ihn hörte, verständlich. Konnte der Bauer einen *Ź*. nicht erklären, was ja bei den polnischen oft der Fall war, dann half er sich meistens damit, daß er ihn auf einen Personennamen zurückführte. So hätte er Paschkei (zu pol. pastwa = Weide) sicher damit erklärt, daß der Acker einem Paschke gehört hat. Freilich kommt auch gelegentlich der umgekehrte Fall vor, d. h. ein mit einem Personennamen gebildeter *Ź*. ist so umgestaltet worden, daß er heute als Sachname erscheint, z. B. wurde der *Ź*. Klantes Hufe (also Hufe, die einem gewissen Klante gehört hatte), als man sich auf diesen nicht mehr erinnern konnte, in galante Hufe umgewandelt. Da man sich aber bei der galanten Hufe nicht viel denken konnte, wurde der Name in galante Haube verändert, indem man dabei annahm, die Umrißform würde einer Haube entsprechen, wie man andere *Ź*. mit den Namen von Kleidungsstücken wie Hosen, Stiefel, Strumpf, Zipfel usw. gebildet hatte. Ausschlaggebend war und ist für den Bauer bei der Übernahme von ihm unverständlichen *Ź*., weil sie aus einer andern Sprache stammen oder schon so stark zersprochen sind, so daß man ihren Sinn nicht mehr versteht, daß er sich bei dem Namen irgend etwas denken will und deshalb den Namen umgestaltet. Aus diesem Beweggrunde werden auch viele *Ź*. durch neue ersetzt und geraten in Vergessenheit.

Fragen wir nun, woher es kommt, daß auch in Dörfern, die schon lange eine rein deutsche Bevölkerung haben, sich noch einige slawische *FN.*, wenn auch in eingedeutschter Form, erhalten haben, so ist der Grund wohl der, daß viele dieser Dörfer deutsches Recht erhalten haben, ohne daß die Bewohner selbst Deutsche waren. Dadurch, daß diese slawischen Bewohner allmählich zum Deutschtum, besonders unter dem Einfluß der deutschen Städte, wo sie ihre Erzeugnisse absetzten, übergingen, klangen ihnen die slawischen *FN.* nicht fremdartig, und sie fühlten sich nicht veranlaßt, diese Namen durch deutsche zu ersetzen. Aber auch in den Dörfern, in denen Deutsche angesiedelt wurden, waren die Einwohner vielfach nicht nur Deutsche, da die Lokatoren, besonders als der Strom der Zuwanderer nachließ, die Siedler daher nahmen, wo sie sie fanden. In solchen mehr oder weniger sprachlich gemischten Dörfern wird auch die *FN.*-Gebung nicht sprachlich einheitlich gewesen sein. Solche sprachlich gemischten Dörfer können wir auch in den Kreisen mit überwiegend polnischer Bevölkerung aus den *FN.* feststellen, während z. B. im Kreise Cosel der Ort Kostenthal mit den Nachbardörfern eine deutsche Sprachinsel bildet. In den Dörfern von Oberschlesien auf der rechten Oderseite ist natürlich die Mehrzahl der *FN.* polnisch, aber der Einfluß des Deutschtums verrät sich hier darin, daß viele dieser *FN.* Übernahmen aus dem Deutschen sind. So finden wir dort *FN.* wie Haldy (Haldden), Farowia (Pfarrader), Za Huta (auf der Hütte), Feuerowka (Feuerwehr?), Slamoki (Schlamm), Sprinek (Quelle), we flancach (in den Pflanzen), Durfiani luki (Dorfwiesen, Dorfteiche), Scheibawiesia (Scheibenwiese), Myrgel (Mergel), Pod froschkowion polim (hinter dem Froschfeld) u. ä. Diese *FN.* bieten uns auch ein anschauliches Bild von der allmählichen Eindeutschung einer polnischen Ortschaft: ein Teil der Bevölkerung, und zwar der kulturell ausschlaggebende, hat vielen Ortlichkeiten deutsche *FN.* gegeben, die die nur unvollkommen der deutschen Sprache mächtigen Bewohner dieses Ortes sich nach ihrem Verständnis zurechtgelegt haben. In ähnlicher Weise, wie in den angeführten Fällen, werden sich auch im 13. und 14. Jahrhundert slawische Minderheiten in deutschen Dörfern geholt haben, wenn sie deutsche *FN.* hörten, und manche dieser Mischnamen machen uns vielleicht heute noch Schwierigkeiten, wenn wir sie zu deuten versuchen.

Da ich nur von der *FN.*-Forschung sprechen wollte, habe ich auch nur ihre Ergebnisse für die allgemeine Besiedlungsgeschichte des gesamt-schlesischen Raumes besprochen, aber die Ortsnamenforschung außer acht gelassen. Daß uns die *FN.* ein viel anschaulicheres und deutlicheres Bild von der Besiedlung geben werden, als es die Ortsnamen können, ergibt sich schon daraus, daß wir etwa dreißigmal soviel *FN.* als Ortsnamen haben. Nun lehren zwar viele *FN.* oft in derselben Gemarkung mehrfach wieder, aber auch aus dem Verbreitungsgebiet dieser häufigen *FN.* lassen sich allgemeine Schlüsse auf die Besiedlung ziehen, ganz abgesehen davon, daß sie auch für die Verbreitung und Eigenart der Mundarten und deren Entwicklung erst eingehende und sichere Auskunft geben werden³⁾.

³⁾ Die schlesischen Leser des Aufsatzes, die sich an der *FN.*-Sammlung beteiligen wollen, werden gebeten, bei der Historischen Kommission für Schlesien (Ausschuß für Siedlungskunde), Breslau 1, Tiergartenstraße 13, eine kurze Anleitung und Schreibmaterial zur Sammlung kostenfrei anzufordern.

Die Überscharen (Hackscharen) in Schlesien



Kr. Bolkenshain
1. Giesmannsdorf

Kr. Breslau
2. Hermannsdorf
3. Leerbentel
4. Döwitz
5. Stabelwitz
6. Woigwitz

Kr. Brieg
7. Scheidelwitz

Kr. Bunzlau
8. Alslau
9. Jäschwitz, Alt
10. Nichtenwaldau
11. Seifersdorf
12. Thomasswalbau,
Nieder
13. Ullersdorf a. Du.

Kr. Cosel
14. Dobroslawitz
15. Kofenthal
16. Kabolchau

Kr. Falkenberg
17. Sabine

Kr. Frankenstein
18. Giersdorf
19. Reichenstein

Kr. Freystadt
20. Neuthen
21. Hartmannsdorf
22. Haidau
23. Streidelsdorf

Kr. Glas
24. Glas-Freudenau
25. Märzdorf

Kr. Gleiwitz
Kr. Glogau

Kr. Görlitz
26. Wiesnitz, Groß
27. Rieslingswalbe
28. Kunnewitz
29. Markersdorf
30. Bentendorf

Kr. Goldberg-Haynau
31. Haynau
32. Konradsdorf
33. Neudorf
a. Rennw.

Kr. Grottkau
34. Grassnitz
35. Grottkau
36. Johnsdorf 2
37. Lindenau
38. Schönheide

Kr. Grünberg

Kr. Guhrau

Kr. Habelschwerdt
39. Heintzendorf
40. Langenau, Ober
41. Leuthen
42. Lomnitz, Alt
43. Maiersdorf
44. Voigtzdorf
45. Weistritz, Neu

Kr. Hindenburg
Kr. Hirschberg
46. Kaiserwalbau

Kr. Jauer
47. Prausnitz

Kr. Kreuzburg
48. Kreuzburg
49. Ellguth, Ober

Kr. Landeshut
50. Berthelsdorf
51. Gaablan
52. Hermsdorf-
Grüßlau

53. Johnsdorf
54. Krausendorf
55. Liebau
56. Liebersdorf
57. Pfaffendorf
58. Reichhenners-
dorf
59. Trautliebersdorf
60. Wittgendorf

Kr. Laubau
61. Gerlachsheim
62. Thiemendorf,
Nieder-
63. Wingenndorf

Kr. Leobschütz
64. Dittmerau
65. Gröbzig
66. Schönbrunn

Kr. Liegnitz
67. Jänowitz, Groß
68. Klemmerwitz
69. Koischwitz
70. Liegnitzer
Vorwerk
71. Pfaffendorf
72. Polenau
73. Rudolfsbach
74. Weinsberg

Kr. Löwenberg
75. Cunzendorf
76. Hartelangen-
vorwerk

77. Hennemersdorf
78. Hohndorf
79. Liebenthal
80. Radmannsdorf
81. Schmotzkeifen
82. Schozdorf
83. Welkersdorf

Kr. Lüben
84. Mallwitz
85. Polach

Kr. Militsch
Kr. Münsterberg

Kr. Namslau
86. Dammer
87. Glaußche
88. Marchwitz, Dt.
89. i. Kr. Dels
90. Schmograu

Kr. Neisse
91. Raumborf
92. Neundorf, Groß
93. Niemertsheide

Kr. Neumarkt
94. Tschammendorf

Kr. Neurode

Kr. Neustadt
95. Friedersdorf
96. Kasselwitz, Dt.
97. Steinau
98. Wachtel-
Kunzendorf

99. Willkau

Kr. Nimptsch

Kr. Ohlau
100. Graduschowitz
101. Stannowitz
102. Gottwitz

Kr. Oppeln
103. Bzigto

Kr. Dels
104. Ellguth, Groß
89. Pontwitz

Kr. Ratibor
105. Pogrzebin

Kr. Reichenbach
Kr. Guhrau
106. Guhrau
107. Obbersdorf
Kr. Rosenberg

Kr. Rothenburg
108. Creba
109. Halbendorf

Kr. Sagan
110. Dittersbach
111. Tschiebsdorf

Kr. Schönau
112. Werbisdorf,
Ober u. Nieder
113. Seitendorf, Ob.

Kr. Schweidnitz
114. Rittschendorf

Kr. Sprottau
115. Heingendorf, Kl.

Kr. Steinau

Kr. Strehlen
116. Wäldchen

Kr. Str. Strehlitz
Kr. Striegau

Kr. Trebnitz

Kr. Waldenburg
117. Adelsbach
118. Waldenburg

Kr. Gr. Wartenberg
119. Sbhitzschin

Kr. Wohlau
120. Nebenau

Kr. Rybnik
121. Mdr. Radlin
Kr. Pleß
122. Staube

Als anschauliches Beispiel, wie die im voranstehenden Aufsatz erwähnte geographische Methode die Verbreitung häufig vorkommender *FM.* darstellt, möge die beigebrudte von Herrn Dr. Schlenger-Breslau gezeichnete Karte dienen, die die Verbreitung der *FM.* Überschar und Hackschar nach dem gegenwärtig vorliegenden, leider unvollständigen, Material in Schlesien darstellt. Die Gebiete mit lückenhaftem Material sind punktiert, versprechen also, wenn die *FM.* aller Orte in ihnen vorliegen, noch eine wesentliche Vermehrung der Namen.

Der Name Überschar findet sich allenthalben in Ostdeutschland. Er deutet in den meisten Fällen darauf, daß die Grundherrschaft, um ihre Einnahmen zu erhöhen, nicht allzulange nach der Austuung des Ortes zu deutschem Recht eine Neuvermessung der ursprünglich reichlich zugemessenen Zinshufen vorgenommen hat. Das Mehr wurde lateinisch *excrescentia*, *superfluitas*, deutsch *Ubirmaß*, *Ubirchar* u. ä. genannt, wofür sich dann allgemein der Name Überschar durchsetzte. Dieser das übliche Hufenmaß übersteigende Acker blieb entweder im Besitz der Zinsbauern, doch mußten sie von ihm entsprechend seiner Größe Zins zahlen, oder er wurde zu einem Stück zusammengelegt und an einen einzelnen auf Zins vergeben.

Der *FM.* Überschar wurde zur kartographischen Darstellung gewählt, weil er den Anschluß zu einer gleichen Verbreitungskarte des *FM.* Überschar in Sachsen bildet, die in Nr. 2 des Sächsischen *FM.* Sammlers von H. Beschorner⁹⁾ veröffentlicht ist. Er zeigt uns zugleich den Einfluß der deutschen Rechts- und Wirtschaftsformen auf die dazwischen liegenden polnischen Ortschaften, die zu deutschem Recht ausgelegt waren. Sie übernahmen mit der Institution der Neuvermessung teilweise den deutschen *FM.* als Lehnwort (Überschar, Oberschar, Obscharren, Obschora, Abschorh, Dżary, Abschale, Zebichorn, Überschern u. ä.), seltener übersetzten sie das Wort (*Zbityki*, *Nomiarki*).

Daneben ist auf der Karte die Verbreitung des ähnlichen *FM.* Hackschar (Haafeschaar, Hockschaar u. ä.) dargestellt. Derselbe bezeichnet meist Ackerstücke, die erst, nachdem das Dorf schon die Ackerflur vermessen und in Kultur genommen hatte, also meist an der Grenze oder, wenn das Dorf in einem Tale lag, auf der Höhe unter den Pflug genommen worden waren. Die Hackscharen gehören auch zu den ältesten Ausbauten; später nannte man solche Hodeäcker, Neuland u. ä.

⁹⁾ f. S. 78.

Oskar Hellmann:

Sippengeschichtliche Zusammenhänge beiderseits der Sudeten

Neuere Forschungen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage über die deutsche Besiedlung Schlesiens, Böhmens und Mährens im Mittelalter haben die gleichartige Abstammung der Kolonisten erwiesen¹⁾. Trotz einer Vermischung verschiedener, hauptsächlich mitteldeutscher Stämme ist eine Einheitlichkeit innerhalb des schlesischen Sprachgebietes entstanden. Die Mundartforschungen von Professor Ernst Schwarz in Prag haben eine „Siedlergleichheit zu beiden Seiten der alten böhmisch- bzw. mährisch-schlesischen Grenze“ ergeben; „zu beiden Seiten der Sudeten sind dieselben Elemente am Aufbau der Sprachlandschaften beteiligt“²⁾. Jahrhunderte haben an der Ausgestaltung des schlesischen Neustammes nördlich und südlich der Sudeten gearbeitet. Die später mitten hindurchgezogene Staatsgrenze brachte neue Einflüsse auf beiden Seiten. Aber heute noch ist die Gleichartigkeit der Bevölkerung der einzelnen, früher zusammengehörenden Landschaftsgebiete wahrnehmbar. Man vergleiche nur die kernhaften deutschen Bauern des Altwaterlandes und des Bieletales mit der Landbevölkerung der Meisse-Grottkauer Gegend. Trotz mancher Verschiedenheit von Art und Charakter, wie sie sich im Laufe von fast zweihundert Jahren herausgebildet hat — dort der freundliche Österreicher, hier der spröde Preuße — sind doch unverkennbare Ähnlichkeiten geblieben, die die alte Stammesgemeinschaft erkennen lassen.

Der Breslauer Friede von 1742 hat die frühere Einheit zerrissen und — wie nach dem Weltkriege die unselige Grenzziehung in Oberschlesien — eine blutende Grenze geschaffen. Mitten durch blühende Dörfer ging der Schnitt des Schwertes. Manche Ortschaft wurde in einen preußischen und einen österreichischen, jetzt tschechoslowakischen Teil zerlegt. Ständen nicht mitten darin die beiderseitigen Grenzpfähle, so merkte man kaum, daß die Staatsgrenze überschritten ist. So sehr gleichen sich heute noch, nach rund zwei Jahrhunderten der Trennung, die Menschen in Sprache und Brauchtum, im Bau der Häuser und in der Anlage der Dörfer. Auch nach 1742 war ein lebhafter Verkehr zwischen den nun zwei Staaten angehörigen Nachbarn bis zum Weltkriege geblieben. Kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen bestanden fort, soweit es die neuen Verhältnisse zuließen.

¹⁾ Vergl. dazu: Hermann Aubin, *Schlesische Siedlungsgeschichte beiderseits der Sudeten*. (Schles. Jahrbuch, 8. Jahrgang Breslau 1935/36, S. 14.)

²⁾ Ernst Schwarz, *Sudetendeutsche Sprachräume*. München 1935, S. 225 f.

So konnten die Familienbeziehungen nicht plötzlich abgerissen werden; aber es war doch eine unausbleibliche Folge, daß die neu aufgerichtete Grenze nach und nach die alten blutmäßigen Verbindungen immer mehr zurückdrängte und schließlich in Vergessenheit geraten ließ. Zurück blieben wohl unklare Familienüberlieferungen, die dem einen von den österreichischen Verwandten, dem anderen von den Vettern drüben im Preußischen berichteten. Alte Erinnerungsstücke, Briefe, Altbilder oder Miniaturen, später verblichene Photographien oder eine Wiener Porträtlithographie erzählten vielleicht noch von den vergangenen Tagen. Aber nur wenige opferten die Zeit und Mühe, der Stimme des Blutes zu folgen und den verwandtschaftlichen Beziehungen jenseits der Grenze nachzugehen. Das Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit war nur noch schwach vorhanden; südlich der Grenze neigte man nach Wien, nördlich von ihr nach Berlin. Die Bestrebungen des Arbeitskreises für gesamtdeutsche Stammeskultur zur Wiedererweckung des Gemeinschaftsgedankens blieben auf einen kleinen Kreis beschränkt. Die 1928 begründete Zentralstelle für sudetendeutsche Familienforschung erfaßte hauptsächlich die ehemals österreichisch gewesenen deutschen Gebiete der Tschechoslowakei und griff nur hie und da auch auf Preußisch-Schlesien hinüber.

Erst 1933 setzte ein Wandel ein. Was für den Reichsdeutschen zunächst nur eine zwangsweise Beschäftigung mit den Vorfahren war, die Beförderung amtlicher Bescheinigungen zum Nachweis arischer Abstammung, erregte bald innere Anteilnahme. Immer wieder läßt es sich beobachten, wie rasch das Interesse an der einmal begonnenen Arbeit wächst und zur Sippenforschung führt. Damit erst gewinnt Leben, was bisher nur tote Namen und Zahlen waren. Auch die lange verschüttet gewesenen Zusammenhänge mit den Blutverwandten jenseits der Grenze werden aufgedeckt und alte Verbindungen neu aufgenommen. Hier zeigt es sich, wie trotz der politischen Zerreißung die Sippenbeziehungen noch Generationen hindurch bestehen geblieben waren. Besonders in den Orten hart an der Grenze bildete diese nur ein schwaches Hindernis für die Heiraten innerhalb des zusammengehörigen Gebietes. Zahlreich sind infolgedessen auch die Patenschaften von jenseits der Grenze. Wie stark noch nach 1742 die Eheschließungen zwischen Sudetendeutschen und preußisch gewordenen Schlesiern waren, zeigt eine Untersuchung von Gisela Blaha „Nachrichten über Sudeten Deutsche in den Trauermatrikeln der preußisch-schlesischen Stadt Reichenbach im Culengebirge“³⁾. In dieser mehr als zwanzig Kilometer von der Grenze entfernten und von ihr durch den Gebirgszug getrennten Stadt fanden im Laufe der ersten vierzig Jahre noch 35 katholische Trauungen statt, bei denen der eine Teil der Brautleute aus Sudetendeutschland stammte.

Überhaupt spiegeln die Kirchenbücher der Grenzgebiete das Herüber- und Hinüberfluten deutlich wieder. Grundbücher mit Aufdeckung der Verwandtschaftsverhältnisse und Bürgerrollen mit Angabe der Herkunftsorte ergänzen das Gefundene und führen oft weit zurück über den Zeitpunkt des Beginnes der Kirchenbücher. Auf ostmitteldeutsche Gebiete als Sitz der ältesten Träger eines Namens, der später in Böhmen,

³⁾ Sudetendeutsche Familienforschung, 5. Jahrgang, Auffig 1932/33, S. 114 ff.

der Lausitz und in Schlesien nachgewiesen ist, weist Dr. Erich Wentzker in seinem Aufsatz „Die Föckel in Friedland (Böhmen) und Görlitz“ hin⁴⁾. Ein „Föckel von Friedland“, der Bürger und Handelsmann Nidel Föckel in Friedland in Böhmen, wird der Stammvater eines Görlitzer Föckelstammes. In dem kleinen evangelischen Pfarrbezirk von Gablonz an der Lausitzer Neiße ziehen von 1820 bis etwa 1840 fünfzehn in Preußisch-Schlesien Geborene — meist Tuchmacher — zu, die sich dort niederlassen⁵⁾. Die jungen Handwerksmeister wählen ihre Lebensgefährtinnen gern aus den Kreisen ihrer Innung. Diese Handwerkszechen oder Gewerke umfaßten oft einen weiten Bezirk um die im Mittelpunkt liegende größere Stadt. Auch hier ging der Schnitt von 1742 häufig mitten hindurch. Die Töpferinnung von Neiße zum Beispiel zählte damals Mitglieder in Reichenstein, Ottmachau, Patschkau, Ziegenhals; aber auch in Zuckmantel, Freitwaldbau, Jauernig, Sörgsdorf, die nun jenseits der Grenze lagen. Wieder zeigen die Kirchenbücher, daß Heiraten und Patenschaften noch lange Zeit beiderseitig über die Grenze weisen. Zahlreiche Verwandtschaften und Verschwägerungen lassen sich noch Generationen hindurch verfolgen. Und das gleiche Bild findet sich überall längs der Grenze von Ratibor/Troppau bis Reichenberg/Görlitz.

Diese sippengeschichtlichen Zusammenhänge gehen bis in die äußersten Ausläufer des schlesischen Sprachgebietes. Die Liste der Otmüzer Neubürger zählt in den Jahren von 1742 bis 1848 eine ganze Reihe aus Preußisch-Schlesien Zugezogene auf⁶⁾; sie werden dort sesshaft, heiraten und knüpfen so neue Verbindungen zwischen der alten und der Wahlheimat. Umgekehrt ist auch der Zuzug aus Österreich-Schlesien, Böhmen und Mähren nach der preußischen Seite stark und bringt zahllose Wechselbeziehungen zwischen den Bewohnern des gesamtschlesischen Raumes beiderseitig der Sudeten mit sich. Als im Patent vom 1. November 1781 für Böhmen, Mähren und Schlesien die Leibeigenschaft aufgehoben und den untertänigen Bauern neben der freien Eheschließung auch die Freizügigkeit gewährt wurde, kamen viele Bauernsöhne von dort ins preußische Schlesien hinüber und gründeten hier ihren Hausstand. Schon 160 Jahre früher, nach der Schlacht am Weißen Berge, war aus Böhmen ein deutscher Auswandererzug in jetzt reichsdeutsche Gebiete gekommen, von denen jedoch nur ein kleiner Teil in Schlesien verblieb. Weit größer war der Strom, der sich nach Sachsen ergoß, während von den nach Schlesien Gefommenen ein Teil nach Polen abwanderte. Dagegen brachte die Ansiedlung tschechischer Handwerker durch Friedrich den Großen in den „böhmischen Dörfern“ bei Strehlen mit ihren Ausstrahlungen einen völkisch fremden Einschlag nach Schlesien. Zum Teil hat er seine Eigenart bis heute bewahrt, ein anderer Teil jedoch ist in der deutschen Bevölkerung aufgegangen. Bei diesen deutschen Auswanderern und den tschechischen Ansiedlern aus Böhmen hat vielfach erst die neue Bewegung zur Förderung der Sippenforschung den Weg zur Anknüpfung an die alte Heimat gefunden.

⁴⁾ Archiv für Sippenforschung. 12. Jahrgang, Görlitz 1935, S. 152 ff.

⁵⁾ Karl R. Fischer, Evangelische Einwanderer in Gablonz a. d. N. (Sudeten-deutsche Familienforschung, 1. Jahrgang, Auffig 1928/29, S. 165 f.)

⁶⁾ Julius Röber, Otmüzer Neubürger aus Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei 1688/1848. (Sudeten-deutsche Familienforschung, 3. Jahrgang, 1930/31, S. 164 ff.)

Abschließend kann gesagt werden, daß die Familienforschung in weiten Kreisen diesseits und jenseits der Staatsgrenzen großes Interesse und freudigen Widerhall gefunden hat. Erst jetzt wird vielen klar, wie stark die sippengeschichtlichen Beziehungen der reichsdeutschen Schlesier zu den Bewohnern der sudetendeutschen Gebiete sind, und wie viele Fäden über die Grenze hin und her gehen. Familiengeschichte und Sippenforschung, früher eine Domäne des Adels und vereinzelter bürgerlicher Geschlechter, sind heut Allgemeingut geworden. Nicht die Förderung des Familienfinnes allein ist ihr Ziel; die Deutschen jenseits der Grenzen in engere Verbindung mit dem Mutterland zu bringen, hat Ludwig Fındh als eine ihrer schönsten Aufgaben bezeichnet. Auch der Stärkung des Einheits- und Stammesbewußtseins im gesamtchlesischen Raume, über alle Staatsgrenzen hinweg, können und sollen sie dienen. Und das ist eine erfreuliche Folgeerscheinung der eingehenden Beschäftigung mit den Ahnen.

Dr. Heinz Rogmann:

Die Bevölkerungslage in Schlesien und im schlesischen Vorfeld

Reichschlesien ragt als Keil und Brücke tief in fremde Staatenräume hinein. Auf fast allen Seiten ist der Reichsprovinz stammeschlesisches Volkstum vorgelagert. Diese außerhalb der Reichsgrenzen siedelnden Schlesier wirken als Schutzhülle für den reichschlesischen Kern, sie sind aber zugleich auch die in vorderster Linie stehenden Träger der Auseinandersetzung mit den slawischen Völkern. Gesamtschlesiens Lage wird bedenklich, wenn es biologisch nicht in der Lage ist, den Wettlauf mit den slawischen Völkern erfolgreich durchzuhalten, wenn Stück für Stück des heimatlichen Bodens in slawische Hand übergeht, ernst aber wird die Lage, wenn sogar innerhalb des reichschlesischen Kerngebietes fremde Volkstumsbestrebungen sich geltend machen. Beides ist der Fall. Die Geschichte Schlesiens ist die Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Slawentum, die gegenwärtige Lage und die Zukunft werden von denselben Faktoren entschieden. Die Bevölkerungslage in Schlesien und im schlesischen Vorfeld ist eingebettet in den großen Prozeß, den Burgdörfer gekennzeichnet hat: „Europa steht im Begriff, ein vorwiegend slawischer Erdteil zu werden“¹⁾. Heute bereits stehen 149 Millionen der germanischen Ländergruppe 226 Millionen der slawischen Ländergruppe gegenüber, d. h. 30 v. H. der europäischen Bevölkerung gehören der germanischen Ländergruppe, 45,6 v. H. der slawischen Ländergruppe an. Bei Fortdauer der bisherigen Entwicklung wird sich im Jahre 1960 der Anteil der germanischen Ländergruppe auf 160 Millionen oder 26,9 v. H., der slawischen Ländergruppe auf 303 Millionen oder 50,8 v. H. der europäischen Bevölkerung stellen²⁾. Das zahlenmäßige Übergewicht verschiebt sich immer mehr zugunsten des Slawentums, aber auch territorial hat es durch Versailles beträchtliche deutsche Teile seinen Gebieten einverleiben können. Gerade von Schlesien sind diesem Westmarsch des Slawentums große und wertvollste Gebiete zum Opfer gefallen.

Wie ist innerhalb dieser Entwicklung Schlesiens gegenwärtige bevölkerungspolitische Lage?

Die Bevölkerungsentwicklung Reichschlesiens seit 1816 veranschaulicht die nachfolgende Tabelle, in der zunächst die absoluten, dann die prozentualen Zahlen enthalten sind³⁾.

¹⁾ Burgdörfer Friedrich, Volk ohne Jugend, 2. Aufl., S. 389.

²⁾ Burgdörfer, a. a. O., S. 388.

³⁾ Rogmann Heinz, Die Bevölkerungsentwicklung im deutschen Osten in den letzten hundert Jahren (erscheint demnächst).

absolut	1816	1843	1871	1900
Breslau	779 818	1 117 204	1 414 584	1 697 719
Liegnitz	637 461	892 056	983 020	1 102 992
Dppeln	524 784	939 624	1 309 563	1 868 146
Schlesien	1 942 063	2 948 884	3 707 167	4 668 857

in Prozenten

Breslau	40	38	38	36
Liegnitz	33	30	27	24
Dppeln	27	32	35	40
Schlesien in Reichsproz.	8,0	8,7	9,0	8,3

absolut	1910	1910*)	1925	1933
Breslau	1 841 398	1 815 087	1 897 172	1 944 297
Liegnitz	1 176 583	1 176 583	1 235 156	1 259 707
Dppeln	2 207 981	1 267 028	1 379 278	1 482 765
Schlesien	5 225 962	4 258 698	4 511 606	4 686 769

in Prozenten

Breslau	35	43	42	41
Liegnitz	23	28	27	27
Dppeln	42	29	31	32
Schlesien in Reichsproz.	8,0	7,4*)	7,2	7,2

*) Von hier ab ohne abgetrennte Gebiete und ohne Saargebiet.

Von 1816 bis 1910 (alten Umfangs) hat der Reg.=Bez. Dppeln seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung Schlesiens beständig, von 27 auf 42 v. H., steigern können. Die starke Zunahmetendenz hat sich im Restbezirk fortgesetzt. Gegenüber dieser außerordentlich günstigen Entwicklung haben die beiden niederschlesischen Bezirke ihre Anteile ständig verringert, am meisten Liegnitz, das von 33 v. H. im Jahre 1816 auf 23 v. H. im Jahre 1910 zurückging. Diese ungünstige Tendenz hat sich von 1910 bis 1933 fortgesetzt. Die hier gekennzeichneten Entwicklungstendenzen sind übrigens bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts nachweisbar. Die Anteile Reichschlesiens an der Reichsbevölkerung stiegen bis 1871 an, von da ab gingen sie unaufhörlich zurück. Es liegt also die gleiche Entwicklung wie im gesamten preußischen Osten vor, dessen Bevölkerungszunahme ebenfalls seit den siebziger Jahren stark hinter der Zunahme im übrigen Reich zurückgeblieben ist. Die Volkszählung von 1834 ist erheblich sorgfältiger erfolgt als die Zählungen vorher. Setzt man die Bevölkerung 1834 = 100, so stieg sie bis 1910 im Reg.=Bez. Dppeln auf 291,3, Danzig auf 223,2, Bromberg auf 210,8, Marienwerder auf 203,8, Stettin auf 196,4, Breslau auf 185,7, Köslin auf 180,6, Posen auf 176,2, Frankfurt a. O. auf 173,2, Provinz Ostpreußen auf 162,9, Reg.=Bez. Liegnitz auf 147,4. Im Rahmen des preußischen Ostens hat Dppeln die günstigste, Breslau nur eine mittelmäßige, Liegnitz die ungünstigste Entwicklung aufzuweisen. Noch 1816 war der Reg.=Bez. Breslau der volkreichste Bezirk Preußens, an zweitbesten Stelle stand Liegnitz, 1933 nahm Breslau die vierte Stelle, Liegnitz sogar erst die 14. Stelle ein. Dppeln dagegen rückte — trotz der Versailler Verluste — von der 7. Stelle im Jahre 1816 auf die 9. Stelle im Jahre 1933.

Die Bevölkerungsentwicklung des schlesischen Vorfeldes verläuft noch ungünstiger. Im Hinblick auf Polen ergab schon die Volks-

zählung von 1925⁴⁾ rund 588 000 aus Posen und Westpreußen und rund 117 000 aus Ostoberschlesien verdrängte Deutsche, die im Reich gezählt wurden. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Zahl der Personen, deren Wohnsitz bei Ausbruch des Krieges unermittelt blieb, nicht unerheblich ist. Czech⁵⁾ errechnete für den Zeitraum von 1918—26 insgesamt 822 000 Deutsche, die von Polen zur Abwanderung allein aus Posen und Pommerellen gezwungen wurden. Rechnet man die aus Ostoberschlesien verdrängten Deutschen⁶⁾ und schätzt man für die Zeit bis 1936 einen Aufschlag hinzu, so dürfte die Gesamtzahl der aus Polen verdrängten Deutschen eine Million noch übersteigen⁷⁾. Wieviel Deutsche es gegenwärtig in Polen noch gibt, ist angesichts der Undurchsichtigkeit der polnischen statistischen Veröffentlichungen zweifelhaft. Rauder⁸⁾ sagt in einer Besprechung des Buches von Ahlers „Polen“, die Zahl von 375 000 Deutschen für Posen und Pommerellen und von 350 000 Deutschen für Ostoberschlesien sei etwas zu hoch gegriffen. Für Kongresspolen sei mit 325 000 Deutschen zu rechnen. Dazu kommen 20 000 Deutsche für das Cholmer und Lubliner Land, 50 000 für Wolhynien, 58 000 für Galizien und 35 000 für Teschen-Schlesien. — Wenngleich es nicht möglich ist, innerhalb dieser sehr ungünstigen Entwicklung des deutschen Bevölkerungsstandes in Polen die schlesischen Siedlungsgebiete im einzelnen genauer zu kennzeichnen, so besteht kein Zweifel, daß das Schlesertum des Vorkrieges sich in katastrophalem Rückgang befindet.

Ähnlich ungünstig ist das Bild in der Tschechoslowakei. Boháč veröffentlichte im „Statisticky Obyor“ eine Übersicht⁹⁾ über die Zunahme der Nationalitäten im Böhmen seit 1881, und zwar unter Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten Volkszählung. Die Zunahme betrug in v. H.

	Gesamtbevölkerung	Tschechen	Deutsche
1881 — 1890	5,08	4,89	5,35
1891 — 1900	8,16	7,83	8,30
1901 — 1910	7,15	7,89	5,71
1911 — 1921	1,64	3,25	—12,30*)
1922 — 1930	6,54	7,57	4,60

*) Abnahme.

Nach derselben Quelle¹⁰⁾ entfielen im Gesamtgebiet der Tschechoslowakei auf 1000 Einwohner in den Jahren 1921 bezw. 1930 in Böhmen 330,4 bezw. 328,8 Deutsche, in Mähren-Schlesien 246,7 bezw. 228,5, in der Slowakei 47,3 bezw. 45,3, in Karpathorußland 17,3 bezw. 18,7 Deutsche. Mögen diese Ziffern auch nicht ganz der tatsächlichen Entwicklung ent-

⁴⁾ Statistik des Deutschen Reiches, Band 401 II, S. 538 ff.

⁵⁾ Czech, Josef, Die Bevölkerung Polens, S. 134 ff.

⁶⁾ Czech, a. a. D., S. 157, gibt nur 100 000 Abgewanderte an, eine Zahl, die zu niedrig ist, da die Volkszählung von 1925 bereits 117 000 abgewanderte Deutsche errechnet hat.

⁷⁾ Rogmann, a. a. D., S. 121.

⁸⁾ Rauder, Viktor, in „Der Bücherfreund“, Beilage zu den Deutschen Monatsheften in Polen, Oktober 1935.

⁹⁾ Nach Erber, Wirtschaftskrieg gegen die Sudetendeutschen, Zeitschrift Volk und Reich, Januarheft 1935.

¹⁰⁾ Vergl. auch Rogmann, Die Bevölkerungsentwicklung in Schlesien und im schlesischen Vorkriegs, Oberschlesische Wirtschaft, Märzheft 1935, S. 108.

sprechen, in der Tendenz sind sie richtig¹¹⁾. Der Atlas Republiky Československé¹²⁾ gibt von der Entwicklung des Deutschtums in der Tschechoslowakei ein offenbar zu ungünstiges Bild, Siedlungs- und Bevölkerungskarten von deutschen Verfassern¹³⁾ lassen aber ebenfalls an der ungünstigen Entwicklung des Deutschtums in der Tschechoslowakei keinen Zweifel. Wer in älteren Schriften blättert und ihre Karten mit neueren Darstellungen vergleicht, dem wird mit erschreckender Deutlichkeit klar, wieviel Stüde alter geschlossener deutscher Siedlungsgebiete im Laufe der Zeit abgebröckelt sind. Und mit welcher Verbissenheit die Tschechen gegenwärtig den biologischen Willen der Sudetendeutschen an der Wurzel zu treffen suchen, ist zur Genüge bekannt. —

Die Frage nach der Bevölkerungsentwicklung beantwortet sich klar dahin, daß der Anteil der reichs-schlesischen Bevölkerung an der Reichsbevölkerung immer mehr zurückgeht, und ferner, daß im schlesischen Vorfeld das Deutschtum sich seit Jahren in einem rapiden Rückgang befindet.

Die Bevölkerungsdichte gibt an, wieviel Menschen auf 1 qkm wohnen. Über die Entwicklung der Bevölkerungsdichte in Reichs-schlesien gibt die nachfolgende Tabelle Auskunft¹⁴⁾.

	1816	1843	1871	1900	1910	1910*)	1925	1933
Breslau	56	83	105	126	137	140	147	151
Liegnitz	48	66	72	81	86	86	91	92
Oppeln	40	71	99	141	167	131	142	153
Preußen	38	56	71	99	115	120	130	136
Reich	46	62	76	104	120	123	133	139

*) Von hier ab ohne abgetrennte Gebiete und ohne Saargebiet.

Setzt man 1816 = 100, so war die Bevölkerungsdichte bis 1910 (alten Umfangs) angewachsen im Reg.-Bez. Breslau auf 245, Liegnitz auf 179, Oppeln auf 418, Preußen auf 303, Reich auf 261. Die mittelmäßige, um nicht zu sagen ungünstige Entwicklung im Reg.-Bez. Breslau, die sehr ungünstige im Reg.-Bez. Liegnitz und die überaus günstige Entwicklung der Bevölkerungsdichte im Reg.-Bez. Oppeln entsprechen der Entwicklung des absoluten Bevölkerungsstandes. Wie der Vergleich 1910 alten mit 1910 neuen Umfangs zeigt, sind vom Reg.-Bez. Breslau dünn, vom Reg.-Bez. Oppeln dicht besiedelte Gebiete abgetrennt worden. Trotz seiner erheblich größeren Bevölkerungsverluste hat Oppeln 1933 Breslau bereits wieder überholt. Breslau und erst recht Oppeln haben eine erheblich höhere Bevölkerungsdichte als Reich und Staat, während Liegnitz, obwohl es 1816 dichter besiedelt war als Preußen, jetzt zu den vergleichsweise dünn bevölkerten Gebieten des Reiches gehört.

¹¹⁾ Das bestätigt auch eine im „Böhmischen Beobachter“, Nr. 170 vom 19. VI. 1935 angestellte Untersuchung. Danach betrug der Anteil der Deutschen in Böhmen 1880 = 2 054 660 (37,1 %), 1910 = 2 477 930 (36,8 %), 1921 = 2 173 239 (33 %), 1930 = 2 270 943 (32,4 %).

¹²⁾ Herausgegeben von der Tschech. Akademie, Gesamtedition Jar. Pantoflíček (laufende Lieferungen seit 1930).

¹³⁾ Z. B. die Karte über die Sprachgrenzlandschaft vom Westschlesien, Sultschin, Rußland von R. Sobotik, Troppau 1933, vergl. insbesondere die Nebenkarten!

¹⁴⁾ Rogmann, a. a. O., Die Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellenteil.

Innerhalb Reichschlesiens haben die einzelnen Kreise eine sehr unterschiedliche Bevölkerungsdichte¹⁵⁾. Die höchste Bevölkerungsdichte haben die Stadtkreise. In folgenden Landkreisen besteht eine höhere Bevölkerungsdichte (1933) als 100: Reg.-Bez. Breslau: Waldenburg (368), Reichenbach (158), Schweidnitz (148), Glatz (146), Breslau (110); Reg.-Bez. Liegnitz: Lauban (141), Landeshut (128), Hirschberg (119); Reg.-Bez. Oppeln: Beuthen (851), Cosel (129), Leobschütz und Ratibor (122), Neustadt (121), Tost-Gleiwitz (104), Reisse (103), Oppeln (100). Die dichtestbevölkerten Teile Schlesiens liegen im ober-schlesischen Industriegebiet, im Waldenburger Kohlengebiet, in den Textilindustriegegenden des Gebirges, in der Umgebung der größeren Städte und in einigen Kreisen, die neben Landwirtschaft noch Industrien aufweisen. Die am dünnsten bevölkerten Landkreise (unter 80) sind: im Reg.-Bez. Breslau: Mülltitz (50), Guhrau (52), Namslau (61), Groß Wartenberg und Wohlau (64), Brieg (65), Trebnitz (68), Habelschwerdt (71), Neumarkt (76), Dels (77); im Reg.-Bez. Liegnitz: Glogau (51), Lüben (55), Sprottau (63), Hoherzwerda (64), Rothenburg (66), Bunzlau (67), Liegnitz (69), Grünberg und Görlitz (71), Freystadt (72); Reg.-Bez. Oppeln: Rosenbergl (61), Guttentag (62), Falkenberg (66), Grottkau (78). Die dünnbevölkerten Gegenden befinden sich im ausgesprochen ländlichen Gebiet der rechten, dann auf der linken Oberseite und im Gebiet der Heide. Auch in Schlesien sind demnach die agrarischen Gegenden weit schwächer besiedelt als die Industriegegenden. Außer von natürlichen Faktoren (Bodengüte, Klima usw.) hängt die Bevölkerungsdichte in erster Linie offenbar von der Wirtschaftsstruktur ab.

Die Bevölkerungsdichte hat in einer ganzen Reihe von Kreisen abgenommen. Dazu gehören im Reg.-Bez. Breslau: Guhrau (1871 = 54, 1933 = 52), Mülltitz (1871 = 60, 1933 = 50), Namslau (1871 = 64, 1933 = 61), Wohlau (1871 = 61, 1925 = 58), Brieg-Land (1890 = 69, 1933 = 65), Habelschwerdt (1880 = 79, 1933 = 70), Nimpitz (1880 = 84, 1925 = 80), Münsterberg (1871 = 97, 1925 = 94), Frankenstein (1871 = 104, 1933 = 99), Strehlen (1885 = 109, 1925 = 107), Reichenbach (1885 = 190, 1925 = 183); im Reg.-Bez. Liegnitz: Glogau-Land (1885 = 60, 1933 = 51), Liegnitz-Land (1871 = 79, 1933 = 69), Löwenberg (1871 = 89, 1933 = 82), Vollenhain (1871 = 90, 1925 = 83); im Reg.-Bez. Oppeln: Falkenberg (1871 = 67, 1933 = 66), Grottkau (1871 = 85, 1933 = 78), Reisse-Land (1885 = 111, 1933 = 103), Neustadt (1895 = 124, 1933 = 120), Leobschütz (1885 = 126, 1933 = 122). Einschränkungen ergeben sich bei den Kreisen, aus denen besondere Stadtkreise ausgegliedert worden sind. In den übrigen Kreisen aber liegen Entvölkerungsercheinungen vor. In erster Linie sind davon wieder die ausgesprochen agrarischen Gegenden betroffen. An zweiter Stelle zeigt das Gebiet der schlesischen Textilindustrie Rückgangsercheinungen, ebenso hat sich die dauernd schwierige Lage der Steinbruch- und der keramischen Industrie geltend gemacht.

Zieht man das schlesische Vorfeld in Polen¹⁶⁾ in die Betrachtung ein, so stehen sich folgende Bevölkerungsdichten gegenüber: Reg.-Bez.

¹⁵⁾ Rogmann, a. a. D., Die Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellenteil.

¹⁶⁾ Roß, Friedrich, Bevölkerungsdrucl im deutsch-polnischen Grenzgebiet, S. 83.

Liegnitz = 92 und Wojewodschaft Posen = 80, Reg.-Bez. Breslau = 151 und Wojewodschaft Lodz = 138, Reg.-Bez. Oppeln = 153 und Wojewodschaft Schlesien = 307. In der Tschechoslowakei¹⁷⁾ grenzen an Schlesien Böhmen mit einer Bevölkerungsdichte von 136, Mähren von 126, Schlesien von 166.

Reichsschlesien ist demnach von allen Seiten von Gebieten höchster Bevölkerungszusammenballung umgeben. Eine kreisweise Bevölkerungsdichtekarte¹⁸⁾ für den ganzen deutschen Osten einschl. Litauen, Polen und Tschechoslowakei lehrt überdies mit erschreckender Deutlichkeit, daß es im gesamten Osten von allen Ostprovinzen gerade Schlesien ist, das dem stärksten Außendruck fremden Volkstums standzuhalten hat. Diese Karte zeigt, daß nicht nur im Vergleich der schlesischen Regierungsbezirke mit den polnischen Wojewodschaften und tschechischen Gauen, sondern auch im Vergleich der einzelnen reichsschlesischen mit den unmittelbar benachbarten polnischen und tschechischen Kreisen die Lage überaus ernst ist. Roß¹⁹⁾ hat den gesamten Osten betrachtet. „Von 80 deutschen Kreisen war die Bevölkerungsdichte in 15 geringer als 40“, sagt er; „in 32 schwankte sie zwischen 40 und 50, in 19 zwischen 50 und 60, und in nur 14 lag sie über 60 Einwohner je qkm. . . Von 79 polnischen Landkreisen hatten nur 2 eine unter 40 Einwohner liegende Bevölkerungsdichte, in 12 schwankte die Dichte zwischen 40 und 50, in 12 zwischen 50 und 60, in 42 zwischen 60 und 90, und in 11 erreichte sie eine Höhe von mehr als 90 Einwohnern.“ Mit diesen Ziffern ist der Ernst der Lage ausreichend gekennzeichnet.

Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsstand werden unmittelbar bedingt durch die natürlichen und sozialen Faktoren der Bevölkerungsbewegung. Zu den natürlichen Faktoren gehören die Geburten- und Sterbebewegung und als Ergebnis dieser beiden die Geburtenüberschussbewegung, zu den letzteren die verschiedenen Arten von Wanderungen.

Über die natürliche Bevölkerungsbewegung in Reichsschlesien unterrichtet die nachfolgende Tabelle²⁰⁾: Geburts- (G), Sterbe- (S), Geburtenüberschussziffern (Ü):

Zeitraum	Reg.-Bez. Breslau			Reg.-Bez. Liegnitz			Reg.-Bez. Oppeln		
	G.	S.	Ü.	G.	S.	Ü.	G.	S.	Ü.
1816—1834	42,0	30,8	11,2	41,0	31,4	9,6	53,4	36,8	16,6
1835—1852	40,4	31,0	9,4	36,8	29,9	6,9	45,2	34,7	10,5
1853—1867	39,2	31,9	7,3	35,2	28,9	6,3	45,8	32,1	13,7
1868—1880	41,7	31,1	10,6	37,7	30,7	7,0	44,8	29,4	15,4
1881—1895	39,2	30,3	8,9	36,9	29,7	7,2	44,6	28,9	15,7
1896—1913	33,7	23,2	10,5	31,5	22,1	9,4	41,5	22,4	19,1
1923—1932	21,0	14,4	6,6	20,2	14,1	6,1	27,2	14,4	12,8
1933*)	Nieder-schles.	G. 16,2	S. 12,5	Ü. 3,6	22,6	11,8	10,8		
1934		G. 19,6	S. 12,2	Ü. 7,4	26,0	11,7	14,4		
1935		G. 20,1	S. 12,8	Ü. 7,3	26,6	12,6	13,9		

*) Von 1816—1932 einschl., 1933—1935 ohne Totgeborene.

¹⁷⁾ Mitteilungen des Statistischen Amtes der Tschechoslowakischen Republik, 1931, S. 339.

¹⁸⁾ Sie ist bearbeitet und kommt demnächst heraus.

¹⁹⁾ A. a. D., S. 19.

²⁰⁾ Rogmann, a. a. D., Die Bevölkerungsentwicklung usw.; Tabellenteil.

Die Geburtenbewegung im Reg.-Bez. Oppeln ist seit über einem Jahrhundert günstiger gewesen als in Niederschlesien sowie auch im Reich und in Preußen. Die Geburtenkurve des Reg.-Bez. Breslau liegt durchweg noch etwas höher als die preußische und reichsdeutsche Kurve. Die Geburtenziffern des Reg.-Bez. Liegnitz blieben bis zum Weltkrieg unterhalb der Ziffern für Reich und Staat. Nach dem Kriege sind sie etwas weniger zurückgegangen als dort. Der günstigen Bevölkerungsentwicklung in Oberschlesien entspricht die günstige Geburtenbewegung, der mittelmäßigen im Reg.-Bez. Breslau die mittelmäßige und der ungünstigen Bevölkerungsentwicklung im Reg.-Bez. Liegnitz die ungünstige Geburtenbewegung. Eine gewisse Parallelität zwischen Bevölkerungsentwicklung und Geburtenbewegung ist in allen drei Bezirken nicht zu verkennen.

Über die Ursachen der Unterschiede in der Geburtenbewegung bestehen nur Vermutungen. Allgemein haben industrielle Gebiete eine geringere Geburtenhäufigkeit als agrarische Gebiete²¹⁾. Da in Niederschlesien länger als in Oberschlesien eine ausgedehnte Industrie besteht, könnte dieser Umstand zu der ungünstigeren Geburtenbewegung Niederschlesiens beigetragen haben. Andererseits ist die Bergarbeiterbevölkerung überall als besonders geburtenfreudig bekannt. Die hohen Geburtenziffern im ober-schlesischen und im Waldburger Industriegebiet bestätigen diese Regel. Hinzu kommen die religiösen Einflüsse²²⁾, die als solche nicht leicht zu erkennen sind, weil sie meist mit Verschiedenheiten des Altersaufbaues und der wirtschaftlichen und sozialen Struktur zusammenfallen. Die religiösen Einflüsse gehören zu den Triebkräften, die die innere Haltung der Menschen bestimmen. Zweifellos ist in Oberschlesien die Weltauffassung stets mehr naturverbunden und ursprünglicher geblieben als in Niederschlesien, das in weit höherem Maße der Zivilisation westlicher Prägung unterworfen worden ist. Ob auch rassische Unterschiede²³⁾ sich geltend machen, ist keineswegs geklärt.

Die Totgeburtensziffern liegen in Oberschlesien stets unter dem Reichs- und Staatsdurchschnitt, in Niederschlesien dagegen ständig darüber. Im Jahre 1932 hatte Oppeln auf 1000 Geborene 20,5 Totgeborene gegenüber 29,3 im Reich, 32,9 im Reg.-Bez. Breslau und 40,9 im Reg.-Bez. Liegnitz. „Die außerordentlich hohe Ziffer der im Reg.-Bez. Liegnitz vorgekommenen Totgeburten wird als beachtenswertes Symptom eines dort vorhandenen, der eingehendsten Kontrolle und Abhilfe dringend bedürftigen sozialen Krankheitszustandes gelten müssen.“ Diese Feststellung vom Jahre 1879²⁴⁾ trifft eingeschränkt auch heute noch zu.

Ebenso wie die Geburtenziffern sind auch in Schlesien die Sterbeziffern im Laufe der Zeit stark zurückgegangen. Der ganze preußische Osten hat gegenüber dem Reichs- und Staatsdurchschnitt eine sehr un-

²¹⁾ Ipsen, G., Bevölkerungslehre im Handwörterbuch für das Grenz- und Auslandsdeutschtum, S. 455, bezeichnet „die Einsicht in die räumliche Deckung von industriellem Lebensraum und Geburtenrückgang“ als grundlegend.

²²⁾ Burgdörfer, a. a. O., S. 47 ff.

²³⁾ v. Wächter, Vortrag vor der 4. Sektion des 5. Intern. Kongresses für Bevölkerungswissenschaft über die „Erforschung der anthropologischen Struktur Oberschlesiens“: . . . bei 25 000 untersuchten Einwohnern aus 400 ober-schlesischen Gemeinden betrug die nordische Grundlage 40 bis 50 %. Oberschlesien war und ist ein deutsches, d. h. germanisches Land. (Deutsche Ostfront vom 8. IX. 1935).

²⁴⁾ Preuß. Statistik, Band XLVIII A, S. 38.

günstige Sterbebewegung. Die ungünstigsten Ziffern aber weisen ständig die Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, seit den achtziger Jahren auch Oppeln auf.

Allgemein wird die Sterbeziffer in erster Linie durch die Geburtenhäufigkeit infolge der hohen Lebensgefährdung der Neugeborenen beeinflusst. Die Beobachtung wird im geburtenfreudigen Oppelner Bezirk bestätigt, ganz und gar aber widersprechen ihr die hohen Sterbeziffern der beiden niederschlesischen Bezirke bei nur mittelmäßigen bezw. ungünstigen Geburtenziffern. In Betracht kommt ferner die Altersgliederung. Diese hängt aufs engste mit der Wanderungsbewegung zusammen²⁵). Wie im gesamten Osten, werden auch in den schlesischen Bezirken durch die Fortwanderung seit einem Jahrhundert erhebliche Kontingente der jüngeren Altersklassen dem Volkskörper entzogen. Es sind dies gerade die Altersklassen, die eine geringe Sterblichkeit haben. Sie drücken die Sterbeziffern der Zuwanderungsgebiete herab, während in den Abwanderungsgebieten ein geschwächter, weil überalterter Volkskörper mit höherer Sterbehäufigkeit zurückbleibt. Im Bezirk Oppeln wirkt der Überalterung die sehr günstige Geburtenbewegung entgegen, während in den niederschlesischen Bezirken dieses retardierende Moment fortfällt. Dennoch kann nicht die Wanderungsbewegung als entscheidende Ursache der höheren schlesischen Sterblichkeit angesehen werden, da, wie sich später zeigen wird, Schlesien im Rahmen des gesamten preussischen Ostens die geringsten Wanderungsverluste erlitten hat, während zahlreiche andere östliche Bezirke mit erheblich stärkeren Wanderungsverlusten eine sehr viel günstigere Sterbebewegung aufweisen. Die höhere schlesische Sterblichkeit ist auch von der Wirtschaftsstruktur mitbedingt. Zunächst ist in den Agrargebieten die Sterblichkeit stets allgemein höher als in den Städten. Andererseits haben Bergleute und einfache Arbeiter eine besonders hohe Sterblichkeit²⁶). Hinzu kommen ferner die ungünstigen Wohnungsverhältnisse²⁷) besonders im Waldenburger und oberschlesischen Industrierevier sowie in den armen Landgegenden der Grenzgebiete. Auch das Gesundheitswesen²⁸) ist in Schlesien vergleichsweise weniger entwickelt als im übrigen Reich, immerhin doch besser als in einigen anderen östlichen Bezirken. Ein durchgehender Zusammenhang zwischen Sterbebewegung und Sprache ist nicht vorhanden. Daraus ergibt sich, daß auch die höhere oder geringere Geburtenüberschußbewegung, die lediglich eine rechnerische Größe aus Geburten- und Sterbebewegung darstellt, keineswegs über die sprachliche, rassische oder völkische Zugehörigkeit einzelner Gebiete etwas auszusagen vermag.

Die Säuglingssterblichkeit ist in den schlesischen Bezirken seit langem durchweg höher als in Reich und Staat. Die höchsten Ziffern in der Reihe sämtlicher östlichen Bezirke hatte lange Zeit Liegnitz. Doch hat sich das Verhältnis gegenüber Breslau seit der Jahrhundertwende gebessert.

²⁵) Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, 1902, S. 177.

²⁶) Conrad-Hesse, Statistik, S. 211.

²⁷) Rompe, F., Der Wohnungsbedarf der ober-schlesischen Industriestädte usw., Zeitschrift für Kommunalwirtschaft, 1931, S. 242 ff. Ohle, Karl, Der Kreis Waldenburg. Rogmann, Heinz, Die Wohnverhältnisse in der Provinz Niederschlesien, Jahrbuch für Wirtschaft, Verwaltung und Kultur Niederschlesiens, 1930.

²⁸) Rogmann, Heinz, Ostdeutschlands große Not, S. 109. Gajewski, W., 50 Jahre preussischer Heilanstalts-Statistik, Zeitschrift des Preuß. Stat. Landesamtes, 1934, S. 144 ff.

Breslau ist im Rahmen der reststößlichen Bezirke auch heute noch der Bezirk mit nachhaltig ungünstigster Säuglingssterblichkeit. Dagegen war sie im Oppelner Bezirk, gemessen an den Ziffern der übrigen Ostbezirke, bis zum Weltkriege verhältnismäßig günstig. Um so stärker tritt die Verschlechterung des geteilten Bezirks nach dem Kriege hervor, wo er — ob nachhaltig, läßt sich noch nicht entscheiden, — die schlechteste Stelle einnahm.

Die Geburtenüberschußbewegung als Resultierende aus Geburten- und Sterbebewegung ist für die Bevölkerungsentwicklung — zusammen mit der Wanderungsbewegung — schlechthin entscheidend. Was in der Tabelle nur andeutungsweise zum Ausdruck kommen kann, bestätigt ein bis ins einzelne durchgeführter Vergleich: die seit über einem Jahrhundert zu beobachtende Unterschiedlichkeit der Geburtenüberschußbewegung zwischen dem Reg.-Bez. Oppeln einerseits und den beiden niederschlesischen Bezirken andererseits. Die Geburtenüberschußbewegung Oberschlesiens vollzieht sich seit über einem Jahrhundert, nur mit einer Ausnahme für die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ständig oberhalb des Reichs- und Staatsdurchschnitts, während die Bewegung der Bezirke Liegnitz und Breslau in diesem ganzen Zeitraum ungünstiger war. Die beiden niederschlesischen Bezirke standen in der Reihe der Regierungsbezirke des preußischen Ostens, nur mit einer unbedeutenden Einschränkung für die Nachkriegszeit, stets an den beiden schlechtesten Stellen.

Besondere Darlegungen über die Gründe dieser unterschiedlichen Entwicklung erübrigen sich, da hierzu, soweit das aus Raumgründen überhaupt möglich war, das Wichtigste bereits bei der Darlegung der Geburten- und der Sterbebewegung gesagt worden ist. Immerhin interessiert hier die Frage, inwieweit die Geburtenüberschußbewegung in den drei schlesischen Bezirken mehr von der Höhe der Geburts- oder der Sterbeziffern beeinflusst wurde.

Betrachten wir die Tabelle, so ergibt sich folgende Charakterisierung²⁹⁾: Bis in die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verbanden sich zunehmende Geburts- und abnehmende Sterbeziffern zu allgemein zunehmenden Geburtenüberschußziffern. Seitdem und besonders nach dem Weltkriege war der Geburtenrückgang stärker als der Sterblichkeitsrückgang, so daß sich abnehmende Geburtenüberschußziffern ergaben. Mit dieser Tendenz ordnen die drei schlesischen Regierungsbezirke sich in das allgemeine Entwicklungsbild für Reich und Preußen ein. Die schlesischen Bezirke ihrerseits unterscheiden sich aber darin, daß im Oppelner Bezirk sehr günstige Geburtsziffern mit ungünstigen Sterbeziffern zusammenfallen, die vergleichsweise noch sehr günstige Geburtenüberschußziffern zulassen, während in den beiden niederschlesischen Bezirken ungünstige Geburtsziffern mit ungünstigen Sterbeziffern zusammentreffen, so daß auch die Geburtenüberschußziffern ungünstig sind. Oppeln ist — mit Allenstein — der günstigste Geburtenüberschußbezirk des preußischen Ostens, während Liegnitz und Breslau seit mehr als einem Jahrhundert durch ihre sehr geringen Geburtenüberschüsse sich unvorteilhaft von allen anderen Regierungsbezirken des preußischen Ostens unterscheiden. Nach dem Kriege hat sich ihnen mit gleich ungünstiger Geburtenüberschußbewegung der Bezirk Stettin zugesellt, während Frankfurt a. O. in der

²⁹⁾ Rogmann, a. a. O., die Bevölkerungsentwicklung usw., S. 80 ff.

Nachkriegszeit noch unter die beiden niederschlesischen Bezirke absank. Zweifellos stecken in den überdurchschnittlichen Sterbeziffern der drei schlesischen Bezirke noch gewisse Reserven für die Zukunft. Ob es indes gelingen wird, sie auf den allgemeinen Stand herabzudrücken, um auf diese Weise die Schwäche der niederschlesischen Geburtenbewegung einigermaßen auszugleichen, erscheint zweifelhaft, nachdem diese höhere Sterblichkeit auf Grund einer über hundertjährigen Entwicklung kaum noch bezweifelt werden kann.

Die vergleichsweise Stärke der natürlichen Bevölkerungsbewegung Reichschlesiens im Verhältnis zu den Nachbarstaaten des schlesischen Vorkriegs spiegelt nachfolgende Übersicht wieder³⁰⁾ (Ziffern auf 1000 Einwohner — ohne Totgeborene —):

Jahr	Lebendgeborene					Gestorbene					Geburtenüberschuß				
	Niederschlesien	Oberschlesien	Reich	Polen	Tschechoslowakei	Niederschlesien	Oberschlesien	Reich	Polen	Tschechoslowakei	Niederschlesien	Oberschlesien	Reich	Polen	Tschechoslowakei
1930	18,5	25,9	18,5	32,8	22,7	12,3	12,7	11,1	15,8	14,2	6,2	13,2	6,5	17,0	8,5
1931	17,0	23,9	16,0	30,3	21,5	12,3	12,8	11,2	15,5	14,3	4,6	11,2	4,7	14,8	7,2
1932	16,1	23,0	15,1	28,7	21,0	12,1	12,1	10,8	15,0	14,1	3,9	10,9	4,3	13,7	6,9
1933	16,2	22,6	14,7	26,5	19,2	12,5	11,8	11,2	14,2	13,7	3,6	10,8	3,5	12,3	5,5
1934	19,6	26,0	18,0	26,5	18,7	12,2	11,7	10,9	14,4	13,2	7,4	14,4	7,1	12,1	5,5
1935	20,1	26,6	18,9	26,1	17,9	12,8	12,6	11,8	14,0	13,5	7,3	13,9	7,0	12,1	4,4

Die niederschlesische Geburtenbewegung verläuft unterhalb der polnischen und tschechoslowakischen, die obereschlesische oberhalb der tschechoslowakischen, aber noch unterhalb der polnischen Geburtenkurve. Die niederschlesische und obereschlesische Sterbebewegung sind trotz ihrer Ungunst im Rahmen des gesamten preußischen Ostens und des Reiches besser als in Polen und in der Tschechoslowakei. Die niederschlesische Geburtenüberschußbewegung ist seit langem ungünstiger als die polnische und tschechoslowakische, die obereschlesische dagegen besser als die tschechoslowakische, aber erheblich geringer als die polnische Geburtenüberschußbewegung gewesen. Der durch die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik bewirkte Umschwung prägt sich im Jahre 1934 klar aus. Niederschlesien hat nunmehr die Tschechoslowakei und Oberschlesien auch Polen überholt. Andererseits muß auch für Polen und die Tschechoslowakei mit der Wahrscheinlichkeit einer weiteren Senkung der Sterbeziffern gerechnet werden. Da diese dort augenblicklich noch erheblich höher sind als in Schlesien, bleibt der polnischen und „tschechoslowakischen“ Bevölkerung ein erheblich größerer Spielraum für diese Senkung, so daß die beiden slawischen Länder über größere Reserven für die Zukunft verfügen als Schlesien. Roß³¹⁾ errechnet, daß die jährliche Bevölkerungszunahme in der Wojewodschaft Posen 3,7 mal größer ist als im Reg.-Bez. Liegnitz,

³⁰⁾ Rogmann, a. a. D., Die Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellenteil.

³¹⁾ Roß, a. a. D., S. 12.

und 2,1 mal größer als im Reg.-Bez. Breslau. In der Wojewodschaft Lodz beträgt die Zunahme sogar das 4,8 fache der Zunahme im Reg.-Bez. Breslau. Die Wojewodschaft Schlesien ist dem Reg.-Bez. Oppeln im Verhältnis 1,7:1 überlegen. Zudem ist der reichsschlesische stärker überaltert als der polnische³²⁾ und auch der „tschechoslowakische“³³⁾ Volkskörper.

Während seit der Machtübernahme in Reichschlesien eine gewisse Besserung der natürlichen Bevölkerungsbewegung festzustellen ist, ringen die deutschen Volksgruppen innerhalb des schlesischen Vorfeldes in einem verzweifelten Kampf um ihre biologische Existenz.

Grundlegend ist die ungünstigere Altersstruktur der deutschen Volksgruppen gegenüber den slawischen Volksteilen innerhalb der beiden Staaten. Die deutschen Volksgruppen in Westpolen haben einen ganz abnormen Altersaufbau. Er ist verursacht durch die Abwanderung vieler junger deutscher Menschen, während die älteren Leute zurückblieben³⁴⁾. Ähnlich ungünstig ist der Altersaufbau der Deutschen in Böhmen und Mähren-Schlesien. 1930 standen in Böhmen von 1000 Tschechen 207, von 1000 Deutschen dagegen 221 im Alter von mehr als fünfzig Jahren. In Mähren-Schlesien aber waren sogar nur 186 von 1000 Tschechen, dagegen 230 von 1000 Deutschen älter als fünfzig Jahre. Muntendorf³⁵⁾, der diese Zahlen errechnet hat, sagt: „Das Sudetendeutschtum zeigt bereits viel deutlichere Merkmale der Überalterung als das Deutschtum im Reich.“

Die Geburten- und Geburtenüberschußbewegung in Polen und in der Tschechoslowakei zeigt sowohl bei den slawischen Teilen als auch bei den Deutschen dieser Staaten ein starkes Gefälle von Osten nach Westen³⁶⁾.

In Gesamtpolen entfielen 1932 auf 1000 Einwohner 28,7 Geburten, 15 Sterbefälle und ein Geburtenüberschuß von 13,7; in der Evangelischen Landeskirche in Posen und Pomerellen dagegen nur 17 Geburten, aber 16,6 Sterbefälle und ein Überschuß von nur noch 0,4; in der Unierten evangelischen Kirche Ostoberschlesiens 20 Geburten, 13,3 Beerdigungen und ein Überschuß von 6,7³⁷⁾. Da man eine weitgehende Übereinstimmung zwischen deutscher Volkszugehörigkeit und evangelischer Konfession annehmen darf, gibt die Gegenüberstellung die ungünstige natürliche Bevölkerungsbewegung der Deutschen im östlichen schlesischen Vorfeld annähernd richtig wieder.

³²⁾ Nach Kofz (S. 29) betrug der Anteil der Jugend bis 20 Jahre an der Gesamtbevölkerung in Prozenten (Deutsches Reich 1933, Polen 1931): Ostdeutschland einschl. Berlin 29,9, Warschau und 7 Wojewodschaften 42; Oberschlesien 38,9, Wojewodschaft Schlesien 41,3; Niederschlesien 32,4.

³³⁾ Im Jahre 1925 betrug der Anteil der Jugend bis zu 15 Jahren im Reg.-Bez. Breslau 26,8 %, im Reg.-Bez. Liegnitz 26,7 %, im Reg.-Bez. Oppeln 31,6 %, in der Tschechoslowakei (1921) 30,6 % beim männlichen, 28 % beim weiblichen Geschlecht (in Polen 36,9 % beim männlichen und 33,9 % beim weiblichen Geschlecht). — Burgdörfer, a. a. D., S. 391 und Rogmann, a. a. D., Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellentheil.

³⁴⁾ Harmjen S., Bevölkerungszahlen, in Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, S. 470.

³⁵⁾ Muntendorf, Otto, Volk ohne Zukunft? 1934, S. 10.

³⁶⁾ Burgdörfer, a. a. D., S. 419; Rogmann, a. a. D., Bevölkerungsentwicklung usw., S. 88 und 92.

³⁷⁾ Harmjen, a. a. D., S. 470.

Innerhalb der Tschechoslowakei ist die Lage des Sudetendeutschtums noch ungünstiger. Einen Überblick gibt die nachfolgende Tabelle³⁸⁾:

Jahr	Gebiet	Eheschließungen				Geburten*)		Sterbefälle		Überschuß	
		Deutsche		„Tschecho-slowaken“		Deutsche	„Tschecho-slowaken“	Deutsche	„Tschecho-slowaken“	Deutsche	„Tschecho-slowaken“
		m.	w.	m.	w.						
1930	T	9,2	9,2	9,3	9,3	18,4	22,4	13,7	13,8	4,7	8,6
1931	T	8,7	8,7	8,8	8,8	17,4	21,3	13,9	14,0	3,5	7,3
1932	T	8,4	8,4	8,6	8,6	16,7	20,7	13,7	13,7	3,0	7,0
1932	B	8,6	8,7	9,2	9,3	16,4	17,1	13,6	13,5	2,8	3,6
1932	M	8,0	8,0	8,5	8,5	17,0	20,1	14,1	12,4	2,9	7,7
1932	S	6,7	6,9	7,6	7,6	18,9	28,5	13,2	15,5	5,7	13,0
1932	K	8,1	8,6	8,5	5,9	28,3	20,7	13,9	9,9	14,4	10,8

*) Nach der Nationalität der Mutter.

T = Tschechoslowakei, B = Böhmen, M = Mähren-Schlesien, S = Slowakei, K = Karpathorußland, m. = männlich, w. = weiblich.

Durch unzureichende Geburten bedroht ist in erster Linie das Deutschtum in den mährischen Sprachinseln, im Schönhengstgau, Jglau usw., während sich die deutschen Siedlungen in Karpathorußland erfreulich vermehren.

Nach ihrer biologischen Stärke lassen sich die sudetendeutschen Landschaften in sechs große Gruppen einteilen³⁹⁾. Obenan in der ersten Gruppe steht das Gebiet des Böhmerwaldes, das im Durchschnitt der Jahre 1930/33 noch 240 eheliche Geburten auf 100 Eheschließungen aufwies. Der Böhmerwald ist das biologische Reservegebiet, das schon in seinen Siedlungsformen ein anderes Gesicht zeigt als die Walddufendörfer des Nordens. Die gleiche Zahl wird im rein agrarischen östlichen Südmähren (die drei deutschen Bezirke Joslowitz, Pohrlitz und Nikolsburg) erreicht, während der deutsche Westen Südmährens (Fraun und Zlabings), aber auch das Neubistritzer Gebiet in Südböhmen erheblich ungünstiger liegen. Zur zweiten Gruppe (mit rund 200 Geburten auf 100 Eheschließungen) gehört das deutsche Schlesien — der durchindustrialisierte Jägerndorfer Bezirk mit 165 Geburten bildet die einzige Ausnahme —, dann der Schönhengstgau, Nordmähren, wo der stark industrialisierte Bezirk Mährisch-Schönberg (179) weit den Durchschnitt unterschreitet, und das Adlergebirge. In die dritte Gruppe (nur 170 Geburten) gehört zunächst das noch stark agrarische Westböhmen — vor allem Egerland —, das deutschmährische Kuhländchen und der östliche Zipfel Böhmens, der Grulicher Bezirk. Die vierte Gruppe mit nur 150 Geburten bilden nacheinander Ostböhmen, Nordböhmen und Nordwestböhmen (Saazer Becken, Braunkohlengebiet). Hier handelt es sich durchweg um bereits stark industrialisierte Gebiete. In Nordböhmen vereinigen sich drei Gebiete von recht unterschiedlicher biologischer Struktur: das Industriegebiet der böh-

³⁸⁾ Statistisches Jahrbuch der Tschechoslowakei, Prag 1934 (bei Harmsen, a. a. O., S. 471).

³⁹⁾ Muntendorf, a. a. O., S. 12.

mischen Laufitz (von Hainspach bis Haida) mit 138 Geburten, die agrarisch-industrielle Übergangszone (von Benjen bis Deutsch-Gabel) mit 161 Geburten und das rein landwirtschaftliche Ausha-Daubauer Ländchen mit 213 Geburten. Für den bereits hoch industrialisierten und dicht besiedelten Braunkohlenbezirk von Komotau bis Teplitz wird — mit Muntendorf — die verhältnismäßig hohe Geburtenzahl von 141 auf 100 Eheschließungen wohl vorwiegend auf die starke tschechische Minderheit zurückzuführen sein, die hauptsächlich aus Bergarbeitern besteht. In der fünften Gruppe mit nur mehr 135 Geburten ist zunächst das böhmische Mittelgebirge zu nennen, wo das industrialisierte und dichtbesiedelte Aussig-Teichener Industriegebiet mit 117 Geburten weit schlechter steht als das mehr landwirtschaftliche und stark tschechisierte Leitmeritz-Dobruška Gebiet, dann das Erzgebirge. An letzter Stelle erscheint das biologisch schwächste Gebiet des sudetendeutschen Raumes, das Reichenberg-Gablonzer Industriegebiet, mit 106 Geburten. Dieses Gebiet marschiert schon seit Jahrzehnten an der Spitze des sudetendeutschen Geburtenrückgangs. In mehreren Bezirken, z. B. Krásko und Neustadt a. d. Tafelfichte, ist seit Jahren die Zahl der Trauungen im Jahre größer als die der Geburten⁴⁰⁾!

Der Geburtenüberschuß nach Nationalitäten im Gesamtgebiet der Tschechoslowakei betrug 1935 auf 1000 Einwohner⁴¹⁾: bei den Russen 17,96, bei den Ungarn 7,49, bei den Polen 5,43, bei den Juden 5,43, bei den „Tschechoslowaken“ 4,45, bei den Deutschen 0,55. — Ein Vergleich der deutschen mit den tschechischen Ziffern in Böhmen zeigt, daß diese nicht erheblich höher liegen als erstere⁴²⁾. Benesch hat die Tendenz im Wachstum der Bevölkerung innerhalb der gesamten Tschechoslowakei klar erfaßt: „Der Bevölkerungszuwachs der Slowaken ist ein so großer, daß ihm die Slowakei nach einigen Jahrzehnten nicht mehr genügen wird; sie werden in Zukunft die nationale Gesamtheit unverhältnismäßig mehr beeinflussen als die Tschechen. Diese werden sich bewußt werden müssen, daß der richtige Weg der nationalen Einigung eher dahinführt, die Tschechen zu slowakisieren, als die Slowaken zu tschechisieren⁴³⁾.“ Für die Sudetendeutschen ist das kein Trost, sondern höchstens die Ankündigung einer zunehmenden Unterwanderung ihrer Gebiete durch die Tschechen, die auf diese Weise dem Westdruck der Slowaken ausweichen. In der Tat haben die Tschechen inzwischen alles getan, um dem Sudetendeutschtum den heimatischen Boden noch weiter streitig zu machen. Ist auch der Geburtenrückgang bei den Sudetendeutschen bis zu einem gewissen Grade eine mit der Entwicklung im Reich bis zur Machtübernahme parallel laufende Erscheinung, unbestreitbar ist, daß er nicht ausschl. biologisch, sondern vor allem politisch erklärt werden muß.

Neben der natürlichen Bevölkerungsbewegung sind es die Wanderungen, die die Bevölkerungsentwicklung beeinflussen.

⁴⁰⁾ Vergl. auch Hubert Preibsch, Die Zukunft Deutschmährens. Die Bevölkerungsverschiebungen im Schönhengstgau; Die bevölkerungspolitische Lage der Witschauer Sprachinsel; (in Mährisch-Schleische Heimathefte Nr. 1, Brünn 1931.)

⁴¹⁾ Biererbl, Karl, Völk. Beobachter vom 29. VII. 1936.

⁴²⁾ Burgdörfer, a. a. O., S. 421.

⁴³⁾ Benesch im Dezember 1933 in Preßburg.

Die reichsschlesische Wanderungsbilanz — für den letzten Zeitraum ohne die abgetrennten Teile — beträgt⁴⁴⁾:

	1840—1871	1871—1910	1910—1933
Reg.-Bez. Breslau . . .	+ 1 798	—209 563	— 50 058
„ Liegnitz . . .	—74 364	—146 257	— 26 006
„ Oppeln . . .	—23 488	—235 682	— 76 014
Reichsschlesien	—96 054	—591 502	—152 078

Von 1840 bis 1933 hat Reichsschlesien durch Wanderungen rund 840 000 Menschen verloren.

Auf das Tausend der mittleren Bevölkerung betrug der durchschnittlich jährliche Wanderungsverlust in Reichsschlesien von 1840—1900 = 2,5, von 1900—1910 = 2,6 Menschen. In den übrigen Ostprovinzen schwankte er für den ersten Zeitraum zwischen 5,2—7,4 und für den zweiten Zeitraum zwischen 8,1—9,5 Menschen⁴⁵⁾. In der Zeit von 1925—1933⁴⁶⁾ betrug der Wanderungsverlust in v. H. der Bevölkerung von 1925 im Reg.-Bez. Breslau 2,2, Liegnitz 2,9, Oppeln ebenfalls 2,9, wogegen er sich in der Provinz Ostpreußen auf 4,2, Pommern auf 3,9, Grenzmark Posen-Westpreußen auf 5,7 Menschen stellte. Aus diesem Vergleich ergibt sich zunächst, daß Schlesien innerhalb der gesamten Ostprovinzen das Gebiet niedrigster Wanderungsverluste umfaßt. Den Durchschnitt von Reich und Staat übersteigt es allerdings erheblich.

Für den Zeitraum von 1871—1933⁴⁷⁾ ergab eine kreisweise Berechnung (ohne abgetrennte Teile) im Reg.-Bez. Breslau einen Wanderungsverlust von rund 276 000, Liegnitz von rund 169 000 und Oppeln von rund 314 000, in Schlesien insgesamt von rund 759 000 Menschen. Der gesamte preußische Osten hatte in der gleichen Zeit einen Wanderungsverlust von rund 2 915 000 Menschen. Der schlesische Wanderungsverlust betrug 26 v. H. des Wanderungsverlustes des gesamten preußischen Ostens gegenüber einem schlesischen Bevölkerungsanteil von 44,3 v. H. im Jahre 1933. Auch daraus ergibt sich die verhältnismäßig günstige Stellung Schlesiens in der Wanderungsbewegung des preußischen Ostens überhaupt.

Innerhalb der schlesischen Kreise wiesen vorwiegend nur die Stadtkreise Wanderungsgewinne auf. Breslau allein hatte von 1871—1933 einen Wanderungsgewinn von 230 000 Menschen. Am Geburtenüberschuß gemessen, hatten die höchsten Wanderungsverluste im Reg.-Bez. Breslau die Landkreise Militsch, Groß-Wartenberg, Namslau, Wohlau, Frankenstein, Habelschwerdt, Reichenbach, Guhrau; im Reg.-Bez. Liegnitz die Landkreise Liegnitz, Löwenberg, Vollenhain, Landeshut, Schönau, Jauer, Sprottau, Glogau, Lüben, Freystadt, Goldberg-Haynau; im Reg.-Bez. Oppeln die Landkreise Grottkau, Falkenberg, Leobschütz, Neustadt, Rosenberg, Keiße, Guttentag, Ratibor, Kreuzburg. Die Hauptabwanderungsgebiete liegen in allen drei schlesischen Regierungsbezirken in einem tiefen Streifen längs der polnischen und tschechischen Grenze. Nur dort, wo Industrien einen Teil des ländlichen Geburtenüberschusses

⁴⁴⁾ Rogmann, a. a. D., Die Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellenteil.

⁴⁵⁾ Conrad-Hesse, a. a. D., Statistik, S. 237.

⁴⁶⁾ Statistik des Deutschen Reiches, Band 451, 1, S. 96 ff.

⁴⁷⁾ Rogmann, a. a. D., Die Bevölkerungsentwicklung usw., Tabellenteil.

aufgenommen haben, sind statt der Wanderungsverluste Wanderungsgewinne festzustellen.

So hoch die schlesischen Wanderungsverluste auf den ersten Blick trotz der erwähnten Einschränkungen noch erscheinen mögen, sie haben nicht dieselbe Wirkung auf die Bevölkerungsentwicklung ausüben können wie in den meisten anderen Ostprovinzen. In Oberschlesien hat die seit jeher sehr günstige Geburtenüberschußbewegung die Wanderungsverluste mehr als ausgeglichen; der Geburtenüberschußbewegung ist die günstige Bevölkerungsentwicklung Oberschlesiens in erster Linie zuzuschreiben. In Niederschlesien dagegen, besonders im Reg.-Bez. Liegnitz, wo seit über hundert Jahren eine nur mittelmäßige bezw. ausgesprochen ungünstige Geburtenüberschußbewegung zu verzeichnen ist, hat die Wanderungsbewegung schon ungleich schärfer die Bevölkerungsentwicklung beeinflusst.

Im Rahmen eines kurzen Aufsatzes ist es nicht möglich, auf die einzelnen Arten von Wanderungen einzugehen. Die Aus- und Einwanderungsbewegung hat für Reichschlesien, wie für den übrigen preussischen Osten, keineswegs die Bedeutung gehabt, wie für das Deutsche Reich insgesamt⁴⁸⁾. Lediglich nach dem Weltkriege sind infolge der Verdrängung der Deutschen aus den abgetrennten Gebieten die Ziffern über die Verhältniszahlen des Reiches gestiegen⁴⁹⁾. Von weit größerer Bedeutung für die reichschlesische Bevölkerungsentwicklung sind die Binnenwanderungen gewesen; in erster Linie die Abwanderung aus Reichschlesien nach dem Westen und der Mitte des Reiches, dann die einseitige Verlagerung des Bevölkerungsschwerpunktes innerhalb Reichschlesiens von der östlichen auf die westliche Oberseite und die Zusammenballung im ober-schlesischen Industriegebiet. Bei der Abwanderung nach Mittel- und Westdeutschland⁵⁰⁾ sind Brandenburg, Berlin, Land Sachsen, Provinz Westfalen und Rheinprovinz die hauptsächlichsten Aufnahmegebiete. Weniger sind die östlichen Provinzen beteiligt.

Die Ursachen der Wanderungsverluste sind vielfältiger Art. Gebiete mit vorherrschendem Grundbesitz sind in der Regel dünner besiedelt als bäuerliche Gebiete, während die letzteren wiederum meist höhere Wanderungsverluste aufweisen als erstere. Die Siedlung ist daher geeignet, die Bevölkerungsdichte der Großgrundbesitzgebiete dadurch zu erhöhen, daß aus den stärker überbevölkerten Bauerngebieten Menschen in die Großgrundbesitzgebiete umgesiedelt werden. Daneben kommt auch die Ansiedlung von Landarbeitern in Betracht, weil sie innerhalb der landwirtschaftlichen Berufsbevölkerung diejenigen sind, die die geringste Sefthaftigkeit aufweisen und daher am stärksten an den Kurzwanderungen (innerhalb benachbarter Kreise) beteiligt sind. Soweit irgendwie zugänglich, muß durch die Siedlung eine möglichst große Zahl von schlesischen Landmenschen endgültig und fest mit dem heimatlichen Boden verbunden werden. Die Erfahrung in den abgetrennten Gebieten, daß ein deutscher Großgrundbesitzer leichter zu enteignen ist als 60 deutsche Bauernfamilien, hat bewiesen, daß das heimatliche Land in der Hand von schollenverbundenen Bauern fester verankert ist als in den Händen weniger Großbesitzer⁵¹⁾.

⁴⁸⁾ Vergl. u. a. Mönckmeier, Wilh., Die deutsche überseeische Auswanderung.

⁴⁹⁾ Statistik des Deutschen Reiches, Band 401, II, S. 538 ff.

⁵⁰⁾ Rogmann, a. a. O., Die Bevölkerungsentwicklung usw., S. 130 ff.

⁵¹⁾ Burgdörfer, Friedrich, Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung, S. 160.

Es sind aber der Siedlung verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt. In der Tat ist die Grundbesitzverteilung auch nur eine von vielen Ursachen der Wanderungsverluste Reichsschlesiens wie des gesamten Ostens. Von größerer Bedeutung ist die wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung gewesen. Hier ist nicht nur an die niedrigeren Löhne, an die unzureichenden Wohnungsverhältnisse, sondern an den Gesamtkomplex der wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen zu denken, die, von der Fehlentwicklung einer vergangenen Zeit verschuldet, auch heute noch den Unterschied zwischen Osten und Westen sichtbar machen. Gerade die aktivsten Elemente der Bevölkerung sind aus solchen Gründen in ihrer Absicht, fortzuzwandern, bestärkt worden. Nach Versailles kamen die Schwierigkeiten der neuen Grenzziehung sowie die rapide fortschreitende Verstädtierung des gesamten Lebens hinzu. Die Abwanderung vom Lande in die Stadt und in die Industriegebiete erfolgte sogar in solchem Umfange, daß schließlich ein fühlbarer Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften entstand.

Entscheidend sind aber die großen Wanderungen aus dem Osten und aus Schlesien in der Vergangenheit dadurch veranlaßt worden, daß der hohe ländliche Geburtenüberschuß in der Landwirtschaft selbst kein Unterkommen mehr fand und mit dem Beruf zugleich die Heimat verlassen mußte. Die schlesischen ländlichen Abwanderer wandten sich zunächst den schlesischen Industriegebieten zu, da diese aber nicht alle Abwanderer aufnehmen konnten, ging ein großer Teil im Wege der Fernwanderung nach Mittel- und Westdeutschland, unterbot dort die eingeseffene Arbeiterchaft, so daß diese dem Druck durch verstärkte überseeische Auswanderung auswich. Das ist überhaupt das Kennzeichnende der vergangenen hundert Jahre: der Ostdeutsche und damit auch ein Teil der Schlesier wanderte nach Mittel- und Westdeutschland, in ihre Stelle rückte von Osten her, vornehmlich als Land-, aber auch als Industriearbeiter, der Slawe nach, der Mittel- und Westdeutsche wich dem Druck aus dem Osten durch verstärkte Auswanderung nach Übersee aus. Der ostwestliche Druck ging in staffelförmigem Zusammenwirken der einzelnen Teile zum Schaden des Deutschtums vor sich.

Soll diese Bewegung aufgehalten werden, dann bleibt neben der Siedlung als ausschlaggebendes Mittel, die Kraft des deutschen Volkes wieder nach Osten zu richten, nur eine Vermehrung der Industrie im Osten übrig. In Schlesien, das mit Industrie verhältnismäßig gut ausgestattet ist, kommt es mehr auf eine zweckmäßigere Verteilung dieser Industrie über das ganze Land hin an, während in den ausgesprochenen Agrargebieten, etwa Ostpreußens, neue bodenständige Industrien errichtet werden müssen. Der Nationalsozialismus hat bereits auf vielen Gebieten — durch seine Siedlungs-, Erbhof- und bäuerlichen Marktregelungsmaßnahmen, durch verstärkten Wohnungsbau, eine bessere Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Schlesien — erfolgreiche Arbeit geleistet, die den Glauben rechtfertigen, daß bei planmäßiger Fortführung dieser Maßnahmen in Zukunft die Abwanderung aus Schlesien mehr und mehr aufhören und die Kraft des Volkes sich den Grenzgebieten zuwenden wird, die am stärksten dem fremdvölkischen Druck ausgesetzt sind.

Über die Wanderungen im schlesischen Vorkeld besitzen wir nur unzureichende Unterlagen.

Ohne Berlin ergab sich für die Zeit von 1925 bis 1933 im preußischen Osten ein Wanderverlust von 2,5 je Jahr und 1000 der Bevölkerung, in West- und Zentralpolen von 1921 bis 1931, ohne Warschau, von nur 1,4⁵²⁾. Mehrere Wojewodschaften wiesen Wanderungsgewinne auf: Bialystok von 5 je Jahr und 1000 Bewohner, Warschau-Land von 0,5, Lodz von 0,6 usw. Ländliche Zuwanderungsgebiete sind in Polen hauptsächlich die dünner bevölkerten Ostwojewodschaften. Die Wojewodschaft Posen hat nur Wanderungsverluste zu verzeichnen, nur etwas besser verhält es sich mit Pommerellen. Diese Wanderungsverluste stellen in erster Linie die Hunderttausende deutscher Menschen dar, die seit Versailles aus ihrer Heimat verdrängt wurden. Der Wanderungsverlust der Wojewodschaft Posen belief sich durchschnittlich jährlich auf 15 450 Personen oder 7,3 auf 1000 der Bevölkerung. In Pommerellen betrug der Verlust nur 1,9, in Ostoberschlesien 3,7, in Kielce 3 Personen je 1000 der Bevölkerung. Die Wanderungsverluste Westpolens sind also nicht unbedeutlich. Man muß sich aber immer vor Augen halten, daß sie zum ausschlaggebenden Teil durch die Verdrängung der Deutschen herbeigeführt und daß in die freigewordenen Stellen Polen nachgewandert sind. Trotz der zahlenmäßigen Wanderungsverluste in Westpolen hat sich der unmittelbare fremdvölkische Druck gegen die reichsdeutschen und reichschlesischen Gebiete ungeheuer verstärkt. Nach neueren Meldungen beabsichtigt man, Teile der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Wojewodschaft Krakau nach den Wojewodschaften Pommerellen und Posen umzusiedeln. Der Posener „Nowy Kurjer“ bemerkt dazu, die weitere Verpflanzung von Galiziern nach Westpolen werde unerwünschte Stimmungen hervorrufen⁵³⁾. Alle Anzeichen weisen dahin, daß Polen das Problem der eigenen Überbevölkerung in den Vordergrund zu stellen bemüht ist⁵⁴⁾. Für uns in Reichschlesien und im übrigen Osten ergibt sich die Notwendigkeit, der Bevölkerungsentwicklung unserer Ostgebiete auch in diesem Zusammenhang verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Über die Wanderungsbewegung in der Tschechoslowakei hat Hassinger⁵⁵⁾ sich geäußert. „Schon seit 1880“, sagt er, „zeigte sich an der deutschen Sprachgrenze da und dort ein Abbröckeln auf deutscher Seite. Auch die tschechischen Minderheiten im geschlossenen deutschen Sprachgebiet vermehrten sich, die Deutschen im tschechischen gingen zurück, die deutschen Sprachinseln schmolzen zusammen.“ Entscheidend aber sei hierbei weniger die vitale Überlegenheit der Tschechen gewesen als vielmehr die Wanderungsbewegung, die sich einseitig aus den tschechischen ländlichen Gebieten in die industriellen deutschen Randgebiete ergossen habe⁵⁶⁾. Der tschechische Bevölkerungsstatistiker Dr. Boháč führte im Januar 1934 in Prag aus⁵⁷⁾: „Die natürliche Bevölkerungsbewegung ist auch die Grundlage für die

⁵²⁾ Hoß, a. a. D., S. 46.

⁵³⁾ Schlesische Zeitung vom 9. I. 1936.

⁵⁴⁾ Dazu Oberländer, Die agrarische Überbevölkerung Polens, 1935.

⁵⁵⁾ Hassinger, Hugo, Die Tschechoslowakei, S. 153. Im „Buch vom deutschen Volkstum“, S. 286, führt er aus, daß die Eglauer Sprachinsel 1880 noch 49 deutsche Gemeinden mit 36 700 Deutschen (82,5 %), 1921 nur noch 41 deutsche Gemeinden mit 26 300 Deutschen aufwies.

⁵⁶⁾ Hassinger, a. a. D., S. 154 f.

⁵⁷⁾ „Morgenpost“ vom 28. I. 1934 (vergl. auch Heft 7—8, 1934, der Zeitschrift „Deutschmährische Heimat“ mit einem weiteren Beitrag von Muntendorf).

nationale Politik und ist bei weitem folgenschwerer als ein künstlicher Druck. Die deutschen Randgebiete des Staates sind vorzugsweise Industriegebiete, in denen die Lebensbedingungen infolge der Krise überaus schwerer sind als in den tschechischen, vorwiegend landwirtschaftlichen Gebieten. Dies bedeutet, daß die Widerstandskraft des deutschen Elementes schwindet und damit eine Vorbedingung für das Vordringen des tschechischen Elementes in die noch deutschen Gebiete gegeben ist. Dazu kommt, daß das soziale Niveau der tschechischen Bevölkerung noch immer unter dem der deutschen liegt . . . Die Tschechisierung erfolgt heute durch die wahrhaften Volkskräfte von unten her . . . Die notwendige Reagrarisierung der deutschen Gebiete ist weiter als Vorbedingung für das Vordringen des tschechischen Elementes zu werten.“ — Mit diesen Worten wird das der sudetendeutschen Bevölkerung bestimmte Schicksal vorgezeichnet. Über den wirtschaftlichen Prozeß, der mit allen staatlichen Machtmitteln⁵⁸⁾ vorwärtsgetrieben wird, will man zu einer weiteren Verelendung des Sudetendeutschtums kommen, auf diese Weise den biologischen Willen unserer Volksgenossen an der Wurzel treffen, um in die langsam, aber sicher freiwerdenden deutschen Plätze Tschechen nachwandern zu lassen. Wie Winkler⁵⁹⁾ betont, sind große Wanderungsbewegungen wahrscheinlich. Die Frage sei nur, woher diese gespeist werden. Für die ungünstige Lage Deutschmährens und Schlesiens wirke der Umstand verschärfend, daß ein starker Überschußdruck von der polnischen Seite Schlesiens besteht. Die deutsche Bauernschaft Mährens sei bereits gezwungen, polnische Arbeitskräfte einzustellen.

Fassen wir zusammen: die bevölkerungspolitische Lage in Reichs-schlesien ist trotz der großen Erfolge der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik auch weiterhin ernst. Für das schlesische Vorfeld sind katastrophale Rückgangsercheinungen auf allen Gebieten des völkischen Daseins festzustellen. Das gilt für die schlesischen Stammesangehörigen in Polen ebenso wie in der Tschechoslowakei. E. Winkler spricht geradezu von einer Fortpflanzungsmüdigkeit des schlesischen Stammes in Sudetendeutschland. v. Loesch meint in diesem Zusammenhang: „Es handelt sich nicht um Sonderentwicklungen des Auslandsdeutschtums und erst recht nicht des Grenzdeutschtums . . . Die Krankheit hat ihren Herd vielmehr im Inneren. Sie schreitet gegen außen fort, von der Großstadt auf die kleinen Städte, das flache Land und an die Grenzen⁶⁰⁾.“ Harnsen betont ebenfalls: „Die Selbstbehauptung der Deutschen, besonders in den Grenzgebieten des Reiches als auch in den einzelnen Gruppen des Grenz- und Auslandsdeutschtums ist neben anderen am wesentlichsten von der Geburtenkraft der Nation abhängig. Die Gefahren des Geburtenstillstandes bezw. Rückganges werden nur an den Rändern des Siedlungsbodens offensichtlich⁶¹⁾.“ Man dürfe mit Bestimmtheit annehmen, daß sich auch die Grenzgebiete und das Inlandsdeutschtum in den letzten Lebensfragen nach dem Muttervolk richten werden⁶²⁾.

⁵⁸⁾ Hierzu Krebs, Hans, Kampf in Böhmen, Berlin 1936.

⁵⁹⁾ Sudetendeutsches Jahrbuch 1931, S. 84.

⁶⁰⁾ von Loesch, Karl, Volk und Wirtschaft im schlesischen Raum. 1. Beiheft Volk und Reich, 1933, S. 20.

⁶¹⁾ In Festgabe des Bevölkerungspolitischen Ausschusses 1929, S. 3.

⁶²⁾ Wie vor, S. 8.

Innerhalb der deutschen Ostpolitik, die auf neuen Wegen nach einer Verständigung mit allen gutgesinnten Nachbarn sucht, bedeutet die zahlenmäßige und qualitative Verstärkung der Bevölkerung des deutschen Ostens innerhalb der Reichsgrenzen nicht nur keinen Widerspruch mit jenen Bemühungen, im Gegenteil ist das deutsche Volk mehr denn je dazu verpflichtet, alle eigenen Raummöglichkeiten bis zum letzten auszunutzen und durch das eigene Beispiel, wie Reichsschlesien als Kern für das größere Stammschlesien, den in fremden Staaten lebenden Volksgenossen den notwendigen Rückhalt und den Mut zur Selbstbehauptung zu geben. Reichsschlesien wird, zu dem Glauben sind wir nach den Erfolgen seit 1934 berechtigt, seine beispielgebende Aufgabe auch für das deutsche Schlesiertum in Polen und in der Tschechoslowakei erfüllen.

Franz Doubek:

Der schlesische Siedlungs- und Sprachraum in Südpolen

Ernst Schwarz hat in seiner Studie über „Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes“ (Jhg. 7 des Schles. Jahrbuches, 1935, S. 15 ff.) wieder einmal mit aller Deutlichkeit die Zugehörigkeit des mitteldeutschen Teiles der Provinz Posen — den wir hier der Einfachheit halber schlechtweg als „Südpolen“ bezeichnen wollen — zum gesamtschlesischen Sprachraum betont. Es berührt eigenartig, daß trotz dieser selbstverständlich erscheinenden und auch wiederholt ausgesprochenen Erkenntnis bis heute so gut wie nichts von der reichen Fülle sprachwissenschaftlicher Untersuchungen über das Schlesische auf diesen nordöstlichen Teil des gesamtschlesischen Raumes entfallen ist.

Das im folgenden Gesagte erhebt keinen Anspruch darauf, diese gewiß schmerzlich zu empfindende Lücke unserer ostdeutschen Sprachforschung etwa zu füllen, sondern will nur kurz auf einige Erscheinungen aufmerksam machen, die beweisen mögen, daß auch in diesem Teil des ostmitteldeutschen Raumes noch manche Erkenntnisse über Werden und Wesen dieses Kolonialsprachvorlandes und damit zur schlesischen Stammesgeschichte gewonnen werden können.

Die Umgrenzung des zu behandelnden „Südpolen“ ist am einfachsten durch die deutsch-polnische Staatsgrenze im Westen und Süden, durch die Provinzialgrenze der heutigen Wojewodschaft Posen im Osten und durch die Lautverschiebungsgrenze gegen das Niederdeutsche im Norden gegeben und umschließt alle in diesem Raum dem geschlossenen deutschen Volksboden vorgelagerten mitteldeutsch-schlesischen Sprachinseln.

Innerhalb dieses südpolnischen Bereiches fällt nun bei genauerer Betrachtung eine ganz eigenartig ausgeprägte Übereinstimmung von Siedlungsraum- bzw. Siedlungsformengrenzen und Mundartgrenzen auf.

I.

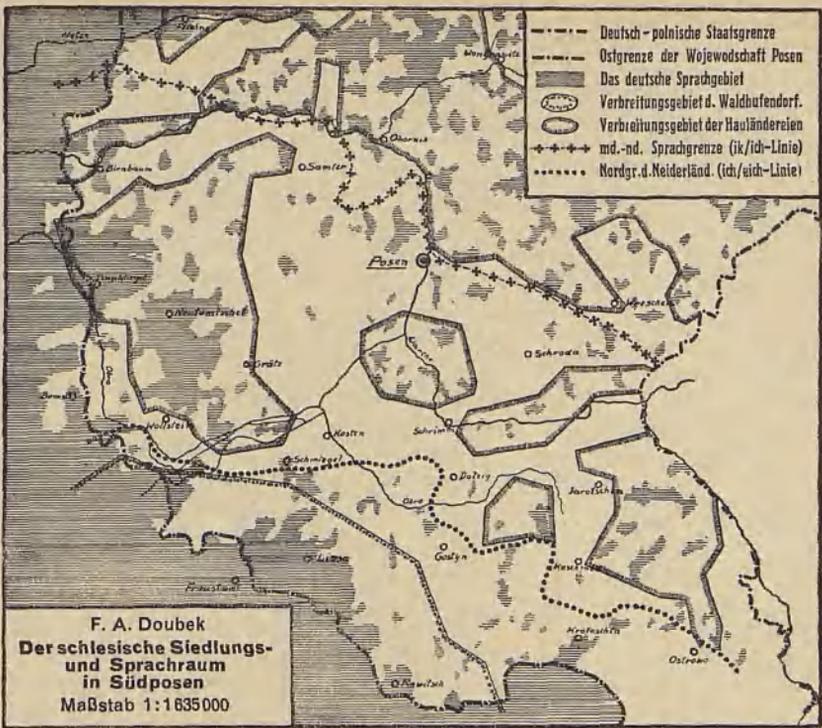
Die beiliegende Karte ist ein Ausschnitt der Sprachenkarte der östlichen Provinzen des Deutschen Reiches und zeigt die deutsche Besiedlung unseres Gebietes im Umfang von 1918, sowie sie W. Geisler in seiner Richtigstellung der Spettschen „Nationalitätenkarte“ veröffentlicht hat. Wir sehen, daß am Rande der deutsch-polnischen Staatsgrenze im schlesischen Raum zwei große Komplexe deutschen Volksbodens über die Staatsgrenze hinaus in das von Polen besiedelte Gebiet vorstoßen. Es ist das einerseits das Gebiet um Fraustadt—Lissa—Kawitsch im Süden und der

Raum um Birnbaum—Tirschtiegel—Bentschen—Neutomischel im Westen unseres Gebietes. Diesen vorgelagert finden wir eine ganze Reihe kleinerer und größerer Sprachinseln, die in bedeutungsvoller Häufung nur längs der Warthe und im Osten unseres Gebietes im Bereich der Städte Jarotschin, Pleschen, Krotoschin und Ostrowo, westlich des bereits zu Kongreghpolen gehörenden Kalischer Landes auftreten. Diese deutschen Sprachinseln sind das Ergebnis der jahrhundertlangen wechselvollen Geschichte des Deutschtums in Südposen überhaupt. Untereinander differenzieren sie sich scharf durch ihr geschichtliches Alter. Die Untersuchungen über die Geschichte des Deutschtums im Lande Posen, angefangen von Erich Schmidt bis zu den Forschungsergebnissen der jüngsten Zeit, haben den deutlichen Nachweis erbracht, daß seit dem Jahre 1210 (Gründungszeit des Klosters Lubin an der Obra) bis in das beginnende 14. Jahrhundert hinein sich ein gewaltiger Strom deutscher Siedler über das Posener Land ausgebreitet hat. Diese Bewegung erfaßte aber keineswegs das gesamte Land in gleichmäßigem Umfange, sondern erschloß — hier nicht näher zu untersuchenden Bahnen und landschaftlichen Gegebenheiten folgend — nur bestimmte Teile des Landes als deutschen Siedlungsboden. Es ist das vor allem ein Raum, der westlich einer ungefähren Linie Jarotschin—Kroschin—Krotoschin im Osten, bis in die Gegend von Fraustadt—Schmiegel—Grätz im Westen reicht und im Süden in das stammischlesische Gebiet übergeht. Die von Waldflächen bedeckten und mit Sumpf durchsetzten Gebiete südlich des Unterlaufs der Warthe in dem großen Gebiet der Kreise Grätz, Neutomischel, Bomst (nördlicher Teil) und Meseritz (südlicher Teil), die Landschaft am Mittellauf der Warthe sowie das Gebiet zwischen dem Kalischer und Gostynner Land, sind von der mittelalterlichen deutschen Kolonisation unberührt geblieben. (Vgl. Karte.)

Was wir innerhalb dieses deutschen mittelalterlichen Siedlungsbereiches heute noch an Sprachinseln treffen, also vor allem das Fraustadt-Lissa-Kawitscher Land (die Stadt Kawitsch selbst allerdings erst im 17. Jahrhundert von Schlesien aus begründet), ist ein bis in das Mittelalter ununterbrochen zurückreichender alter deutscher Siedlungsboden.

Die Einwanderer der zweiten deutschen Kolonisation des 16. bis 18. Jahrhunderts in Polen, deren vornehmstes Ziel die Urbarmachung von Ödland, Wiederbesiedlung von Wüstung und Rodung von Wald und Sumpfland war, durchsetzten nunmehr den von der mittelalterlichen Kolonisation unberührt gelassenen Boden, und es entstanden die zahlreichen sogenannten Holländersiedlungen, bzw. „Hauländereien“, einerseits im Tirschtiegel-Neutomischler Gebiet, andererseits in der oberen Warthebruchgegend und im Lande östlich von Kroschin. Unsere Karte zeigt uns in schematischen Umrissen den von diesen Hauländereien erschlossenen Raum, auf Grund der maßgeblichen Erkenntnisse von R. J. Gładkiewicz in seinem Buche „Zmiany krajobrazu i rozwój osadnictwa w Wielkopolsce“, Lemberg 1932, und Walter Maas in seiner Abhandlung „Hauländereien, Holländereien“ (Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 29, S. 199 ff., Posen 1935.)

So gliedert sich der deutsche Siedlungsraum in Südposen seiner Geschichte folgend, ganz klar und deutlich in zwei voneinander verschiedene Gebiete jungen und alten, neuzeitlichen und mittelalterlichen Deutschtums.



II.

Dieser geschichtlich gewordenen Zweiteilung entspricht auch die Unterschiedlichkeit der Siedlungsformen.

H. Barten hat in seiner Untersuchung über „Die Siedlungen in Südwestposen“, Breslau 1933, auf Seite 34 eine zusammenfassende Übersicht über die auftretenden Dorfformen und deren Zugehörigkeit zu verschiedenen Siedlungsperioden gegeben. Er unterscheidet Waldhufendorf, Waldstreifendorf, Kolonie- bzw. Ansiedlungsdorf, Straßen- und Angerdorf. Die Waldhufendörfer sind Rodesiedlungen aus der Zeit der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters, die Waldstreifendörfer sind Rodesiedlungen des 16. bis 18. Jahrhunderts, die Kolonie- bzw. Ansiedlungsdörfer gehören dem anschließenden 18. und 19. Jahrhundert an, vor allem in den Gründungen der Ansiedlungskommission, die Straßen- und Angerdörfer stellen Überformungstypen aus der Zeit der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters dar.

Die Untersuchungen von Schlenger, Maas, Barten, Zaborzki u. a. haben mit genügender Sicherheit festgelegt, daß die Straßen- und Angerdörfer im wesentlichen als Formen der deutschrechtlichen Kolonisation im alten Kulturlande anzusehen sind. In unserem Gebiete erscheint dieses in der Mark so sehr verbreitete Angerdorf nur vereinzelt, entlang der brandenburgischen Grenze in den Kreisen Bismark, Meseritz, Schwerin, und zwar in den Gegenden, die durch die Grenzziehung von Versailles heute zur Grenzmark gehören.

In dem Rodungsgebiet der mittelalterlichen Kolonisation, vor allem an der schlesischen Grenze in den Kreisen Fraustadt, Lissa und Schmiegel, finden wir die Waldhufenkolonien, diese bekannten langen Straßendörfer, wo die Gehöfte in ziemlicher Dichte an beiden Straßenseiten liegen. Das übrige südposnische Gebiet hingegen ist von diesen Waldhufendörfern vollständig frei. Seine Verbreitung beschränkt sich also ausschließlich und scharf abgegrenzt auf das Hauptverbreitungsgebiet der mittelalterlichen deutschen Kolonisation.

Die zweite für die deutsche Besiedlung Südpomens charakteristische Dorfform, das Waldstreifendorf, wie es Barten nennt, ist die Siedlungsform der Holländer- und Hauländereien und bedeckt den durch diese Kolonisation erschlossenen Boden in den bereits oben angeführten Gebieten von Tirschtiegel, Neutomischel, mittlerem Warthebruch und der Gegend östlich von Koschmin. Das ausgeprochene Hauländerdorf, das sofort an der Form des offenen Reihendorfes zu erkennen ist, finden wir vor allem in den waldbreichen sandigen Talterrassen der Neße. Dagegen begegnen uns die „zerstreuten Hauländereien“ (S. Schütze nennt so in seiner Arbeit „Das Posener Land“, Posen 1925, die in Form des zerstreuten Hofsystems auftretenden Hauländereien) auf vorwiegend bruchigem Waldboden im Neutomischler Becken, am unteren Lauf der Odra und in der Wartheniederung.

Wir sehen also, daß sich auch in den Siedlungsformen der deutsche Boden Südpomens klar in zwei voneinander grundverschiedene Gebiete jüngeren und älteren Ursprunges scheidet. Die beiden Bereiche dieser Siedlungsformen stimmen aber auch mit den Gebieten des neuzeitlichen und mittelalterlichen deutschen Siedlungsraumes überein.

Die besondere und wohl uralteste Form der Holländerdörfer, die sogenannten Moorkolonien, deren Charakteristikum die Form des einseitigen Straßendorfes ist, und die in ihrem topographischen Aussehen noch ganz an die Marschhufendörfer an der Nordseeküste erinnern, erscheint in Südposen überhaupt nicht. Diese aus der Danziger Niederung südwärts entlang der Weichsel und Neße sich vorschiebende Siedlungsform hat die Bruchgegenden des Neße-Urstromtales nicht mehr überschritten und damit eine spezifisch niederdeutsche Form nicht weiter nach Süden getragen, als es der Verlauf der heutigen Sprachgrenze ganz deutlich erkennen läßt.

III.

Die niederdeutsch-mitteldeutsche Sprachscheide, die zugleich die nördliche Begrenzung unseres „Südpomen“ ist, und die sich in ihrer grundrhythmischsten Form in der Grenzlinie zwischen nd. ik und md. ich darstellt, überschreitet die heutige Staatsgrenze in dem Zwischenstromland von Neße und Warthe südöstlich von Driesen, verläuft in einer allgemein südöstlichen Richtung, trifft bei Obersitzko die Warthe, folgt ihr mit einer Ausbuchtung nach Süden bei Dbornik bis in die Gegend von Posen, verläßt den Fluß und läuft südlich der Städte Koschmin und Wreschen bis an die Ostgrenze der Wojewodschaft Posen.

Um das Werden dieser mitteldeutsch-niederdeutschen Sprachgrenze im Posnischen, vor allem ihr verhältnismäßig junges geschichtliches Alter, richtig einschätzen zu können, ist es nötig, sich einmal in großen Umrissen den Siedlungsvorgang zu vergegenwärtigen.

Die im 12. Jahrhundert einsetzende gewaltige Bewegung der ostdeutschen Kolonisation hat einerseits entlang der Ostsee, andererseits entlang dem deutschen Mittelgebirge weit nach Osten ausgegriffen, hier über Mecklenburg, Pommern, Preußen bis in die russischen Ostseeprovinzen, dort über Sachsen, Schlesien bis nach Siebenbürgen sich erstreckend.

Im innersten Winkel dieser beiden Arme war die Kolonisation bis knapp über die Oberlinie hinaus getragen worden. Das östlich daran anschließende Posener Land, das Kernland des werdenden polnischen Staates, wird von starken Bahnen deutschen Siedlungsstromes durchzogen; die Siedler folgen dem Rufe polnischer Fürsten entlang alten Verkehrswegen, die die beiden Hauptarme, hauptsächlich von Schlesien nach dem preußischen Ordensland gehend, mit ihren Hauptstützpunkten Breslau, Posen, Thorn, Marienburg miteinander verbinden. Daß die Träger dieser Siedlungsbahnen Angehörige der deutschen Stämme waren, die die Kolonisation Schlesiens getragen haben, unterliegt für den Bereich des mittelalterlichen Großpolen wohl keinem Zweifel mehr. Aber noch viel weiter nach Norden reichte die Ausstrahlung dieser schlesischen Siedlungsbewegung, bis in das ostpreußische Binnenland hinein, wo wir noch heute im Hochpreußischen eine mitteldeutsche Mundart besitzen, die die dortigen Bewohner selbst als „breslausch“ bezeichnen. Der Nachweis für diese enge Verbindung zwischen Schlesien und Preußen läßt sich, wie das W. Ziefemer in seiner Arbeit über „Die ostpreußischen Mundarten“, Breslau 1924, getan hat, an dem Bestehen alter Handelsbeziehungen, an der frühzeitigen Nachweisbarkeit von Bürgern schlesischer Herkunft, an dem noch im 13. Jahrhundert zahlreichen Vorhandensein schlesischer Kleriker im Ermland, an der Tätigkeit des Bischofs Eberhard von Keiße (1301—1326), der an der schlesischen Besiedlung des mittleren Teiles des Ermlandes stärksten Anteil hat, an der Übereinstimmung zahlreicher Orts- und Personennamen, ja sogar an der Ordenssprache selbst, die ja einen Typus der ober-sächsisch-schlesischen Schriftsprache darstellt, und nicht zuletzt an der bis heute bestehenden konfessionellen Scheidung zwischen dem katholisch gebliebenen Ermland und dem lutherisch gewordenen Ordensland erbringen.

Historische Forschung beweist aber nicht nur, daß zur Ordenszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts das Ermland von einer mitteldeutschen Bevölkerung besiedelt war, sondern auch den lebendigen und siedlungsmäßig nicht unterbrochenen Zusammenhang mit Schlesien, waren doch beispielsweise die Ansiedler des vom Posnischen nach dem Preußischen die Brücke bildenden Culmer Landes aus Gegenden gekommen, in denen das magdeburgische Recht galt, also aus Schlesien, Obersachsen und Thüringen. (Magdeburgische Stadtrechtverleihung: Thorn 1231, Culm 1232, Marienwerder 1233, Rheden 1234, Culmsee 1251, Briesen 1251, Löbau 1270, Marienburg 1276, Schönsee 1278, Christburg 1288, Graudenz 1291, Strasburg 1298, Lessen 1298). Damit ist auch der Beweis erbracht, daß der schlesische Sprachraum im Mittelalter, wenn auch infolge der polnischen Grundbevölkerung nicht geschlossen, so doch ununterbrochen von Schlesien bis in das ostpreußische Binnenland gereicht hat, der niederdeutsche Sprachraum dagegen auf die Küstengegenden und auf das von 1402 bis 1454 im Besitze des Ordens befindliche Pommerellen, wo dieser niederdeutsche

Bauern aus dem von ihm bereits kolonisierten Gebiete Pommerns und der Neumark angezogen hatte, beschränkt geblieben ist.

In der Zeit des erwachenden Nationalismus im 14. Jahrhundert, beginnen sich die Gegensätze der bisher friedlich nebeneinander wohnenden Nationalitäten zu entwickeln. In den siegreichen Kriegen der polnischen Könige gegen den deutschen Ritterorden hatten sich diese Gegensätze bis zum politischem Kampf gesteigert und eine Kolonisierung der deutschen An siedler im Gefolge gehabt, der der größte Teil aller bisher in das Gebiet eingewanderten Deutschen zum Opfer fiel.

Darüber hinaus hatte aber auch der Wandel der sozialen Struktur des großpolnischen Bauertums — gleichgültig welcher Nationalität es war — von einstiger Freiheit bis zur fast völligen Versklavung im 16. Jahrhundert in ganz Polen und damit auch im Posener Lande einen derartig niedrigen Stand der Bevölkerungsziffer herbeigeführt, daß man wirklich von einem „Vakuum“ sprechen kann.

Damit war dieser weite Bogen schlesischen Siedlungsraumes und damit überhaupt das Vorfeld der deutschen Ostkolonisation so zerstört, daß wir nur im Süden des polnischen Gebietes, im heutigen Kreise Lissa und im Fraustädter Ländchen eine deutsche Bevölkerung finden, die ihre Scholle seit ihrer Ansiedlungszeit im 13. Jahrhundert ununterbrochen bestellt. In den anderen Gebieten, sei es die Umgebung der beiden uralten Zisterzienserklöster Fehlen und Odra im heutigen Kreise Bomst oder im nördlichen Grenzgebiet unseres Landes, ist das mittelalterliche Deutschtum bis auf einen ganz schmalen Streifen längs der Grenze und einige wenige Inseln deutscher ländlicher Bevölkerung in der Umgebung von Kosten vom Polentum aufgesaugt worden. Es hat sich eben nur dieser geringfügige Teil des mittelalterlichen Deutschtums in Posen bis in das 17. Jahrhundert hinein erhalten, also das, was wir oben bereits als alten schlesischen Siedlungsraum in Südposen bezeichnet haben.

Als am Ende des 16. Jahrhunderts die Polonisierung dieser Gebiete ihren Höhepunkt erreicht hatte, begann ein neuerliches Einstürmen deutscher Siedlerwellen in das Posener Land, die bekannte zweite deutsche Kolonisation, die einerseits die Holländereinvwanderung, andererseits das Überreten brandenburgischer und pommerischer Bauern auf polnisches Gebiet mit sich brachte. In dieser Zeit begann sich auch die niederdeutsch-mitteldeutsche Sprachscheide infolge der Eigenart der Kolonisationszüge heraus zu entwickeln, wie wir sie in der charakteristischen Differenzierung der Hauländereien nördlich und südlich dieser auch geographisch bedingten Sprachscheide bereits kennengelernt haben. Denn während das ganze Land nördlich der Lautverschiebungslinie mit niederdeutschen Siedlern erfüllt wurde, sei es, daß sie aus der Weichselniederung kamen, die Weichsel aufwärts und die Neke abwärts zogen, letztere auch gegen Gnesen hin überschritten, sei es, daß sie aus Pommern oder aus Brandenburg kamen, niemals aber das Warthe-Nezeland überschreitend, ist das übrige Südposen im Bereiche der bereits oben genannten Gebiete von Siedlermassen überdeckt worden, die aus dem politischen Grenz- und mundartlichen Übergangsbereich zwischen Schlesien und der Mark Brandenburg stammen: der südlichen Neumark, dem Sternberger Land im Raume von Küstrin, Frankfurt, Sternberg, Schwiebus, Züllichau und Crossen. Bekanntlich

werden in diesem südöstlichen Teil des Regierungsbezirkes Frankfurt a. D. Mundarten gesprochen, die alle Hauptkennzeichen des Schlesiſchen, vor allem im Vokalismus, beſitzen, trotz mancher hiſtoriſch bedingter, niederdeuſcher Einflüſſe, wie das Auftreten von Gleitlauten nach langem Vokal, die nach Norden zu abnehmende Neigung zur Vokallängung beſonders in geſchloſſener Silbe vor alter Doppellkonſonanz, einzelne Formen mit unverſhobener Tenuiſ, Mehrzahlformen auf s, Diminutivformen auf ke, Vertauſchung von Dativ und Akkuſativ u. a. (Vgl. auch F. Graebiſch, Nordſchleiſiſch und Neiderländiſch=Schleiſiſch, im Schleiſ. Jahrb. 1935/36, S. 61 ff.; W. Jungandreaſ, Beiträge zur Erforſchung der Beſiedlung Schleiſens, Breſlau 1928; W. v. Unwerth, Die ſchleiſiſche Mundart, Breſlau 1908; E. Schwarz, a. a. D. und andere.)

Beſonders charakteriſtiſch für den Oſten dieſes Gebietes wie auch für das angrenzende Südpoſen iſt die nordſchleiſiſche Kleinformendung -ang, die ſchon Unwerth a. a. D. als l-Palataliſierung der Endung -lein erklärt hat und die auf das weiter im Süden herrſchende Neiderländiſche überleitet. Die auffällige Paralleliſität der Mundarterſcheinungen zwiſchen dem Schwiebus-Groſſener Land und den jungen deuſchen Sprachinſeln in Südpoſen beſtärkt — im Zuſammenhang mit der oben erwähnten Siedlungsformendifferenzierung in den Hauländereien und den Ergebniffen der hiſtoriſchen Forſchung — die Annahme dieſes Gebietes als Herkunftsland der deuſchen Siedler des 17. und 18. Jahrhunderts ganz entſchieden.

Außer der mitteldeuſch-niederdeuſchen Sprachgrenze erſcheint noch eine zweite, ſcharf ausgeprägte Mundartſcheidung in Südpoſen. Es iſt das die nördliche Begrenzung der ſchleiſiſchen Diphthongierungs- und des ſogenannten Neiderländiſchen. Sein beſonderes Charakteriſtikum iſt die bekannte Verſchiebung der ſtammschleiſiſchen Vokale: mittelhochdeuſch a > geſamtschleiſiſch ä, neiderländiſch uo; mhd. e, ö > gſchl. ää, neidl. iä; mhd. i, ü > gſchl. î, neid. ei; mhd. o > gſchl. ô, neidl. ä; mhd. u > gſchl. û, neidl. au; mhd. â > gſchl. ô, neidl. ä; mhd. ê, oe > gſchl. î, neidl. ei; mhd. î > gſchl. ei, neidl. ää, ee; mhd. ô > gſchl. û, neidl. au; mhd. û > gſchl. au, neidl. ä, oo; mhd. ou > gſchl. u, neidl. iu; mhd. ei, öu > gſchl. ê, neidl. ää; mhd. ou > gſchl. ô, neidl. ä; das velare, oft bis zur Vokaliſierung getriebene l und die Palataliſierung der Dentalen und Gutturalen. Dieſe Scheide verläuft, um ſie auch hier am Beiſpiel ich = neidl. eich allgemein zu charakteriſieren, ungefähr in weſt-öſtlicher Richtung ſüdlich von Wollſtein und Riebel, über Schmiegel, ſüdlich von Roſten bis gegen Dolzig ſüdlich von Schrimm, um dann nach Südöſten abzubiegen und an Goſtyn, Protoſchin und Ditrowo vorbei die Oſtgrenze der Wojewodſchaft zu erreichen. Dieſe nördliche Begrenzung des Neiderländiſchen iſt aber zugleich die Südgrenze der Verbreitung der Hauländereien in Südpoſen und umſchließt charakteriſtiſcherweiſe das Gebiet derjenigen Sprachinſeln, die aus der mittelalterlichen ſchleiſiſchen Siedlung bis heute ſich erhalten haben (vgl. Karte).

Dieſes Zuſammentreffen von Siedlungsraum-, Siedlungsform- und Mundartgrenzen im Südpoſeniſchen iſt gewißlich kein zufälliges, ſondern aus den inneren Zuſammenhängen des Kolonisationsvorganges zu verſtehen.

Ohne hier im einzelnen auf historische und siedlungsgeographische Ergebnisse eingegangen zu sein oder sprachwissenschaftliche Erkenntnisse vorweggenommen zu haben, wollte ich in einer allgemeinen Skizzierung diese auffallenden Erscheinungen und Übereinstimmungen für diesen Teil des gesamtschleifischen Raumes angedeutet haben. Aufgabe künftiger Forschung wird es sein, diese bewußt allgemein gehaltenen Feststellungen zu überprüfen, zu erweitern und zu vertiefen, um so auch dieses bisher von einer den gesamtschleifischen Raum erfassenden Forschung mehr oder weniger stiefmütterlich behandelte „Südposen“ in den Erkenntnisbereich der besonderen Sendung des schleifischen Stammes in der gesamtdeutschen Kulturaufgabe stärker einzubeziehen.

Zur Mundart der Bielizer Sprachinsel

Am Nordabhang der schlesischen Beskiden, unter ihrem äußersten Ausläufer, der Ramitzer Platte, breitet sich östlich und westlich der Biala, der alten Grenze zwischen Teschen-Schlesien und Galizien, die zugleich die Kulturscheide zwischen Ost- und Westeuropa ist, deutsches Kulturland aus, die Bielizer Sprachinsel. Um die Schwesterstadt Bielitz in Schlesien und Biala in Galizien reihen sich untereinander fast zusammenhängend die deutschen Walddorfendörfer an, die einen Pfeiler der mächtigen Brücke von Walddorfendörfern bilden, die, in Obersachsen beginnend, für die deutsche Ostsiedlung bestimmend sind und bis zum San reichen. Zwischen den alten polnischen Kulturlandschaften schoben sich die Ansiedlungen der deutschen Kolonisten in die Gebiete zu beiden Seiten der Biala und Sola bis zur Skawa ein, deren Grundlage das deutsche Recht war, das die deutschen Siedler von den polnischen Anrainern unterschied. In das Gebirge selbst drangen Deutsche nicht vor. Über die Polonisierung der deutschen Siedlungsdörfer in der Umgebung der Sprachinsel sagen uns die Urkunden nichts, neuer deutscher Zugang dürfte gefehlt haben und die Lücken von Polen ausgefüllt worden sein. Die an sie anschließenden ehemaligen deutschen Ortschaften sind erst später polonisiert worden, so daß heute nur mehr auf schlesischer Seite 9 Ortschaften (Deutsch-Bahzdorf = Ba, Ober Kurzwald = Oku, Alt Bielitz = Abi, Dobnitz = Do, Alexanderfeld = Alex, Ramitz = Ra, Nieder und Ober Dhlisch = NdH, Deutsch-Nikelsdorf = Ni und Deutsch-Bistrai) und auf der galizischen 3 (Mzen = M, Kunzendorf [Lipnik] = Ku und abgesprengt von der Sprachinsel Wilmesau = Wil) mit dem Deutschtum in Bielitz-Biala = Bi der deutschen Sprachlandschaft zuzuzählen sind. Dem Mundartgebiet der Sprachinsel ist noch Anhalt-Gatzsch in Oberschlesien anzureihen, dessen Siedler am Urbanustag 1770 aus Seibersdorf = Kozh, das an der Straße von Biala nach Liebenwerde = Keth liegt und seither polnisch ist, unter dem Schutze von Pleßer Husaren ausgewandert sind.

Über die Mundart dieser Sprachinselgruppe liegt bisher nur eine Arbeit über den Vokalismus von Waniel vor, die, mit großer Sachkenntnis gearbeitet, heute aber nicht mehr den Anforderungen der Mundartforschung genügt. Über Wilmesau schrieb Adam Kleczkowski, der Germanist der Jagellonischen Universität in Krakau, eine tiefschürfende Mundartdarstellung, der 1930 der erste Teil des Wojmirschen „Wörterbuchs der deutschen Mundart von Wilamowice“ bearbeitet von Kleczkowski folgte, wozu vor kurzem der zweite Teil erschienen ist. Zum Zwecke einer Neubearbeitung der Mundart der gesamten Sprachinsel weilte ich im

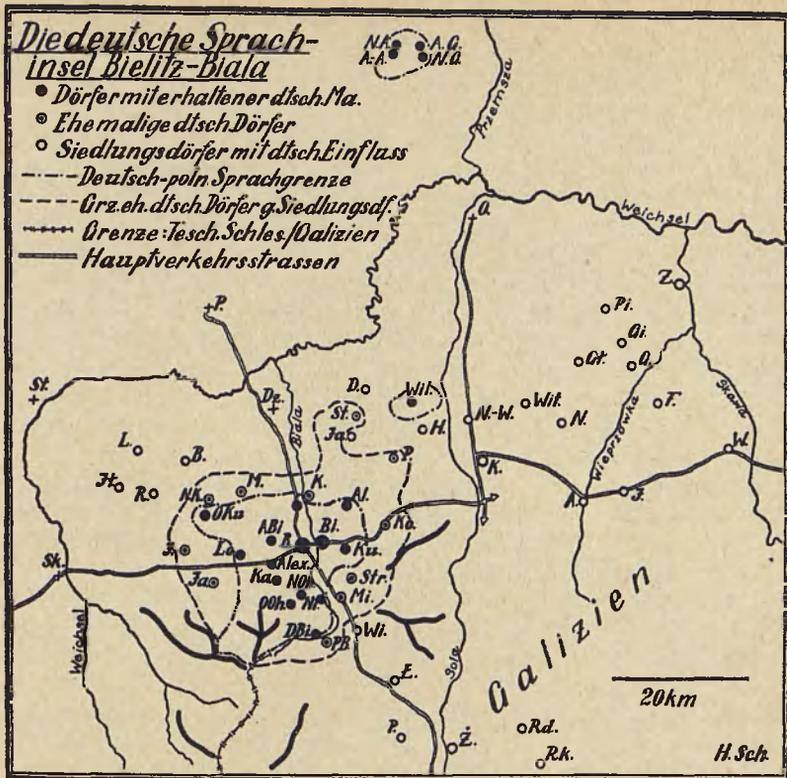
Sommer 1934 in Bielitz. Im folgenden seien, soweit es der Rahmen erlaubt, die schlesischen Gemeinsamkeiten der Bielitzer Insel mit dem Gesamtschlesischen dargestellt. Die Mundartproben sind der Lautlehre der Mundart entnommen, die ich für die nächste Zeit vorbereite.

Ernst Schwarz hat im 1. Jahrgang des Schlesischen Jahrbuches die übereinstimmenden Erscheinungen der schlesischen Sprachgemeinschaft, wie sie erstmalig W. v. Unwerth aufgezeigt hat, erweitert und vertieft. Diese seine Ausführungen sollen zunächst auf die Bielitzer Gruppe ausgedehnt werden. Gemeinschlesisch ist der Zusammenfall von 1. mhd. ê, œ mit gedehntem i, ü: ślêdurn — Schlehndorn, gëkhrê's — Gefröse, tsê'gamê'st — Ziegenmilch, hê'wl — Hübel. Vor r: lîrn = lehren (und lernen), rî'lichla = 1. Röhrlein, 2. ein bißchen, ein wenig, khîrt = Hirte, eig. Ruchhirte, štîrtsabök = Stürzenbock, Purzelbaum. Weiters 2. der von mhd. â und gedehntem o, desgleichen der von ô und gedehntem u: ôwâta = Abendessen, rânbôga = Regenbogen. Vor r: wü*rit = Wahrheit neben andersortigem jürmat = Jahrmarkt und bü*rn = Born, Brunnen neben khûrp = Korb (in Ba, Bi, Bu, Ni und Anhalt = Anh und Wil). Auf diese Sonderentwicklungen vor r wird noch zurückzukommen sein. Die gleiche mundartliche (= ma.) Vertretung für mhd. ô und u bei Dehnung teilt die Sprachinsel in Gebiete mit öü, das im Widerstreit mit eu und neben dieser Form in denselben Orten vorkommt, und in solche mit ô^u bis ô (Bi, Bu, Ni, Ndh und Anh.). ü treffen wir in Al und Wil an: brôât, breut, brô^{ut}, brüt = Brot, štô^{uf}, šteuf, štô^{uf} (štôf), štuf = Stube. Vor r: ôüwarü*er Nbi = Dfenrohr (mit hörbarem Gleitlaut), mô^uwü*rf DKu = Maulwurf.

Kurzer mhd. Selbstlaut wird in offener Silbe und in geschlossener vor ursprünglich auslautendem Doppelmitlaut gedehnt: bödim DKu = Boden, tê's = Tisch. Hingegen tritt Kürzung der mhd. Zwiellaute uo, üe und ie vor inlautendem stimmlosen Geräuschlaut ein: drê'fûs = Dreifuß, 1. Schusterhemel, 2. Puppe aus drei Garben bestehend, khiflik = Küffling, kleiner Kinder Schlitten, gônisa = genießen (1575 im Kunzendorfer Gemeinbuch „genissen“). Zwei wichtige Gesetze sind die von Verschiebung westgermanisch d zu mhd. t, wobei eine Ausnahme in der Entwicklung nach l und n stattfindet, wo d erhalten bleibt, und die Erhaltung von germanisch p nach m und in der Verdoppelung. Auf Karte 18 in den „Sudetendeutschen Sprachräumen“ hat E. Schwarz die Verbreitung der Gutturalisierung des —nd— nach i und u gezeigt und dafür eine starke Palatalisierung vorausgesetzt, wie sie in unserer Sprachinsel vorkommt: gü'rta = Garten, aber śalda = schelten, 1617 im Bialaer Gemeinbuch „Biss an an hinder an steig“¹⁾. — ûndrtsi'ak = Unterrock, 1597 im Kunzendorfer Gemeinbuch „. . . Jann Friedrichowsky Underhauptmann auf der Lantzkrone . . .“, štompâ = stampfen, štrump, pl. štrëmp = Strumpf, süpa = Schupfen. Mhd. æ zeigt in den schlesischen Mundarten in verschiedenen Wörtern Entwicklungen zu ä und ê. Hier haben wir ê bis êⁱ und nur selten ä: fêl = Pfähle, khê's = Käse, ämalicht DKu = adv. Ved. allmählich.jene Wörter, welche im Gesamtschlesischen mit u statt o anzusetzen sind, folgen auch in unserer Sprachinsel dieser Erscheinung, z. B. ô^uwa, euwa, ô^uwa, üwa = Dfen und oben. Die Verschärfung des stimmhaften b, d zu stimmlosen p, t im Anlaut ist gleichfalls zu beobachten:

1) Biß ganz hinten an den Steig.

* langes ü



I.

● Dörfer mit erhaltener deutscher Mundart.

1. Meganderfeld (Alex)
2. Mjzen (Al)
3. Alt-Muhalt (A.-A)
4. Neu-Muhalt (N.-A)
5. D. Bahrdorf (Ba)
6. Biala (Bi)
7. Bielitz (B)
8. Alt-Bielitz (A.-B)
9. D.-Bistrai (D.-Bi)
10. Alt-Gatfch (A.-G)
11. Neu-Gatfch (N.-G)
12. Kamitz (Ka)
13. Kunzenborf (Sipnif) (Ku)
14. D. Kurzwald (O.-Ku)
15. Łobniz (Lo)
16. D. Nifelsborf (Ni)
17. N. Ohlitz (N. Oh)
18. D. Ohlitz (O. Oh)
19. Wilmesau (Wil)

II.

○ Ehemalige deutsche Dörfer.

1. P. Bystra (P. B)
2. Jasienica (Steinborf) (J)
3. Jaworze (Grnsborf) (Ja)
4. Komorowice (Müdenborf-Bohn. Bahrdorf) (K)
5. Kozoy (Seifersborf) (Ko)
6. Dol. Miedzyrzecze (N. Kurzwald) (N. K)
7. Mazanowice (Magborf) (M)
8. Mikušowice (N. Nifelsborf) (Mi)
9. Piszarowice (Schreibersborf) (P)
10. Starawice (Mittendorf-Wilhelmborf) (St)
11. Straconka (Dreifelsborf) (Str)

III.

○ Siedlungsdörfer mit deutschem Einfluss.

1. Andrychów (Andreasau) (A)
2. Bronów (Braunau) (B)
3. Dańkowice (Denkenborf, Danfwarzbordf) (D)
4. Frydrychowice (Friedrichsbordf) (F)
5. Gieralowice (Gr. Gerhardsborf) (G)
6. Gieralowiczki (N. Gerhardsborf) (Gi)
7. Giebowice (Gundorf-Kunnsborf) (Gł)
8. Heczarnowice (Hermannsbordf) (H)
9. Iłownica (Ittlasborf) (Il)
10. Inwałd (Inwalb) (J)
11. Janowice (Johannesborf, Kaiserswalb) (Ja)
12. Kęty (Siberde-Siebenwerde) (K)
13. Landek (Landef) (L)
14. Łodygowice (Ludwikowice-Ludwigsborf) (Ł)
15. Nidek (Niefel) (N)
16. Nowa Wieś (Wogtsborf) (N.-W)
17. Pietrzykowice (Petersborf) (P)
18. Piotrowice (Peterswalb) (Pi)
19. Rudzica (Riegersborf) (R)
20. Rychwałd (Gr. Reichwalb) (Rd)
21. Rychwałdek (N. Reichwalb) (Rk)
22. Wadowice (Fraufabf) (W)
23. Wilkowice (Wolfsborf) (Wi)
24. Witkowice (Woodsgrumb) (Wit)
25. Zator (Zentfabf) (Z)
26. Żywiec (Saybulch) (Z)

IV.

+ Andere Orte.

- I. Dziedzice (Dziebity) (Dz)
- II. Oświęcim (Auschnitz) (O)
- III. Pszczyna (Plesch) (P)
- IV. Skoczów (Schothau) (Sk)
- V. Strumień (Schwarzwasser) (St)

pó⁴riš, peuriš rēda = in Mundart sprechen, pot^r = Butter, pokl = Buckel, pūš, pū^s = Wald, Busch (neben jüngerem boš = Busch, i. d. Bed. Strauch), 1647 im Kunzendorfer Gemeinbuch „Pauplan“, teulat = Aß im Kartenspiel.

Das Schlesiſche bewahrt das mhd. Auslautgeſetz, nach dem ſtimmhafte Mitlaute im Auslaut wie im Inlaut neben ſtimmlloſen ſtimmlloſ werden, und das Notkerſche Geſetz, wonach ein anlautender ſtimmhafte Mitlaut nach einem Selbſtlaute oder ſtimmhafte Mitlaute deſ vorangehenden Wortes beſtehen bleibt, ſonſt aber ſtimmlloſ wird und ein auslautender ſtimmlloſ Mitlaut vor einem Selbſtlaute deſ folgenden Wortes ſtimmhafte wird. Für daſ erſterwähnte Auslautgeſetz bieten ſich Auſnahmen durch Erhaltung deſ Stimmtoneſ im Wortauſlaut in Wi und Wil: nõld, Wil nõld, nõld (Kleztorſki § 44, Anm. 4) = Nadel (Nalbe), wõg = Waage, gegenüber anderſortigem nõlt (pl. aber nõlda), lã^ek = Sãge. Auslautendeſ b erſcheint allerortſ alſ Reibelaut: kholk = Kalb, ſerf = Scherbe, ſuflõt = Schublade. In m. a. neueren Wõrtern gilt aber p: ärp = Erbe, wõp = Weib (ma. iſt bõp auſ ſl. baba), mõbõp = Mõhnbabe, Kuchen, gõ¹ ok, dãr brũ^ena huft tũt dir niſt = Geh nur, der braune Hund tut dir niſt, eçh bẽⁿ me^{tan} loita dõ hinda e^wr d¹ wẽil eſ khuⁿ gõ¹õrn = Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wieſe inſ Korn gefahren (Ni).

Eine Eigenheit deſ Schleiſiſchen im Gegenſatz zu anderen Mundarten iſt die Bewahrung der Stimmhafteigkeit bei Verſchluſ- und Reibelauten im An- und Inlaut zwiſchen Sonorlauten: di bãch (inlautend ſtimmhafte Reibelaut für mhd. b: ſrẽ^wr Dku = Schreiber, i. d. Bed. Lehrer), khwa^ekfelw^r = Queckſilber, dãkshuⁿt = Dachſhund, gõgrõwa = gegraben (inlautend ebenfalls g, niſt Reibelaut: mãga = Magen, ägabreun = Augenbraue), õ⁴wa, euwa, õ⁴wa = Ofen (ſtimmhafte inlautendeſ f), ſenõwõt = Sonnabend (inlautend hõlatrã^egr = Hoſentrãger), ſ inlautend mĩrl = Mõrſer, hi^rfabrõ¹ = Hirſenbrei (auſlautend aber ſtimmlloſ hi^rſ = Hirſe).

Dieſen allen ſchleiſiſchen Teilmundarten gemeinſamen Zügen ſtehen die Sonderentwicklungen der einzelnen Landſchaften gegenüber, die zuſammen daſ bunte Geprãge deſ Schleiſiſchen auſmachen und auſ die verſchiedenen Siedler hinweiſen. E. Schwarz behandelt im weiteren Zuſammenhang die verſchiedenen Erſcheinungen für einzelne Laute und Lautgruppen in den ſchleiſiſchen Stammesmundarten. Der beſſeren Überſicht und deſ Vergleiſch halber verſolgen wir in der gleichen Reihenfolge die Entwicklung der Vielziger Laute.

Der geſamtſchleiſiſche Erſatz für mhd. õ bei erhaltener Kürze iſt e: fo derta hãr = von dort her, ſpetm = ſpotten, läſtern, bei Dehnung e wie im Gebirgſchleiſiſchen und Glãziſchen e^r = Otter. Vor r haben wir i bzw. i, — iẽ —: khni^rplkhi^rſã = Rõrpelkriſche, khĩrwla = Rõrblein, a hi^rni^rgr = Hõrniger, eine harmloſe Beſchimpfung. Für — õw — ſehen wir wiederum Übereinſtimmung mit dem Glãziſchen: hẽ — hõuwe, Heu, drẽn = drõuwen, neben jũngerem drõn in den ſtãdnãhen Ortſchaften, ſtrẽllplatſla = Blechfuchen mit Zucke^rſtreu. In der Behandlung der Endung -en, woſür -a in allen Fãllen, ſogar im erſten Fall der Mehrzahl der ſchwach abgewandelten Hauptwõrter gilt, weiſt von neuem auſ daſ Gebirgſchleiſiſch-Glãziſche hin: ſiſa, li hõwa, khĩrta = Rõhhirten. Um die Sonderformen deſ Rõhlãndchẽn mit unſerem Gebiete klarzuſtellen,

genügt die Anführung derselben Beispiele: *tāk* = Tag und *akr* = Ader (a bleibt vor palatalisierten Rehlauten stets erhalten), *tē's* = Tisch, *rē'wa* — *gorē'wa* = reiben, gerieben, *wink* neben *wänich* Anh — wenig, *grō'us*, *greus*, *grō'us*, *grūs* = groß, *laop*, *lāp* = Laub, *gūorf*, *gū'orwa* = Garbe, *leftāk* = Lebttag.

Auf die abweichenden Entwicklungen der mhd. Selbstlaute vor r, daß sie hier zu Geschlossenheit, dort aber mehr zu Offenheit neigen, ist schon verwiesen worden. Unsere Mundart zeigt vornehmlich solche Abarten, die entstanden sind durch Palatalisierung des r und durch die dadurch hervorgerufenen Gleitlaute. Diese Sondervertretungen dürften zusammen mit den Palatovelarlauten und den mit ihnen verbundenen Veränderungen die Hauptprobleme unserer Mundart sein. Zur Offenheit neigt: a: *būrwas* = barfuß (r neigt als Gleitvokal stets zu dem nächstfolgenden Selbstlaut, so daß ein Dreilaut erscheint), in Stadtnähe *nōrf* und in der Stadt selbst *norp* = Narbe, weiters ö: *gu'kaša'wla* = Gurkenscherblein, -schabe, *hatsa* = Herzen, (nach überkurztem Stammvokal schwindet die r-Artikulation vollends wie nach Dehnung, z. B.) *fās* = Ferse, ferner nach i: *khwirgl* = Quirl, *wirtsōft* = Wirtschaft (in der Stadtmundart wird dafür e gesprochen: *kherša* = Kirichen, *berk* = Birke) und nach e: *špiērlīk* = Sperling. Weitgehende Geschlossenheit tritt ein nach o, u, â, ê und ô. Über diese hinaus wird ein Gleitlaut zu sekundärer Rundung geführt haben, die in den reinen Dorfmundarten vorkommt: *mū'n fri* = morgen früh, *ū'rtsōt* = Ortlichkeit, gegenüber andersortigem *bu'sta* = Borste, *würt* = Wort und städtischem *do'f* = Dorf, *ōrt* (neben *ūrt*) = Ort, *māltwōf* *WBi* = moltwurf, *Maultwurf* (wo nach vollständiger Aufgabe der r-Artikulation ü zu ö neigt), *khū'ts* = kurz, *du'st*, *do'st*, *dū'st* (bei Dehnung in *Dku* *dū'rst*), *dō'st* = Durst, *frīūr* *Mer*, *iūr** *Dku*, *iōr*, *hōr* *Wi* und *Anh*, *līm* = lehren (lernen) und *ō'warū*er* *WBi* = Ofenrohr. Durch das Neben-einanderauftreten beider Möglichkeiten ist Mundartkreuzung wahrscheinlich.

Durch das Unterbleiben der Verdampfung von a vor n + Verschlusslaut (*hantūch* = Handtuch, *hārlāna* = etwas herzureichen), vor l + Zahnverschluss (ē ältsa ēl dī potr galātsa = in Alzen ist die Butter gesalzen) und vor Rehlauten (*gālmachai* = Saftan, eig. Gelbmachein, *wē'nachta* = Weihnachten, *wākslīcht* = Kerzenlicht, eig. Wachsz=), also in allen Fällen, reiht sich unsere Mundart an das Keinschlesische an. Die Palatalisation, die Ursache dieser Regel, als Kennzeichen alter Erscheinung ist noch deutlich nach ē zu hören: *atswēbra'cha* = entzweibrechen, *ra'chtshandik* = rechtshändig, *khnā'cht* = Aecht und *bāchstaltsla* = Bachtelze, *saldā* = schelten. In anderen schlesischen Landschaften werden die palatalisierten Formen von den nicht palatalisierten zurückgedrängt. Auch sonst haben wir hier die ältere schlesische Form, so *ōu* in *kōufen*, *glōuben* und *hōupt*: *frkhā'fa* *Dku*, *frkhū'fa*, *frkhō'fa* = verkaufen, *glū'ēn*, *glō'ēn* = glauben, *khreuthā'pla*, *hū'pla*, *hō'pla*, *hō'tla* *Wil.* = Häuptlein, Lehm, mhd. leim, erscheint ma. lautgerecht als *lā'm* (nur städtisch *lēm*, zum Unterschied von *lēm* = Leim, mhd. *līm*), und der Erhaltung ma. Zwielaute für mhd. Selbstlaute.

Zwei andere Erscheinungen, die wir in ma. Reliktgebieten vorfinden, sind die verschiedenen Entwicklungen von mhd. *tw* — und die Behandlung

* *langes* ü

des 1. Mhd. tw— wird auf oberdeutsch-mitteldeutschem Gebiet zu zw— und auf mitteldeutsch-niederdeutschem Gebiet zu qu—. In der schlesischen Mundart kommen beide Formen nebeneinander vor. In Reliktgebieten gilt noch die unverfchobene Form tw—, so bei uns in Wil twörk = Quark und in Anh twihr = Quirl. In der Sprachinsel selbst treffen wir schon Verschiebung zu qu— an: khwüörk, khwörk. Die allgemeine Aussprache des l in der Mundart ist alveolar. Velares l kommt in der Sprachinsel nur in Mzen vor und in den abgesprengten Ortschaften Anh und Wil sogar am Anfang des Wortes: tešlraim Anh = Tischlerleim, lācht Anh = leicht, lūs = los, bolka = Balken, heml = Himmel, fulga = folgen M. Dku hat in einigen Wörtern l-Schwund, der auf gutturales l zurückzuführen sein wird, z. B. khüör = klar, khādr = Kleider. Daß das velare l nicht aus dem Polnischen stammt, hat die Mundartforschung gezeigt und durch das Nichtvorkommen in dem Hauptteil der dem Polnischen benachbarten Sprachinseln bewiesen. Im Anlaut ist Übernahme aus dem Polnischen immerhin möglich.

Die ma. Vertretung e, o für mhd. i, ü, u ist aus den schon angeführten Beispielen zum Teil ersichtlich geworden. Da diese Lautung alt ist, hat sie sich nur in den Rand- bzw. Reliktgebieten erhalten: feſta = Pfingsten, weſtra = Witfrau, templ = Tümpel und rompl = Kumpel. e ist für i, ü immer noch die lautgerechte Form, o steht hingegen schon mit u (šnupa = Schnupfen) in argem Widerstreit.

Die im 12. Jahrhundert vom Bairischen ausgehende Diphthongierung der mhd. Langvokale î, û, iu dringt im 13./14. Jahrhundert allmählich in Schlesiens durch. Hat im größten Teile des Schlesiens jedoch dieser Lautwandel die Stufe des Hochdeutschen angenommen, so sehen wir in unserer Mundart noch die Diphthongierung in Entstehen begriffen. Für die Entwicklung von î haben wir die gleiche ma. Vertretung wie für mhd. i bei Dehnung: štrēſbrät Mbi = Streichbrett, Bestandteil des Pfluges, weſſ = Weisel, Bienenkönigin. û wird zu ö^a neben jüngerem eu, die beide von ao, der jüngsten mit dem Schriftdeutschen übereinstimmenden Form, abgelöst werden: möka Mbi = Maule, Pferdekrankheit, leurtā^ak = Sauerteig, hā^adagraop, gišt^akagraop Ku = große und kleine Graupe. Selbständige Wege geht Mzen, das oi aufweist: foilot = Faulheit, floim = Pflaume. Beim diphthongierten iu wird die Rundung in der Mundart beibehalten: boil, boilichla = Beule, khoilbirn = Kaule = (Kugel-)birne. Mit den bairischen Einflüssen dringt ferner die —ks-Aussprache für mhd. —hs— statt ma. —ss— vor. In Restformen ist diese alte Lautung noch erhalten: deſtl Dku = Deichsel, böglöist = Bogenleuchte. Sonst gilt —ks—: weksl = 1. Frucht, 2. Flußname, wüks Mbi = Wuchs und —chs— in Wilmesau ehsła = Döschlein, flächs = Flachß und in einzelnen Wörtern in Dku z. B. bechs = Radnabe.

Waniek hat auf Seite 7 seiner Schrift angeführt, daß er von „älteren, urwüchsigen Personen“ wat, dit, dot, det und gelot gehört habe, also unverfchobene Tenuis wie im Niederdeutschen, und hat darauf seine Hypothese aufgebaut, daß der Hauptbestandteil der Bevölkerung Mittel-franken (Rheinländer) seien. Von hier gerieten diese Formen als alte Mundartzeugen in die Literatur. Schon Friedrich Volk hat sich in seinem kurzen Aufsatz in der „Silesia“ 1916 (abgedruckt im „Beeler Pfalter“) über diese t-Formen gewundert und auch ich habe nirgends und von niemandem

dieses unverschobene t gehört, außer in eta = jetzt, das auch schon Wanief vermerkt und, wenn es hierher überhaupt gerechnet werden kann, dōda = daß du. Ich glaube aber, daß diese beiden Formen anderweitig werden erklärt werden können.

Der Kampf des Ausgleiches zwischen Schlesiſchem und Oberdeutſchem zeigt ſich in der Bielitzer Gruppe in der Kompromißform der Verkleinerung -chen + lein. -chen, die niederdeutſch-mitteldeutſche Endung des Deminutivs umfaßte früher im Schleiſiſchen ein weitaus größeres Gebiet (in Schönwald bei Gleiwitz gilt z. B. noch -cha neben -eſha aus -elchen), wurde jedoch vom oberdeutſchen -lein nach Norden zurückgedrängt. Als Produkt dieſes Aufeinanderstoßens haben ſich Additionsformen -chen + lein vornehmlich nach l erhalten: wēlichla = Weiſchen, kēlichla = kleiner Pfahl, rīlichla = kleines Rohr, ein bißchen. Sonſt iſt -la allgemein üblich: kēfla = Pfeiſchen, fa^akala = Ferkel, 1585 im Kunzendorfer Gemeinbuch „... das Wiesla ...“ = kleine Wieſe.

Abſchließend ſeien ſtreifartig einige Eigentümlichkeiten unſerer Mundart erwähnt: immer iſt ma. inda neben ſeltenerem inſtr, nur ok, nichts niſt, umgelautet erſcheint dert = dort und ęns, enſr = unſ, unſer, und heißt an, lirn iſt lehren und lernen, in nebentoniger Stellung iſt -em erhalten: bonlim Dku = Banſe, tsum lawa bö^alēm = „Zum langen Buſen“, Gaſthausbezeichnung in Wi in den achtziger Jahren, bālm = Beſen, für er gilt allgemein die mitteldeutſche Miſchform hēr aus niederdeutſch he und oberdeutſch er: hār an ſēr = er und ſie, das Tiermännchen und -weibchen, bēn (ſchwachbetont ben) neben ſē lō gūt = ſei ſo gut, wū^ort = ſehr, riſr = früher, wirts = „Gewürz“ für Pfeffer. Einige der oben angeführten Beiſpiele könnten auch hier nochmals vermerkt werden. Eine Wertigung der alten Erſcheinungen wird meine Lautlehre bringen.

Ob die Verankerung der Sprachinſel im ſchleiſiſchen Raum durch die Neudarſtellung der Mundart um Bielitz reſtlos wird geklärt werden können, muß der Geſamtarbeit überlaſſen bleiben. Auf Grund der biſherigen Forſchung hat E. Schwarz die Heimat der Inſel im Gebiet Fulda — Gotha — Rhön herausgefunden¹⁾, mit einer Zwiſchenſtufe im ſchleiſiſchen Kolonisationsgebiet in der Gegend zwiſchen Leobſchütz und Raſcher, wobei er ein Zuſammenſtrömen aus weiteren Gegenden für durchaus möglich hält, wodurch auch die verſchiedenen Abweichungen eine Erklärung finden könnten. Für die genaue Feſtlegung der Heimat unſerer Sprachinſel wären vor allem Arbeiten über die oberſchleiſiſche Mundart im Reiche erforderlich, es müßten wenigſtens die wichtigen Randmundarten, auf die E. Schwarz einige Male hingewieſen hat, erforſcht werden, bevor dieſe Grenzmundarten miteinander verglichen werden. Biſ dahin muß jeder Verſuch unvollſtändig ſein.

Die Bielitzer Sprachinſel iſt deſhalb für die Mundartforſchung ſo wichtig, weil ſie von den deutſchen Randmundarten Oberſchleiſiens und des Ruhländchens hinüberleitete zu den ſchleiſiſchen Sprachinſeln Galiziens, die das Schickſal der Zeit hinweggeſegt hat, deren Spur jedoch noch in einzelnen Landſchaften feſtzuſtellen iſt. Eine Unterſuchung dieſer Reſte, ſowie der alten ſchleiſiſchen Sprachbrocken im Jiddiſchen Galiziens, das erſtaunlich viele beinhaltet, würde dem Geſamtſchleiſiſchen ſehr von Nutzen ſein.

¹⁾ Vergl. auch Jungandreas, Beſiedlung Schleiſiens 1928, Abſchn. „Heſſen“.

Wichtigstes Schrifttum.

- Adam Kleczkowski, Dialekt Wilamowie w zachodniej Galicji. (Prace komisji językowej polskiej akademji umiejętności Nr. 7) Krafau 1920.
- Hermann Mojmir — Adam Kleczkowski, Wörterbuch der deutschen Mundart von Wilamowice, I. Teil M—R. (Polska akademja umiejętności, Prace komisji językowej Nr. 18) Krafau 1930, II. Teil R—Z, Krafau 1936.
- Walter Ruhn und Gustav Schläuer, Das Schrifttum über die Bielitzer Sprachinselgruppe. Karpathenland 3. Jahrg., S. 36, 86. Reichenberg 1930.
- Ernst Schwarz, Schlesijsche Sprachgemeinschaft. Schlesijsches Jahrbuch, I. Band Breslau 1928.
- Ernst Schwarz, Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935.
- Andreas Bachwitz, Die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatjch. (Deutsche Gaue im Osten, Band 5) Plauen 1932.
- Richard Ernst Wagner, Der Weeler Psalter. (Die Bielitz-Bialaer deutsche mundartliche Dichtung) Kattowitz 1935.
(Diese verdienstvolle Ausgabe enthält einen Neudruck der Buzowskischen Gedichtsammlung vom Jahre 1860 und andere Mundartgedichte, z. B. den bekannten „Liega-Firg“, den Abdruck von Waniek „Dialekt der Deutschen im vormaligen Österreich-Schlesien“ aus „Die Österreich-Ungarische Monarchie in Wort und Bild“ und einen Beitrag des Herausgebers zur schlesijschen Literaturgeschichte „Heimische Dichter; Bielitzer Poeten“).
- Gustav Waniek, Zum Vocabismus der schlesijschen Mundart. Bielitz 1880.

Die schlesische Volksweise

Eine Vorschau

Das ausgehende 18. Jahrhundert, eine Zeit höchster Blüte gesellschaftlicher Bildung, brachte erstmalig als starken Gegenpol dazu die berufte Beschäftigung mit der Volksseele und ihrem schöpferischen Ausdruck in der Volkskunst. Herder begründet die Volksliedforschung, die im Sammeln und wissenschaftlichen Auswerten besteht und für das 19. Jahrhundert bezeichnend wird. Doch erst die Jugendmusikbewegung der jüngsten Jahrzehnte fand, abseits von vereinsmäßiger Gebundenheit, mit der Pflege des Volksliedes wieder Anschluß an die Volksgemeinschaft. Letzten Endes bedurfte es allerdings der alle Schranken überbrückenden nationalsozialistischen Bewegung, um den Boden zu bereiten, auf dem die unerschöpflichen Werte der Volkskunst wieder zum nutzbringenden, gemeinschaftsbildenden und erziehlischen Einsatz gelangen können.

Die Arbeit auf dieses Ziel hin stützt sich in starkem Maße auf jene unermüdlige Forschertätigkeit der letzten 150 Jahre. Die Erforschung der textlichen Seite des Volksliedes ist weit gediehen: Es gelingt ohne weiteres, den Wortlaut auf sein Alter, seine Heimat, seine ursprüngliche Form und nachträgliche Abwandlungen, Hinzufügungen und Weglassungen hin zu bestimmen. Mit der Untersuchung ähnlicher Fragen am Melodieanteil der Volkslieder dagegen betreten wir noch wenig erforschtes Neuland¹⁾. Zwar ist es nicht schwer, die Balladenweise eines fahrenden Sängers aus dem Mittelalter oder gleichaltrige Tanzreihen einerseits von den Kunstlied- und Tanzmelodien unserer Zeit andererseits zu unterscheiden; aber selbst hier liegen letzten Endes die gleichen Grundformen im Melodischen, Rhythmischen, im Aufbau vor. Schwierig liegen die Dinge überall da, wo Einflußbereiche aller Art sich kreuzen, wie es naturgemäß im stärksten Maße im schlesischen Raum der Fall ist.

Der Wortlaut eines Liedes bietet Gedanken dar, er wendet sich an den Verstand. Unsere Sprache ist ein überaus feingeschliffenes Verständigungsmittel. Sie schafft eng umrissene Begriffe, versucht, alle Unklarheiten zu beseitigen, richtet trennende Wände auf. Ganz deutlich sind die Bereiche verschiedener Sprachen getrennt. Anders die Musik! Eine Weise ist in erster Linie Gefühlsausdruck, Sprache des Blutes, des Herzens. Auch sie ist Verständigungsmittel, doch nicht auf dem Gebiet klarer Begriffe, sondern auf demjenigen tiefer Empfindungen. Sie überbrückt daher Sprachengrenzen, wenn nur ein gemeinsamer Blutstrom,

¹⁾ Zu den Volksweisen, die hier zur Untersuchung stehen, gehören neben den Volksliedern auch Tanzweisen, Hirtencuse, Stadtsanfaren, kurz alle musikalischen Äußerungen im Brauchtum des Volkes.

wenigstens in Beimischung, vorhanden ist, während andererseits blutsmäßig gegensätzliche Menschen in Sprachgemeinschaft leben können. Es ist für diesen Tatbestand bezeichnend, daß es in unserem Raum kaum ein über die Volksgrenzen gewandertes Lied gibt, bei dem nicht eins der beiden Elemente, Wort oder Weise, abgestoßen, nur das andere übernommen wurde.

So ist es verständlich, daß der Beobachter schlesischer Volksweisen sich einem schier unentwirrbaren Knoten gegenüber sieht, dessen Fäden hineinführen in den ganzen reichen Schatz abendländischer Kultur. Über unser Land der Mitte ist alles hinweggeflutet, was die — deutschen wie andersvölklichen — Nachbarn zu bieten hatten, und es wurde volksläufig, was aus diesem Reichtum blutsgemäß war. Es gehört ja zum Wesensbild des Schlesiens, daß er sich den nachbarlichen Einflüssen öffnet und seine Eigenart nicht so ausgeprägt zur Schau trägt wie etwa der selbstbewußte Bayer. Der Bestand schlesischer Volksweisen zeigt diesen Befund sehr deutlich.

Bei der näheren Untersuchung derartiger Einflüsse, welche das Bild der schlesischen Volksweisen formten, liegt zunächst der Gedanke an das rassistische Element nahe. Vorerst liegen nur wenige mutige Versuche vor, den europäischen Menschenrassen auch ihre wesenseigene musikalische Ausdruckswelt zuzuordnen; es handelt sich naturgemäß um ein Abtasten von unübersichtlichem Neuland, das nicht immer unbedingt schlüssige Ergebnisse zeitigen kann. Ohne Zweifel steht die hohe Musikalität der Länder mit stark dinarischem Rasseanteil. Sie ist aufs Musikantische gerichtet, d. h. voll überprudelnder Lebendigkeit, dabei von kraftvoller Eigenart. Schwerer sind die Wesensmerkmale nordischer Musik zu fassen, wenigstens soweit es sich um die Volksweisen der vorwiegend nördlichen deutschen Landschaften handelt. Im Lied überwiegt hier gegenüber dem Tänzerisch-Musikantischen des Südens zweifellos der Sinn für den sprachlichen Gehalt. Dagegen zeigt sich Norddeutschland aufnahmebereit gegenüber den aus dem Süden einströmenden Tanzweisen (wie Schweden seinerseits in großer Menge die deutschen Volkslieder, aber auch slawische Tänze aufnahm). Über die Eigenart der ostischen Musikalität gibt es kaum mehr als Vermutungen, die aus dem Vergleich mit der vorwiegend ostisch-rassistigen Bevölkerung Lapplands gewonnen wurden²⁾. Leider kaum beachtet ist bisher die ohne Zweifel starke Musikbegabung der ostbaltischen Rasse.

In Schlesien kreuzen sich Blutsanteile der hier genannten Art. Die Grenzen der vorwiegenden Rasseanteile decken sich nicht mit den Volkstumsgrenzen von heute, so daß in den unmittelbar benachbarten slawischen Gebieten, was die Aufnahmebereitschaft für gewisse musikalische Formen anlangt, ähnliche Verhältnisse vorliegen bei wie uns. So finden wir gleiche Volkstanzweisen wie bei den Schlesiern, Sudetendeutschen, Bayern auch bei den Tschechen, und die noch zu erwähnende Wesensbindeweise ist über Süddeutschland, Ostdeutschland und slawische Länder verbreitet; sie wurde ferner nach Norddeutschland als Tanzmelodie übernommen. Natürlich ändert sich das mit weiterem Vordringen nach dem Osten und Südosten sehr bald — es sei nur an die starke musikalische Eigenart der uns blutsmäßig fernstehenden Magyaren erinnert.

²⁾ Vergl. die Aufsatzreihe von Fritz Mezler in den Jahrgängen 1934/36 der Zeitschrift „Musik und Volk“.

Etwas sicherer als in den russischen Dingen können wir heut bereits urteilen über den Einfluß verschiedener musikalischer Stileigentümlichkeiten auf die Volksmusik. Hier nun ist die Offenheit der Volksgemeinschaft gegenüber der von den gehobenen Gesellschaftsschichten gepflegten Musik beachtlich, wenn auch nach den obigen Ausführungen nicht überraschend. Wenn sich der wissenschaftliche Begriff „Gesunkenes Kulturgut“ durchgesetzt hat, so müssen wir ihn abseits von aller Wertung verstehen. Die Volksgemeinschaft vollzieht hier eine Rückbildung der Kunstformen, welche doch größtenteils aus ihr selbst hervorgegangen und daher ihr gemäß sind, auf den allgemein zugänglichen Wesensgrund hin. Alles zu Verfeinerte, Zugespizte, nicht mehr Allgemeinverständliche wird abgestoßen, anderes am Rande Stehende „zurechtgesungen“. (Anderseits ruht die Kunst der größten Meister, etwa eines Haydn oder Mozart, aber auch Bruckner, auf der volkstümlichen Überlieferung ihrer Heimat.)

Versuchen wir, auf Grund der aus Schlesien überlieferten Volksweisen, derartigen Einflüssen jeweiliger musikalischer Stilperioden nachzuspüren!

Da finden wir etwa Lieder wie die beiden mundartlichen „Wenn m'r Sunntichs ei de Kerche giehn“ und „Ein Went'r, wenn's oft schermt oan schneit“. Textlich sind es volkstümlich gehaltene Kunstlieder vom Ausgang des 19. Jahrhunderts, der Verfasser des zweiten ist der erzgebirgische Volksdichter Anton Günther. Die Weise zeigt eine gewisse Aufwendigkeit: großen Tonumfang, große Taktzahl, mehrteilige Form, dazu die bezeichnende Wendung zur Nachbartonart im Mittelteil. Derartige setzt sich rund hundert Jahre früher in den Werken der großen Meister durch, nur schlichter, bescheidener, wesentlicher. In der Kraft der musikalischen Bewegung solcher Lieder mag man noch einen Hinweis auf Süddeutschland spüren; der Wiener Schlager fand seine Verbreitung über das ganze österreichische Reich und gelangte in den Sudetenländern und im Erzgebirge in unsere Nachbarschaft. In weniger schmissiger Weise entstanden derartige Lieder in großer Menge in Deutschland. Es entwickelte sich der uns allen bekannte Typ des Schul- und Männerchorliedes, das volkstläufig wird und diesen vorher unbekanntem Weisenstil verbreitet. So kommt es, daß viele und zumal die älteren Volksgenossen Lieder dieser Art für besonders echt und volksgemäß halten.

Ähnlich jung ist eine Art Volksweisen, wie sie vor allem auf Jahrmärkten und von wandernden Sängern verbreitet wurden: Die Wankelsängerlieder. Ich nenne nur „Christinchen saß im Garten“, „Ritter Ewald und die Minna“, „In der Hauptstadt Kopenhagen“. Derartige Liedweisen haben mit der vorigen Gruppe manches Gemeinsame; dazu kommt eine haltlos-gefühlselfelige Melodielinie, ein jähes Abbremsen der Bewegung nach weit ausholendem Auftakt, das den Eindruck des unechten Pathos unterstreicht. Dies sind Entartungserscheinungen einer heroisch erregten Weisenform, wie sie uns die Gesänge der Freiheitskriege, zuvor und in stärkerem Maße jedoch französische Lieder, die mit der großen Revolution und ihren Ideen verbreitet wurden, aufweisen. Doch verbirgt sich darin wohl auch noch ein letzter Rest des alten Volksballadenvortrages, wie ja auch textlich manche Beziehungen zur alten Ballade bestehen.

Nach dem Ausgeführten ist nicht verwunderlich, daß Lieder der beiden erwähnten Gattungen sich in großer Zahl in den bis in die Gegenwart fortgeführten beiden schlesischen Volksliedjamsstellen in Breslau und

Beuthen (Oberschlesien) finden. Auch rund 90 Weisen der 1911 erschienenen Sammlung „Volkslieder der Grafschaft Glatz“ von Georg Amft gehören hierher, während dieser Typ in der seinerzeit für ganz Deutschland bahnbrechenden Sammlung „Schlesische Volkslieder mit Melodien“ von Hoffmann v. Fallersleben — Richter (1842) nahezu fehlt. Hier finden wir dagegen schlichte, einfach gebaute, meist achttaktige Weisen, die sich mit Vorliebe in größeren Dreiklangsschritten bewegen und denen eine würdevolle Ruhe bei innerer Bewegung und Spannung zu eigen ist. Wir werden nicht fehlgehen, hierin einen Ausdruck jener Bewegung im ausgehenden 18. Jahrhundert zu sehen, welche die zierliche, oft kleinliche Schnörkelei des „Zopfstiles“ ablöste. Als Beispiel sei eine Weisenfassung der Ballade vom „Edelmann und Schäfer“ mitgeteilt (Hoffm.-Ri. Nr. 9, I).

Beispiel 1:

Es trieb der Schäfer die Lämlein aus, der
 Edelmann schaute zum Fenster hinaus. Di rum tral-lal-la, di
 rum, tral-lal-la. di rum, di rum tral-lal-la.

(21 Strophen)

Und nun geraten wir, rückschreitend, schon an das bedeutsamste geschichtliche Ereignis der jüngeren schlesischen Vergangenheit, die Übernahme des Landes durch Preußen. Denn jene leichtbeschwingte, etwas tänzelnde, vielfach die größeren Tonschritte verschleifende Weisenform, welche dem eben erwähnten großzügig-klaren Typ vorausging, dürfte bei uns noch in österreichischer Zeit sich ausgebreitet haben. Dahin gehören die beiden neuerdings durch die Volksliedsammlungen Walthers Hensjels wieder weitverbreiteten Lieder „Und in dem Schneegebirge“ und „Gestern beim Mondenschein“, die beide anmuten wie galante Menuetts. Oder, im Geradtakt, der „Grausame Bruder“ (Hoffm.-Ri. Nr. 27) sowie das alte Lied vom Tannenbaum (Hoffm.-Ri. Nr. 52, I), welches als Beispiel angeführt sei.

Beispiel 2:

O Tannenbaum, O Tannenbaum, du edles grünes Reis! Du
 grünst den ganzen Winter wie die liebesommerzeit.

(3 Strophen)

Dazwischen liegen die Kriegsjahre selbst. Die Heere bringen ihre Marschmusik ins Land, an der sich die Soldatenlieder ausrichten, so das bekannte „Auf Ansbach=Dragoner“ — der Hohenfriedberger Marsch —, oder das Spottlied „Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg“ (Amst Nr. 142):

Beispiel 3:



Ma - ri = a The - re = si = a zieh nicht in'n Krieg,
 du wirfst nicht er = sech = ten den herr = li = chen Sieg,



was hel = fen dir al = le die Rei = ter, Hu =



sa = ren und al = le Kro = a = ten da zu.

(6 Strophen)

Über die Volksweisen des 17. Jahrhunderts wissen wir, wie in ganz Deutschland, so auch in Schlesien leider viel zu wenig. Gewiß werden in der Zeit eines Opitz, die Schlesien geradezu im Mittelpunkt des literarischen Geschehens sah, auch musikalische Einflüsse hierher gedrungen sein, welche in der Volksmusik ihren Niederschlag fanden. Im 15. und 16. Jahrhunderts wiederum bestanden enge Beziehungen zwischen der Volksgemeinschaft als Trägerin des Volksliedes und jenen Schichten (an Fürstenhöfen, in Kreisen der Geistlichkeit, im städtischen Bürgertum), welche die Volksweisen mehrstimmig sangen und spielten. Davon gibt uns das hochbedeutende „Glogauer Liederbuch“ (um 1480) Kenntnis. Daß überdies die geistliche Musik starken Einfluß auf die Volksweisen hatte, ist ohne weiteres verständlich, ebenso wie die Tatsache, daß für diese Entwicklung die Aufteilung seit der Reformation in zwei Lager mit verschiedenem liturgischem Brauch wesentlich wurde.

Doch wir wollen beim lebenden schlesischen Volksliedschatz bleiben, und der enthält, wie in den meisten Gegenden Deutschlands, aus jenen fernen Zeiten kaum eine nicht gänzlich umgestaltete und den jeweiligen modernen Wünschen angepasste Weise! Es wäre allerdings ein betrübliches Ergebnis, wenn nun alle schlesischen Liedweisen sich als „gesunkenes Kulturgut“, wenn auch im nicht wertenden Sinne gemeint, darstellten. Dies ist auch in der Tat keineswegs der Fall, doch gehört schon ein geschulter Blick dazu, um neben jenen meist glatten, gefälligen, auch aufwendigen Weisen etwas zu entdecken, was von all den genannten Einflüssen kaum berührt wurde. Dergestalt sind Melodien, die in ihrer ehrlichen Schlichtheit und Unbeholfenheit zeigen, daß sie fernab von kulturellen Strömungen des Gesellschaftslebens entstanden als Erzeugnisse des dörflichen Brauchtums: Als Kinder=Spottvers, Hirtenruf, Tanzlied, Nachtwächterruf, Wirtshauschwank, Ansingeweise zum „Sommersonntag“ und dergl. Hier verfaßt

nun eine zeitliche Bestimmung fast zwangsläufig. Denn abgesehen von den sicher in Schlesien im Verlauf längerer Zeiträume eingetretenen blutlichen Veränderungen des gesamten Stammes und der alles erfassenden Umgestaltung unseres Lebensstiles seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts („Zivilisation“) waren die Bedingungen, die zur Entstehung derartiger Weisen führten, durch lange Jahrhunderte die gleichen. Da ist das köstliche, keineswegs nach den Schulregeln der Reimkunst gestaltete Pilzlied (Amft Nr. 537),

Beispiel 4: Takteinteilung geändert)

Ich ging woll ei de Pel = ze, do foand ich
do än Pelz, dort än Pelz. Ei dam lan = ga Ge = höl = ze,
do foand ich do än Pelz, dort än Pelz; do än
Herrn = pelz, do än Schtoof = pelz, do 'ne Groa = se = loat = sche, do 'ne
Koh = la = pret = sche Pel = ze, Pel = ze, Pel = ze oan oal = ler = hand
Schwamm = la klaub = ta mir zu = sam = ma, klaub = ta mir zu =
foam = ma, zu = foam = ma, juch Pel = ze, juch Pel = ze.

(4 Strophen)

dessen Weise so unmittelbar aus dem Wortlaut erwächst, daß es darin von der höchsten Kunst nicht übertroffen werden kann. Dann der im ganzen schlesischen Stammesgebiet verbreitete „Schlesische Bauernhimmel“ mit seiner polternden, denkbar schlichten, dafür aber in die Weine fahrenden Tanzweise (Amft Nr. 164)! Eine ebenfalls auffallend schlichte Melodie (Amft Nr. 175, II) des verbreiteten Rutkatla-Liedes mag aus der Einebnung einer künstlicheren Weise entstanden sein — in der erwähnten Form gehört sie durchaus zur echten Volksmusik.

In mancher Hinsicht rätselhaft ist das Lied vom Ritter und der Otter (Hoffm.-Ki. Nr. 3):

Beispiel 5:

Es wollt' ein-mal ein ed-ler Herr auß-rei-ten, ein
schar-fes Schwert droht ihm an sei-ner Sei-ten.
(8 Strophen)

Es ist nur dies eine Mal belegt, und auch das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. (Leitung Prof. Dr. John Meier), das über 200 000 deutsche Volksliedfassungen gesammelt hat, darunter von anderen alten Balladenliedern bis zu mehrere hundert Fassungen, kann keine Beziehungen weder im deutschen noch im angrenzenden slawischen Raum nachweisen³⁾.

Der Text weist auf das ausgehende Mittelalter hin, doch die Weise gehört ebenfalls zu jenen urtümlichen Gebilden, an denen eine Zeitbestimmung versagt. Dabei ist diese zweizeilige, den Quintraum nicht überschreitende Melodie ein recht charaktervolles Gebilde, das auch gegenüber den ihm nahestehenden Kinderliedformeln sich deutlich abhebt.

Mit den auf der Fünfstonleiter beruhenden Kinderweisen, wie sie bei uns u. a. in den Sommersonntag-Ansingeliedern leben, streifen wir noch einmal die Frage des „gesunkenen Kulturgutes“. Ist doch eine solche Melodiegestaltung nicht so sehr ursprünglich als vielmehr Ausdruck einer wohlbedachten, an die einfachen Verhältnisse des kosmischen Geschehens gebundenen Melodielehre. In derartiger Pentatonik bewegt sich z. B. die chinesische Tempelmusik, und es ist denkbar, daß sich im Kindermund, unbeeinflusst von der Entwicklung der „abendländischen“ Kultur, Reste uralter Musikübung erhalten haben, die in enger Wechselbeziehung stehen zu den Resten mythischer Vorstellungen, die wir in den gleichen Kindersprüchen und Reigenstücken noch antreffen. Auch die Hirtenrufe bewegen sich vielfach im Rahmen der Fünfstonleiter; einen solchen aus Ruttelberg in Österreichisch-Schlesien (1907 aufgezeichnet) teilt Walther Hensel mit (Sinkensteiner Blätter V, Seite 81):

Beispiel 6:

O Wei-da-holz, o Wei-da-holz d'r Hanke Hugo ies halt gor zu stolz,
jo gor zu stolz ies a nie schien, } ma tor jo nie a-mol off-n sah'n,
ma tor jo nie a-mol fir-'na giehn, }
weil a hot d'r Scholz Karline a gro-ße Go-sche gan.

³⁾ Die Ergebnisse der Untersuchungen des Deutschen Volksliedarchives in textlicher und musikalischer Hinsicht werden im Anschluß an den Abdruck dieser Ballade in einer der nächsten Folgen des großen Sammelwerkes „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien“ herausgegeben von John Meier, veröffentlicht werden.

Ein ganz köstliches Stück auf der gleichen Grundlage ist das Lied vom „Ginla van Hanla“ (Amst Nr. 65), in der Anpassung der Form und des Rhythmus an den Text ein ähnliches Meisterstück wie das erwähnte Pilzlied. Wie hier eine frei gestaltete Melodielinie bei beginnender Aufzählung dem streng wiederholten pentatonischen Motiv weicht, das verfehlt auch heut seine magische Wirkung nicht. Und nur von dieser Seite her: Musik als Dienerin, nicht eigengesetzliche Melodielinie, werden wir den angeführten Nesten bodenständig schlesischer Volksweisen gerecht.

Volkskunst ist in erster Linie zweckgebunden. Neben die freie Ausdrucks-melodik der Ruße und rusartigen Lieder tritt der straffe, auch polternde Tanzrhythmus, welcher unter Umständen die Umbildung edelgestalteter Melodien zu bloßen Begleitformeln erzwingt, die sich bei gesungener Tanzbegleitung als zweckdienlicher erweisen (z. B. bei dem bereits erwähnten Besenbinderlied). Auch aus der Naturtonreihe der hornartigen Instrumente, wozu auch das in der Volksmusik weiterverbreitete Alphorn gehört, sowie aus dem gleichbleibenden Quintbaß (es erklingen Grundton und Quint zu einer freien Melodie) der Dudelsäcke und alten Radleiern erwachsen besondere Volksweisentypen⁴⁾.

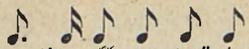
Zwei weitere in Schlesien verbreitete Volkslieder führen uns zu neuen, schwerwiegenden Fragen. Zunächst der „Zeppelpelz“ (Amst Nr. 525):

Beispiel 7:

„Boa = t'r, kääft m'r vach än Zep = pel = pälz,
 da de mieh a gan = za Wen = ter hält, wo am aa = la Schtaar,
 dar recht wol = lich war. Boa = t'r, kääft m'r vach än Zep = pel = pälz.“
 (11 Strophen)

Der Text dieses Liedes trägt die Anzeichen volkstümlicher Kunstdichtung an sich, wie sie von Volksdichtern geschaffen wird, die meist durchaus innerhalb der Dorfgemeinschaft stehen. (Ihre Erzeugnisse unterscheiden sich von „echten“ Volksliedern nur dadurch, daß man entweder den Namen des Dichters kennt oder die überlieferte Fassung noch ganz nagelneu und ohne nachträgliche Umgestaltungen erhalten ist.) Die Weise des Liedes vom Zeppelpelz kommt mit dem Umfang einer Quint aus und ist auch sonst überaus schlicht, doch bietet sie einiges Auffällige, wie die vielen Tonwiederholungen auf der gleichen Stufe und den Dreiviertel-Takt mit

⁴⁾ Die Radleier, jenes mittelalterliche Instrument, dessen Ausdrucksmöglichkeit man sich am besten an Fr. Schuberts Lied „Der Leiermann“ klarmachen kann, ist heut noch in der Ukraine bekannt, auch ein Beitrag zur Frage östlicher Rückzugsgebiete älterer mitteleuropäischer Kulturzustände!

sechs Achtelnoten und Neigung zur Gruppierung: 

Was uns jedoch hier beschäftigen soll, ist der eigenartige, klar geprägte Aufbau dieser musikalischen Kleinform. Ein zweistimmiges Motiv beginnt, das sich wenig über den Grundton erhebt und wieder zu ihm zurückführt. Die Melodie wird nicht weitergesponnen, sondern in den Takten 3 und 4 auf höherer Tonstufe wiederholt. Der Takt 5 bringt im Gegensatz dazu eine Art Umkehrung des Anfangsmotives, doch auf die halbe Länge verkürzt, der Takt 6 die Wiederholung um eine Stufe tiefer. Die Takte 7 und 8 wiederholen das Kopfmotiv tongetreu; dies ist möglich, da jenes ja bereits mit dem Grundton endete. Das Lied besteht demnach aus $2 + 2 + 1 + 1 + 2 = 8$ Takten. Diese Form steht innerhalb der deutschsprachigen schlesischen Volksliedsammlungen nahezu allein, doch stellt sie einen ganz wesentlichen Anteil (mit Abarten etwa ein Drittel) der Lieder der slawisch sprechenden Oberschlesier. Also polnischer Einfluß? Gemach! Bei näherer Betrachtung der Volksweisen unserer östlichen Nachbarn ergibt sich, daß Lieder dieser Form in Polen nicht häufig anzutreffen sind, viel stärker dagegen in Mähren, in der Slowakei, wahrscheinlich von da eingewandert bei den Ungarn⁵⁾, und endlich, vornehmlich in der Abart, daß an Stelle der ersten Singzeile (Takte 1 und 2) die zweite (Takte 3 und 4) am Ende wiederholt wird, bei den Tschechen⁶⁾. Aber steht die ganze Gruppe nicht in naher Verwandtschaft zu in Deutschland weit verbreiteten Weisentypen? Da sind die zahlreichen Melodien zu dem verbreiteten Weihnachtsliede „O Freude, lieber Freude“, bei denen die erste Singzeile nicht auf höherer, sondern auf derselben Tonstufe wiederholt wird, was etwa folgendes Taktschema ergibt: $2 (2) + 1 + 1 + 2 = 8$ Takte; aber auch die große Gruppe nach dem Muster des „Schlaf, Kindlein, schlaf“ ($2 [2] + 2 + 2 + 2 = 10$ Takte, wobei die dritte Singzeile gegenüber den vorigen Formen doppelte Länge hat), und manches mehr gehören hierher. Damit gewinnen wir Anschluß an eine Liedform, die als „Bar“ und „Reprisenbar“ bereits für den deutschen Minnesang bezeichnend ist. Auch deutsche Tänze sind schon im ausgehenden Mittelalter derartig gebaut. Noch überraschender ist, daß eine jener ober-schlesischen Liedweisen ein ihr sehr ähnliches Gegenstück in dem Schweizer Volkslied „Es het e Bur es Töchterli“ hat. Diese Melodie steht innerhalb der Schweizer Überlieferung ziemlich vereinzelt da, so daß man an eine verstrengte slawische Weise denken könnte. Jedoch: Dieses Lied läßt sich melodisch wie textlich verfolgen bis zu einem Stück aus der Forsterschen Liedsammlung vom Jahr 1556, und in der dortigen Form unterscheidet es sich nicht wesentlich von vielen anderen deutschen Weisen jener Zeit!

Ein anderer Fall: Weit verbreitet über ganz Deutschland ist das Besenbinderlied („Ich hab mir mein' Weizen am Berg'l gesät“), dessen Weise um 1820 von Tübinger Studenten zu Uhlands Gedicht „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ gesungen und entsprechend abgewandelt wurde⁷⁾.

⁵⁾ Vergl. Bela Bartók, Das ungarische Volkslied, Berlin 1925.

⁶⁾ Der Volksweisenbestand der slawisch sprechenden Oberschlesier zeigt auch sonst neben deutschen und polnischen starke tschechisch-mährisch-slowakische Einflüsse; er ist jedenfalls keineswegs mit demjenigen Polens gleichzusetzen!

⁷⁾ Näheres in meinem Aufsatz „Das Besenbinderlied“ im in Erscheinung begriffenen 5. Band des „Jahrbuch für Volksliedforschung“.

Beispiel 8:



(Ich) hab mir mein Wei = zen am Ber = g' l g' sät, Ber = g' l g' sät,



hat mir'n der böh = mi = sche Wind ver = weht, Wind ver = weht,



hat mir'n der böhm' = sche Wind ver = weht.

(Weit über 100 Strophen)

Ein Vergleich von über 120 verschiedenen Fassungen dieser Weise zeigt, daß Vorläufer der heutigen Form bereits vor Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden waren, und daß es mit Sicherheit aus dem süddeutsch-älpserischen Raum stammt. Diese Melodie hat besonders in ihren älteren Formen einige Merkwürdigkeiten aufzuweisen, von denen hier wieder wie beim „Zeppelpelz“ die Kleinform betrachtet sei. Wir haben drei Singzeilen mit dem Taktchema: $3 + 3 + 4 = 10$ Takte. Daraus entwickelt sich durch Wiederholung des dritten und sechsten Taktes die uns geläufigere Form: $3 + 1 + 3 + 1 + 4 = 12$ Takte. Bezeichnend ist also die Dreitaktgruppe, welcher ein dreiebhiger Versbau entspricht. Die Wesenbinderweise findet sich nun mit verschiedenen, unter sich und mit den deutschen nicht übereinstimmenden slawischen Texten bei den Wenden, Oberschlesiern, Mähren, Tschechen. Die räumliche Verbreitung von Liedern und Weisen mit Dreitaktgruppen erstreckt sich auf ein weites Gebiet von den Alpenländern über Süddeutschland nach dem Osten und Nordosten mit Einschluß der westlichen Vorposten des Slawentums. Daneben ist ein zeitlicher Vergleich lehrreich. Wir finden ein Lied mit dem Bau (in moderne Takteinteilung übertragen) $3 + 3 + 2 + 2 + 3$ mit Schlußdehnung bereits in einem Frühlingsslied des Rügener Minnefängers Wizlav. Im 18. Jahrhundert sind Tänze mit Dreitaktgruppen weit verbreitet und u. a. auch aus Frankreich belegt. Am Wesenbinderlied läßt sich nachweisen, wie die Dreitaktgruppe allmählich vom Westen her durch die Viertaktgruppe ersetzt wird. Eindeutigung slawischer Formen kommt wegen des zweifellos deutschen Ursprunges vieler Dreitaktgruppenweisen nicht in Betracht. Eher kann hier die dinarische Blutbeimischung sich Ausdruck verschafft haben (siehe oben).

Zunächst, solange derartige Vermutungen nicht näher untersucht sind, bleibt nichts übrig, als einen Osträum musikalischer Formelemente festzustellen, dessen Gesamtheit eine Verquickung verschiedener Einflüsse darstellt und dessen Ausdehnung die Volkstumsgrenzen überschneidet⁸⁾.

⁸⁾ Zu ähnlicher Begriffsprägung eines Ostrumes kommt von der Kunstgeschichte her auch Dagobert Freh in seinem Vortrag: „Polen, ein Neuland der Kunstgeschichte“, dessen Inhaltsangabe abgedruckt ist im 108. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für Vaterl. Cultur, 1935, S. 159 ff.

Zu seiner Erklärung ist neben den blutsmäßigen Bedingtheiten zu beachten, daß ganz allgemein früher weitverbreitete Gepflogenheiten allmählich vom Westen her überwunden und durch neue ersetzt werden, während sie im Osten unter Umständen Zufluchtgebiete haben, in denen sie sich noch Jahrzehnte und Jahrhunderte halten. Dieser Aufsatz bietet mehrere Beispiele für einen solchen Vorgang.

Die landläufige Vorstellung von allgemein slawischen Musikmerkmalen läßt sich bei näherem Zusehen nicht aufrechterhalten. Die Volkweisen der Polen, Slowaken, Mährer, Tschechen (von Russen, Südslawen und nichtslawischen Völkern wie den Ungarn nicht zu reden) zeigen recht verschiedene Gepräge. Dabei ist bei allen wie bei den deutschen Liedern dieselbe Mannigfaltigkeit in der Überschichtung der verschiedenen Einflüsse festzustellen. Wesentliche Merkmale, wie etwa der polnische Masurhythmus sind kaum älter als 200 Jahre, und die Polonäse ist so nahe verwandt dem Menuett, daß beide im tschechischen Volkslied in eins verschmelzen.

Wir sehen: Je ernsthafter wir uns mit der Eigenart der schlesischen Volksweise befassen, desto ferner rückt das Ziel, die bezeichnend schlesischen Wesensmerkmale eindeutig herauszustellen. Manches mag aus der hier gebotenen Vorschau deutlich geworden sein. Deutlich tritt beim Vergleich der Volksliedsammlungen auch die Gemeinsamkeit der gesamt-schlesischen Überlieferung hervor; die auf Grund gleichen Stammestumes ähnliche Entwicklung hat über die politische Trennung hin Bestand bis in unsere Tage. Starke Bande schließen uns, über das schlesische Stammesgebiet hinaus, in musikalischer Hinsicht an den alplerisch-baywarischen (dinarischen) Südwesten. Eine stammestümliche Abgrenzung steht heut selbst in den Gebieten ausgeprägtester musikalischer Eigenart wie gerade in Bayern in den ersten Anfängen und sie führt — zur Umreißung von großen, eigengesetzlichen Gebieten gleichen Volksweisenstiles, wie unser Dstraum eines darstellt!⁹⁾

Wie sich in einem Flußdelta immer neue Schichten, verschieden je nach dem Wechsel der Strömungsrichtung und der Zusammenfügung der mitgeführten Sinkstoffe, aufeinanderschichten, so ist es mit den Merkmalen der Volksweisen im östlichen Mitteleuropa. Zur Klärung der Zusammenhänge hilft nur behutsames Aufdecken aller Fäden, die auf geschichtlich gesichertes Land führen, und es bedarf noch viel emsiger Vorarbeit, um Klarheit zu schaffen. Bei der ersichtlich engen Verknüpfung der Eigenart schlesischer Volksweisen mit dem geschichtlichen Schicksal des Landes wird die fortschreitende Weisenerforschung auch hierzu wichtige Beiträge liefern. Vor allem aber wird unsere Beziehung zu den östlichen Nachbarn von neuer Seite her beleuchtet. Durch die Ergebnisse der Liedweisenforschung wird deutlich erkennbar die große Gemeinsamkeit des mitteleuropäischen Kulturraumes, die Durchdringung des Dstraumes weit über die deutschen Grenzen hinaus mit Kulturgut, dessen Heimat im Herzen Europas liegt. Und dies nicht nur in der Hochkultur einer „hauchdünnen Oberschicht“, sondern im lebendigen Brauchtum der Volksgemeinschaften.

⁹⁾ Vergl. die Arbeiten von Kurt Huber, München.

Eva Schmidt:

Ernst Wilhelm Knippels Ansichten von Industriestätten in den Sudetenländern

In liebliches Bergland gebettet, treu umhegt von grüner Wälder Kranz, liegen dicht an Schlesiens Grenzen die böhmischen und mährischen Gebiete, von Friedland über Jägerndorf bis Mährisch-Ostrau und Hultschin, liegt das kleine Ländchen Schlesien, das 1742 im Breslauer Frieden bei Österreich verblieben war und durch den Versailler Vertrag bis Teschen von der Tschechoslowakei abgetrennt und Polen zugewiesen wurde, so daß Teschen selbst dabei zwischen den beiden Staaten geteilt wurde. Jedoch trotz aller willkürlichen politischen Grenzen saßen in den Sudetenländern jahrhundertlang die Deutschen gleichberechtigt neben den slawischen Stämmen in vollständig kerndeutschen Gebieten, volkskundlich und artgemäß aufs engste verbunden mit dem deutsch-schlesischen Mutterlande. Namentlich in den Industriegebieten ist die bodenständige deutsche Bevölkerung seit je ansehnlich und stark gewesen und hat viel beigetragen zu Mehrung und Aufstieg des Landes, wie überhaupt die gesamte Kulturleistung der Sudetenländer nie blühender war als zur Zeit, da deutsche Kolonisierung und deutscher Kaiser Macht Gewähr für ruhige Arbeit und lebendigen Aufbau in Land und Stadt bot.

Immer waren die Wechselbeziehungen zwischen den böhmisch-mährischen Sudetenländern und dem schlesischen Stammlande gegenseitig von größtem Nutzen und Grundlagen für fruchtbare Weiterentwicklung auf allen Wirtschafts-, Kultur- und Wissensgebieten. Bis heute bezeichnet die Verbindung „böhmisch-schlesisch“ beste Qualität mittelalterlicher Kunstwerke des deutschen Ostens, und künstlerische Großtaten wurden in mehr als acht Jahrhunderten in Prag, Brünn, Olmütz und in der Provinz sowohl in Böhmen wie in Mähren von Deutschen geschaffen.

Deutsche waren es auch, die schon im Mittelalter neben urbar gemachtem bäuerlichen Neulande und festen ummauerten Städten durch ihre Arbeit und rechtschöpfende Kraft Böhmen zum klassischen Lande des Bergbaues und des aus ihm erwachsenen Bergrechtes machten und Böhmens Herrscher durch den Reichtum des Landes zu vielgepriesenen deutschen Fürsten werden ließen.

So war es auch im 19. Jahrhundert ein Reichsdeutscher, der Mineraloge und Hüttenfachmann Hüttendirektor Holz, der für die Freiherren von Rothschild auf Wittkowiz viele Industriegebiete erwarb und damit die Schätze der roten böhmischen Erde nicht nur für die Wittkowizer Herrschaft, sondern für das ganze Land als unschätzbare Reichtümer ans Licht brachte.

Und wieder ein Deutscher war es, der als Erster in solchem Ausmaße wohl bisher als einziger diese böhmischen Industriegebiete künstlerisch erschloß, planmäßig und umfassend, sowohl als Stätten der Arbeit und Technik, wie zugleich als reizvolle Landschaftsbilder. Denn schön ist es, dieses Land! Hat einst Kaiserin Maria Theresia geklagt, der große Preußenkönig habe ihr den Garten genommen und nur den Zaun gelassen, so ist ja gerade dieser Zaun — eben dieses deutsch-böhmische Sudetengebiet — herrlich schön im Stolz seiner deutschen Hochwälder, mit den weiten Ausblicken ins Deutsche Reich, nach Polen und bis tief in die Tschechoslowakei hinein, bis weit, weit nach dem Rande der Karpaten und den Ausläufern der Tatra.

Ein Sohn der deutschen Sudeten mußte es wohl auch sein, der die Schönheiten jener einst österreichisch-schlesischen Gebiete an Schlesiens Grenzen mit so empfänglichen Sinnen in sich aufnehmen und im Bilde wiedergeben konnte wie der Maler und Lithograph Ernst Wilhelm Knippel¹⁾, geb. am 24. April 1811 in Steinzeissen bei Krummhübel, Schüler des Kupferstechers und Steindruckers F. A. Tittel in Schmiedeberg und nach dessen Tode um 1833/34²⁾ Mitarbeiter an des Meisters altangesehener Firma, seit 1840 mit seinem Freunde Kieden zusammen Inhaber des Tittelschen Geschäftes unter dem Namen „Steindruckerei und lithographischer Verlag von Kieden und Knippel in Schmiedeberg“.

In die Zeit ihrer Zusammenarbeit fällt die größte Blüte des Verlages, da beide sich als Künstler, persönliche Freunde und geschäftliche Mitarbeiter aufs glücklichste ergänzten und in ihren Leistungen gegenseitig steigerten. In drei große Gebiete lassen sich die Arbeiten beider aufteilen, die zugleich landeskundlich drei wichtige schlesische Stammesgebiete umfassen: Oberschlesien, das schlesische Gebirge und Sudetendeutschland.

Die Ansichten vom schlesischen Gebirge, vorwiegend von der engeren Riesengebirgsheimat und der Grafschaft Glatz, sind überwiegend kleinere, meist uncolorierte Lithographien, als Andenken für die Besucher des Gebirges gedacht, in Form von Briefköpfen — Vorläufer der heutigen Ansichtskarten —, oder Serienlithographien für Alben und Sammelrahmen, als mehrteilige Panoramen und Rundblicke für den Bergsteiger oder als Erinnerungsbilder an die Bäder, Kurorte und Schlösser des Gebirges, meist auf eigenes Risiko für den Versand oder Einzelverkauf hergestellt, und nur zum kleineren Teil auch auf subscribierte Bestellung der Gebirgsstädte oder schlesischen Magnaten, ja einmal sogar König Friedrich Wilhelms IV. selbst. Es war im allgemeinen Geschäftsbrauch der beiden Malerfreunde, große handcolorierte Blätter, die dann allerdings schon den Wert eines Aquarells besaßen und auch deren Preise — 7 bis 9 Taler — erreichten, nur auf Subscription und vorher festgesetzte Bezahlung herzustellen. Mit Höhe der Zahlung und persönlichem Interesse der Auftraggeber stiegen verständlicherweise auch die Leistungen. Da

¹⁾ Nähere Angaben über E. W. Knippel und die bisher über ihn erschienene Literatur vergl. in einem Aufsatz der Verfasserin: „Ernst Wilhelm Knippel, einer der ersten Maler des ober-schlesischen Industriegebietes“ in „Der Oberschlesier“. Jahrg. 18, 1936, Heft 1, S. 10 ff. mit Abb.

²⁾ Nicht 1830, wie irrtümlich im „Oberschlesier“ angegeben; Tittels letzte Radierungen Grünberg, Naumburg, Christianstadt a. Bober tragen die Jahreszahl 1833, die erste die Signatur: Tittel July 1833.

für das Gebirge solche große Aufträge selten kamen und die Blätter mehr für das laufende Verkaufsgeschäft hergestellt wurden, mußten sie verhältnismäßig billig sein und waren dementsprechend meist uncoloriert und bescheidener in der künstlerischen Durcharbeitung.

Die oberschlesischen Blätter dagegen erschienen auf große, sehr gut subskribierte Aufträge oberschlesischer Großindustrieller und Magnaten, vornehmlich der Fürstin Hohenlohe, als künstlerisch sehr wertvolle, vorzüglich kolorierte Lithographien. Hinzu kam bei diesen Arbeiten noch eine besondere Vorliebe beider Künstler — die Industriegebiete! Kein Motiv hat Knippel so unwiderstehlich angezogen wie die gewaltigen Werke der Eisenschwerindustrie, für damalige Malerei gänzlich Neuland, bis dahin fast unbeachtet und von den Schlesiern Nieden und Knippel wohl als den ersten überhaupt planmäßig und in großem Umfange in den Themenschlag der Malerei eingeführt.

Den oberschlesischen Blättern stellen sich die böhmischen Industrieblätter ebenbürtig, wenn nicht oft sogar überlegen zur Seite. Sie stammen wie diese aus den Jahren 1840 bis 1865, spätestens 1870, gehen also noch über Niedens frühzeitigen Tod im Jahre 1858 hinaus. War mit dem Ende dieses fruchtbaren Arbeits- und Freundschaftsbundes auch die glanzvollste Zeit der Firma vorüber, so blieben die Arbeiten der folgenden zehn Jahre doch immer noch auf einer recht beachtlichen Höhe. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten von Knippels Schaffen und Leben hören die großen, künstlerisch gehaltvollen Farbenlithographien allmählich auf. Der Vereinigte und Alternde unternahm nicht mehr die früher so eifrig betriebenen Reisen in die Industriegebiete und ließ die Verbindungen mit den oberschlesischen und böhmischen Freunden und Auftraggebern einschlafen. Er widmete sich später fast nur noch den kleineren Riesengebirgslithographien. Daher werden, als er am 26. April 1900 stirbt, hochgeehrt als Maler seiner schlesischen Gebirgsheimat, die um dreißig und mehr Jahre zurückliegenden oberschlesischen und böhmischen Blätter sehr zu Unrecht in seinen Nachrufen nicht mehr genannt, obwohl gerade sie den beiden Schmiedberger Künstlern weit über Schlesien hinaus einen guten Namen machten.

Die Reihe der böhmischen Blätter, die sich durchgehend durch sorgfältigste Ausführung, zartes Kolorit und sehr gut ausgewogene Komposition auszeichnen, umfaßt etwa 50 bis 60 verschiedene Ansichten, sowohl in Handzeichnungen wie in farbigen und uncolorierten Lithographien. Ein „Preiscourant der colorierten und gemalten Ansichten von Nieden und Knippel“ gibt allein 24 verschiedene Blätter an. Die größte Sammlung dieser böhmischen Ansichten besitzt Herr Oberbergtrat Witte, Breslau, der in äußerst liebenswürdiger Weise Einblick in seine Bestände gewährte, viele literarische, biographische und hüttenfachmännische Angaben machen konnte und auch die beigegebenen Abbildungen freundlicherweise aus seiner Sammlung zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Es sind zum Teil Originalblätter, die selbst von Knippel nie veröffentlicht wurden oder besonders schöne, seltene Arbeiten. Aus anderem Besitz sind mir laut Angaben der betreffenden Museumsdirektoren folgende bekannt: im Oberschlesischen Museum in Gleitwitz 9 von Gultschin, Schloß Schillersdorf, Anselmhütte und Mährisch-Ostrau, im Oberschlesischen Landesmuseum Beuthen, einschließlich der Sammlung Simon Macha aus Beuthen, 6 von Gultschin, Schillersdorf, Mährisch-Ostrau und

Wittowiz. Auch im Besitz von Herrn Provinzialkonservator Grundmann befinden sich neben zahlreichen Riesengebirgsansichten zwei böhmische Blätter Knippels. Eine Ausnahme unter Knippels Landschaftszeichnungen bilden zwei bisher nicht bestimmte Bildnisse von Schloßherren aus dem Besitz von Herrn Pfarrer Hadel, Alt-Wette; sie stellen wahrscheinlich die Hauptauftraggeber des Künstlers in Böhmen dar.

Schon aus den eben genannten Namen geht hervor, wer die Auftraggeber Knippels in den böhmisch-mährischen Industriegebieten waren. In erster Reihe standen die reichen, großen Bauunternehmer Gebr. Klein, später Barone Klein und Besitzer der Herrschaft Wiesenberg in Mähren. Ein vielfach gesiegelter Gelbbrief der Firma Klein an Krieden und Knippel aus Prag vom 31. Mai (leider ohne Jahresangabe) für gelieferte Lithographien befindet sich noch im Besitz der Sammlung Witte. Die zweiten wichtigen Auftraggeber waren die Freiherren von Rothschild, Besitzer der Herrschaften Schillersdorf und Wittowiz in Mähren und des Freiherrlich v. Rothschild'schen Hütten- und Gruben-Etablissements bei Mährisch-Osttau mit Rudolphshütte und Jaskowek, heute Wittowizer Gewerkschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb, deren Hauptbesitzer noch immer die Rothschilds sind. Ferner reihen sich an: das Fürstlich A. Lichtensteinsche Eisenwerk, dessen Besitzern noch heute die Herrschaft Jägerndorf gehört, das heute nicht mehr bestehende damalige K. K. Privil. Eisenwerk zu Zoeptau, später Zoeptau-Stefanauer Gewerkschaft, und das Eisenwerk Kladno in Böhmen, heute Prager Eisenindustrie. Ferner berichtet ein Schreiben des K. K. Oberkunstmeisters und Bauinspektors W. A. Dreßler aus Pöbriam in Böhmen vom 25. Juni 1853 von einem Auftrage, Aufnahmen von der Silber- und Bleischiedehütte Pöbriam zu machen, die mit 2000 Meter Tiefe den damals tiefsten Schacht der Erde besaß. Auch aus dem alten Österreichisch-Schlesien kam eine Aufforderung an Knippel, die österreichisch-schlesischen Hüttenwerke des Erzherzogs Albrecht — heute eine große polnische Industriewerk A.-G. — bei dem in den Beständen gelegenen Moor- und Schwefelbad Ustron in Lithographien aufzunehmen; aber zu einer Ausführung dieses Auftrages ist es nie gekommen, während für die anderen Freunde und Förderer der Krieden-Knippelschen Lithographien jenseits der Grenzen die feinsten, zum großen Teil handkolorierten Blätter entstanden.

Das bedeutendste ist das sehr seltene Panorama von der Landede bei Petřowiz in der Herrschaft Schillersdorf, das in zwei Fassungen erhalten ist. Von der preussischen Ecke an der Oder schweift der Blick von rechts her über die Eisenwerke und Gruben von Wittowiz bis nach Mährisch-Osttau und dem Zusammenfluß der Ostrawica mit der Oder. An der Ostrowica entlang läuft die Sprachgrenze zwischen Polen und Tschechen, und nur eine Eisenbahnbrücke über den kleinen Fluß verbindet die beiden Sprachgebiete und die Orte Mährisch-Osttau und Schlesisch-Osttau (früher Polnisch-Osttau). Von links her zieht sich auf der ersten Fassung des Bildes eine begonnene Eisenbahnstrecke bis in die Nähe der Brücke hin; auf der zweiten Fassung ist die Bahn bereits über die Brücke geführt. Gerade diese zunächst unwichtig scheinende Einzelheit ist für die Datierung des Blattes ausschlaggebend; denn die Strecke der Nordbahn von Leipzig nach Oderberg wurde am 1. Mai 1847 eröffnet, also muß das Blatt im Jahre 1846 entstanden sein, als die Brücke bereits fertig, die Bahnstrecke

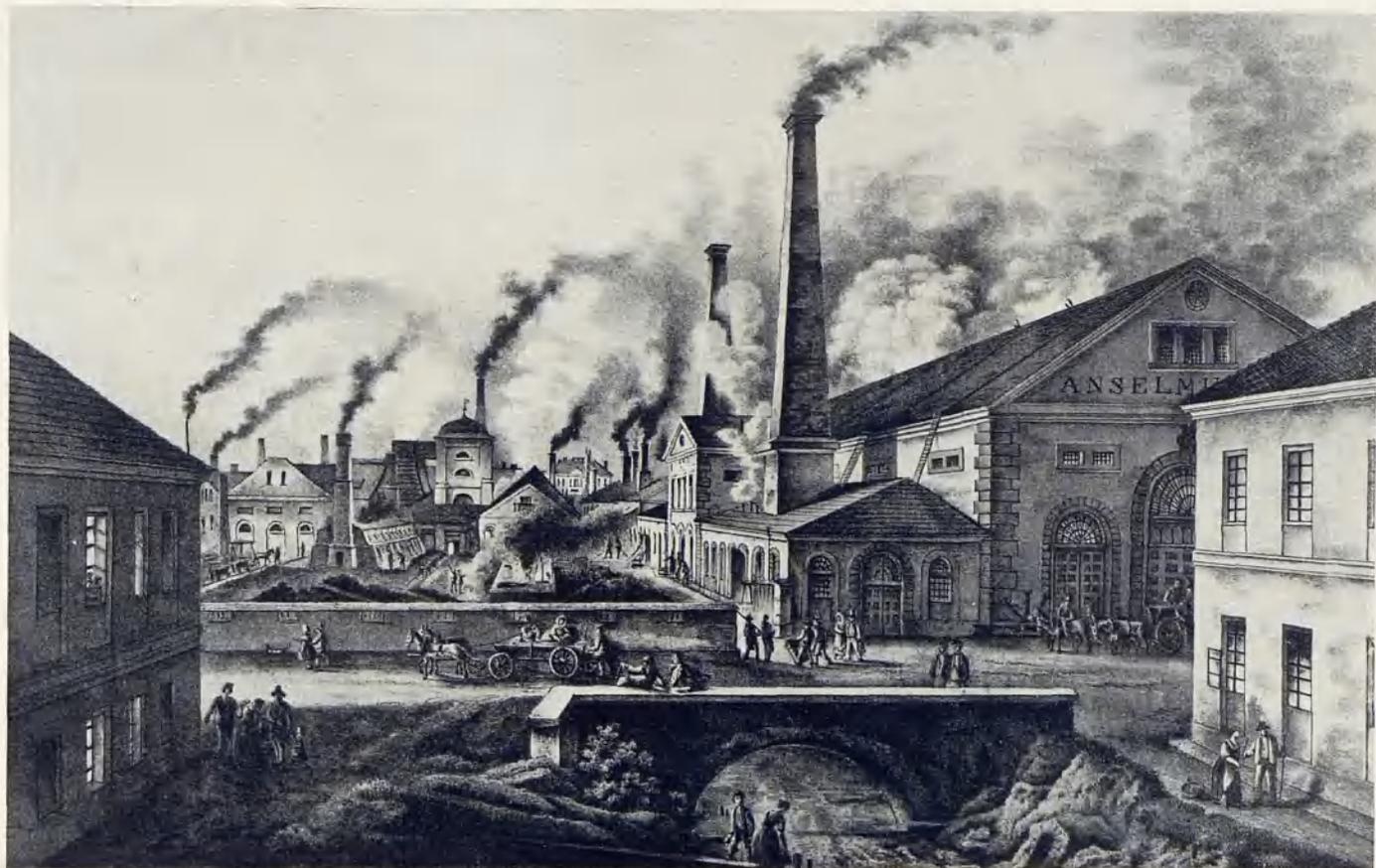


Abb 1. Anselmhütte in Wittkowitz in Mähren.



Abb. 2. Rudolphshütte in Witkowitz.



Abb. 3. Ansicht und Gießerei der Eisenhütte Klosterthal im Marchtal (1850).



Abb. 4. Eisenzeughütte zu Winkelsdorf in Mähren.

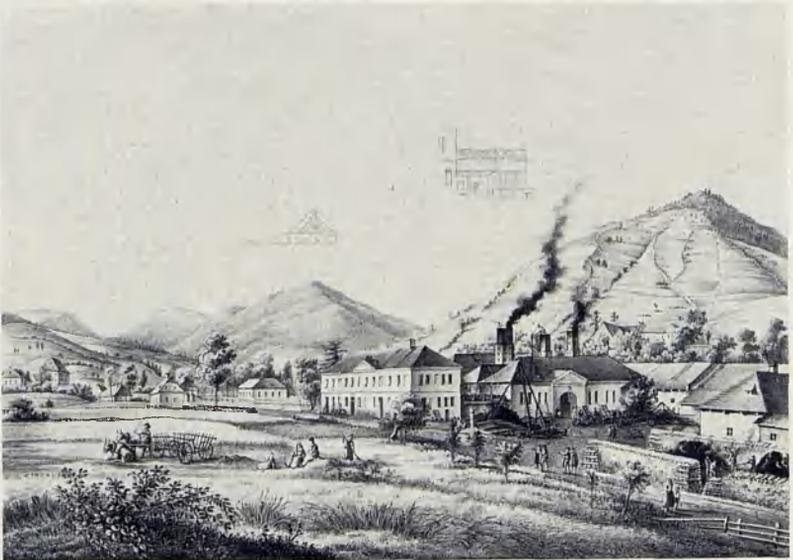


Abb. 5. Anton-Friedrichs-Neuhütte in Reitenhau im Teufelstal.



Abb. 6. Arsenik- und Kupferhütte im Kieferngrunde.

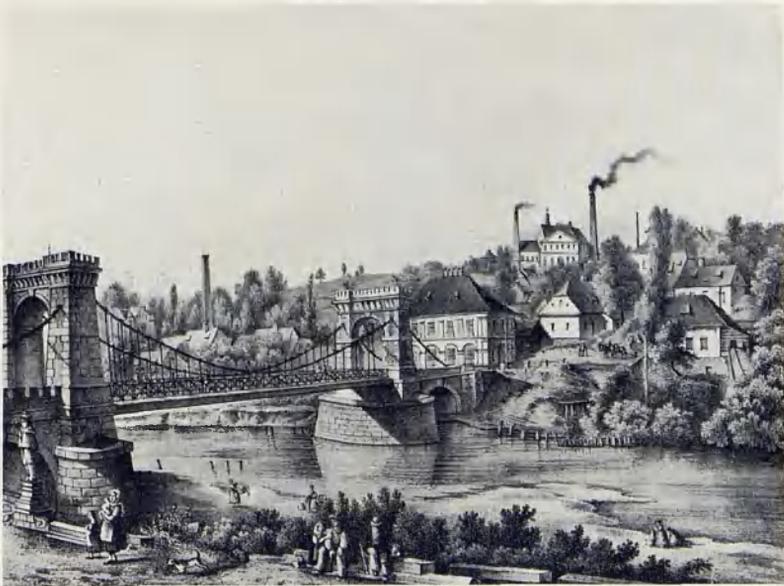


Abb. 7. Kettenbrücke bei Zaklowez in Mähren.



Abb. 8. Anselmschachtthaus bei Petzlowitz (Petershofen) im Sultschiner Ländchen.



Abb. 9. Ansicht von Píbram in Böhmen mit Kloster Heiligenberg.



Abb. 10. Birkenberg in Böhmen, im Hintergrunde Kloster Heiligenberg.



Abb. 11. Bau des Erzherzogin-Sophien-Teichdammes in Pilka bei Píbram (1853).

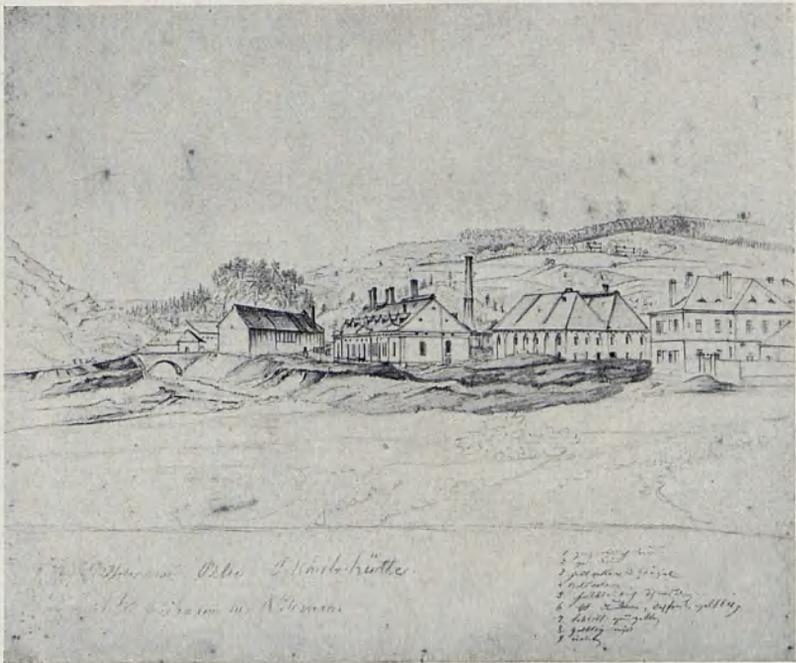


Abb. 12. Silber- und Eisenschmelzhütte in Příbram in Böhmen.



Abb. 13. Ansicht von der Liffahora mit Tatra und Matra im Hintergrunde.



(Schloß Johannesberg) Ansicht von Zauernig, 1841.

Abb. 14. Marktplatz in Zauernig mit Schloß Johannesberg (1841).



Abb. 15. Fischbach im Riesengebirge mit den Falkenbergen.



Abb. 16. Ansicht von Schmiedeberg.

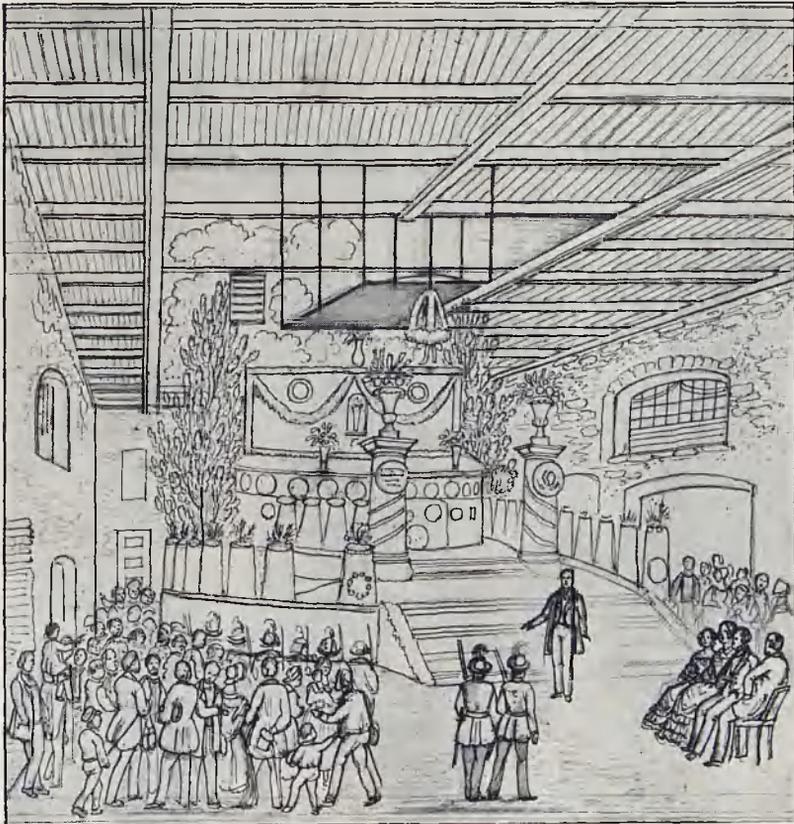


Abb. 17. Feier bei der Eröffnung der Josephinenhütte am 7. Juli 1842.

aber noch im Bau war. Die zweite Fassung muß, nach dem Stande der Bahnstrecke, bald nach 1847, vielleicht noch am Ende dieses Jahres, entstanden sein. Kein künstlerisch ist das Panorama äußerst reizvoll in der zarten Farbwirkung, die in keinem anderen graphischen Verfahren so wiederzugeben ist wie in der handcolorierten Lithographie, und in der fein ausgewogenen Harmonie der Landschaft mit den schimmernden Flußläufen im anmutigen Tal und den sanft geschwungenen Höhen der Besiden im Hintergrunde. Die große Liebe Knippels für die schlesischen Lande zeigt sich hier besonders deutlich. Eine heitere Staffage im Vordergrunde — wandernde Spaziergänger und eine malerische Kaffeegesellschaft im Freien — geben lebendig-bunte Akzente in das Grün der Wiesen und Büsche und in das Bild eine beschauliche Note, einen Hauch des ausgehenden Wiedermeier, wie Knippel es liebte.

Zwei besonders schöne Blätter sind den Herrschaftssitzen der beiden großen Auftraggeber Rothschild und Klein gewidmet, Schloß Schillerdorf zwischen uralten Bäumen seines großen Parkes hervorwachend, und Schloß Wiesenberg im Olmüzer Kreis, ein stattlicher, wahrscheinlich früherer Klosterbau, in ein liebliches Tal gebettet, mit Springbrunnen und Wasserfall in wohlgepflegtem Park, an den sich Holzplätze, Kohlenmeiler und eine mechanische Flachsgarnspinnerei aus dem Besitze der Baufirma anschließen.

Atmen diese Blätter trotz der Werkbauten alle etwas von dem Duft der Wälder und Wiesen, haben etwas vom Glanz abendlicher Sonne und sommerlichen Lichtes, so sind die reinen Industrieansichten genau wie in Oberschlesien voll strenger Sachlichkeit, einzig von der bis dahin noch kaum beachteten Schönheit gewaltiger Arbeitsplätze beherrscht. So erscheinen die großartigen Wittowitzer Industrieanlagen der Anselmhütte und der Rudolphshütte mit Blick auf das in der Nähe liegende Jälowep. Beide Ansichten sind in mehrfachen Fassungen in Lithographien wie in Handzeichnungen ausgeführt worden, als Tag- und Nachtstücke, von verschiedenen Blickpunkten auf Hüttenplatz, Zechenhaus und Hauptgebäude gesehen; in mächtigen Schwaden liegt fast drohend der Rauch über dem von Arbeit erfüllten Werk, rotes Feuer loht aus Essen und Feuerplätzen und gibt sein gigantisches Fanal zu dem ehernen Arbeitsgang. Auch hier zeigt sich wieder wie in Oberschlesien, wie sorgfältig Knippel alle technischen Anlagen und Arbeitsvorgänge studiert und voll sachkundlichem Verständnis erfaßt hat, so daß diese Blätter über den Kunstwert hinaus noch heute wichtige kulturgeschichtliche Dokumente für die Entwicklung der Industriebauten und der Bergbautechnik sind, ohne daß sie dabei je an künstlerischem Reiz Einbuße erleiden, trotz aller Sachlichkeit der Industrie oder vielleicht gerade, weil diese so unbeschönigt in ihrer ganzen Herbeheit und Strenge aus sich selbst heraus spricht.

Als weites, stilles Landschaftsbild voll zarter Lichtbehandlung ist dagegen das Kohlenrevier von Kladno, noch ohne die Bahnstrecke, aufgefaßt mit der Signatur: „Kladno Böhmen 1853 aufgenommen von Rieden und mir“, während das spätere große Tagstück der Zoeptau-Stepanauer Eisenwerke der Herrschaft Wiesenberg von etwa 1865 bereits etwas trocken und lehrbuchhaft wirkt. Anders das Nachtstück der gleichen Werke, das in ganz vorzüglicher Dualität die große Anlage mit dem Feuerschein ihrer Buddelöfen und Meiler in eine stille Mondnacht hüllt, deren

Frieden noch durch eine spät heimkehrende Herde in wirkungsvollen Gegensatz zu dem eifrigen Arbeitsgetriebe gestellt wird.

Eine der sehr seltenen Innenaufnahmen aus Knippels Industriean-sichten, die der Fürstlich A. Sichtensteinschen Eisenhütte Moosthal der ehemaligen Hüttenkolonie bei Nieder-Eisenberg im oberen Marchtal in Mähren, ist wohl zugleich einer der ersten Versuche, Innenräume von Industriewerken künstlerisch darzustellen, ein Thema, das erst mit Menzels gigantischem Eisenwalzwerk allgemeinen Eingang in die bildende Kunst fand. Nach einem sehr fein kolorierten, perspektivisch gut erfaßten Original von 1850 sind die farbigen und schwarz-weißen Lithographien dieses Abstriches und der Gießerei von Moosthal entstanden. Von besonders schöner Farbigeit und warmer Leuchtkraft des Lichtes ist die sehr gute Außenansicht der Hütte Moosthal und von fast noch romantischem Reiz die kleine Eisenzeughütte zu Winkelsdorf in der Herrschaft Wiesenberg. Ausgezeichnete sachliche Beobachtungsgabe verbindet sich hier mit feiner Einfühlung in die Poesie eines Landschaftszaubers, ebenso bei der idyllisch in ein Waldtal gebetteten Mechanischen Werkstatt Petersdorf bei Wiesenberg und bei dem Walzwerk der Anton-Friedrichs-Neuhütte in Reitenhau im Tesstal, einem der schönsten Täler des Altvater, unweit Petersdorf, die 1833 der Oberste Kanzler Anton Friedrich Graf Mittrowitz erworben hatte. Auch die malerisch im Riesengrunde vor Aupa gelegene Arsenit- und Kupferhütte hat Knippel als erster für die künstlerische Darstellung entdeckt. Sie hat später noch öfter als Motiv gelockt, so auch Knippels Nachfolger Wilhelm Müller in Schmiedeberg, ohne aber Knippels zarte, leichtflüssige und reizvolle Zeichnung zu erreichen.

Neben kleineren fein ausgeführten Schwarz-weiß-Lithographien der Kettenbrücke bei Jalkowez zwischen Mährisch- und Schlesiſch-Dſtrau und dem Anselmschachthaus bei Petrzkowiz (früher Petershofen) an der Landede im Hultschiner Ländchen stehen die großen, äußerst zartfarbigen und stimmungsvollen Ansichten der Silber- und Eisenschmelzhütte Příbram mit dem idyllischen Bergstädtchen Birkenberg. Vieltürmig grüßt von einer der Höhen darüber Kloster Heiligenberg durch hochstämmige Birken ins Land, in dessen Abendfrieden der heimkehrende Bergmann mit seiner Familie hügelan wandert. Dieſ. Blätter gehören zu den schönsten und künstlerisch besten des Malers, ebenso wie die leicht hingeworfene Zeichnung der Aussicht von der Lissahora, dem höchsten Beskidenberg, an der Drei-Länder-Grenze von Ungarn, Osterreichisch-Schl.ſien und Mähren mit den schroffen Zacken und Spitzen der Tatra und Matra im Hintergrunde. „Nach der Natur aufgenommen von E. W. Knippel, meine liebste Erinnerung an Witkowiz“, so zeichnet er selbst diesen Ausblick in sein liebes schlesiſches Böhmerland, dessen Landschaft und Industrie ihm gleichermaßen unerſchöpflich Stoff zu künstlerischer Gestaltung boten.

Einnialig im Thema ist dagegen ein interessantes Blatt vom Bau des Erzherzogin-Sophien-Teichdammes in Bilka bei Příbram, ein Werk des Bauherren Klein. In dem Schreiben des Bauinspektors W. A. Dreßler aus Příbram vom 25. Juni 1853 erhält Knippel die Auf-forderung, den 1½ Meilen von Příbram gelegenen Staudamm, welcher im Spätherbst des Jahres 1853 oder im künftigen Frühjahr vollendet würde, aufzunehmen. K. K. Gubernialrat und Direktor des K. K. Příbramer Bergamtes Gill von Lilienbach garantiert Knippel, 50 Aufnahmen

abzunehmen. Dieser nahm daraufhin bereits im Sommer 1853 die Arbeit in Angriff, noch vor Fertigstellung des Dammes, dessen breite Oberflächebahn auf Knippels Ansicht die böhmischen Mädchen, in Karees aufgestellt, im gleichen Takt zu den Klängen eines Feiermannes feststampfen, ein Brauch, der seltsam an ähnliche rhythmisch skandierete Massenarbeit bei Riesenbauten des Altertums gemahnt.

Eine der schönsten unveröffentlichten Zeichnungen ist ein frühes 1841 datiertes Bildchen vom Marktplatz in Fauernig mit Schloß Johannesberg, das alte Georgeneck, das einst der feinsinnige, kluge Bischof Johann Turzo von Breslau zu einem herrlichen Sommeritz umwandeln ließ. Seit langer Zeit waren ja die Breslauer Bischöfe mächtige Fürsten im österreichischen Schlesien und sind noch immer die größten Grundbesitzer im Freiwaldauischen, wenn auch heute unter tschechischer Verwaltung. Das alte schöne Schloß in Sonnenlicht und Mondenschein, mit seinem weiten, weiten Blick ins Preußenland, ist erfüllt von Erinnerungen an viele große Deutsche; deutschen Dichtern wie Eichendorff und Zedlitz, dem Schöpfer der deutschen Oper Dittler von Dittersdorf und manchem geistlichen und weltlichen Sänger, Dichter und Denker bot es gar oft ein liebliches Refugium.

Wie Schloß Johannesberg mit seiner Geschichte bis in die deutsche Romantik hineinführt, so tun es auch einige der reizvollen Holzzeichnungen Knippels, allerdings von der schlesischen Seite der Sudeten von Fischbach mit den Falkenbergen, die ihn auf Wanderpfaden des Romantikers Caspar David Friedrich führen und ihn wohl unbewußt das gleiche Motiv — das Kreuz auf dem Bergfelsen — wiederholt festhalten lassen, wie es Friedrich in Erinnerung an das Riesengebirge als Landschaftsthema und Symbol brachte.

Zwei sehr schöne, poetisch aufgefaßte Blätter, zart und leicht im Strich und harmonisch im Aufbau wie die oben angeführten, zeigen Knippels eigene Heimat Schmiedeberg, der er jahrzehntelang seine Arbeit und seine Kunst schenkte, während eine kleine Luchzeichnung ein interessantes Gegenstück zu den großen Industriebauten Böhmens darstellt, die Eröffnung der Josephinenhütte, der bedeutenden, oft gar überlegenen Konkurrentin für böhmisches Glas, am 7. Juli 1842 in Anwesenheit der Gräflin Schaffgotsch'schen Familie, der Hüttenarbeiter, der Honoratioren und Gäste und eines Festredners, wahrscheinlich des neuen Direktors Pohl, des besten, den die Hütte je gehabt hat. Ein Stückchen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Schlesiens hängt an dem bescheidenen kleinen Blatt.

Und nun am Ende der Künstler selbst mit seiner jungen Frau Auguste von Tschirnhaus, mit Freund Nieden und dessen Frau im Kreise gemeinsamer fröhlicher Wandergefährten auf der Wiesenbaude. „Das soll ich sein“, steht neben seinem Bildnis in lebenswürdiger leiser Selbstverspottung, die den herzenseiteren, fein empfindenden und stillen Künstler wohl manchesmal zu bescheiden von sich denken ließ.

Sein Verdienst aber bleibt ihm unbenommen, der erste gewesen zu sein, der mit gutem fachlichem Verständnis und Wissen, in sorgfältiger Genauigkeit, mit warmer Liebe und stets sicherem künstlerischen Feingefühl die bedeutenden, von Deutschen erschlossenen Industriefstätten unserer schlesischen Grenzländer — heute vom Mutterlande getrennt — in Polnisch-Oberschlesien, in Böhmen, Mähren und Sudetenland vollzählig in seiner Kunst in würdiger Form und reizvoller Fassung festgehalten hat.

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

Jahrgang 1—3 herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen, ab Jahrgang 4 vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur, i. V. Prof. Dr. Schneck, Breslau 16

1. Jahrgang 1928:

160 Seiten, 10 Bilder, 1 Karte

2. Jahrgang 1929/30:

126 Seiten, 14 Bildtafeln, 1 Karte

3. Jahrgang 1930/31:

156 Seiten, 35 Bilder, 15 Karten

4. Jahrgang 1931/32:

96 Seiten, 7 Bildtafeln, 1 Karte

5. Jahrgang 1932/33: Der Eckpfeiler Schlesiens,
92 Seiten, 3 Karten

6. Jahrgang 1933/34:

96 Seiten, 10 Karten, 18 Abbildungen

7. Jahrgang 1934/35:

160 Seiten, 9 Karten, 3 Abbildungen

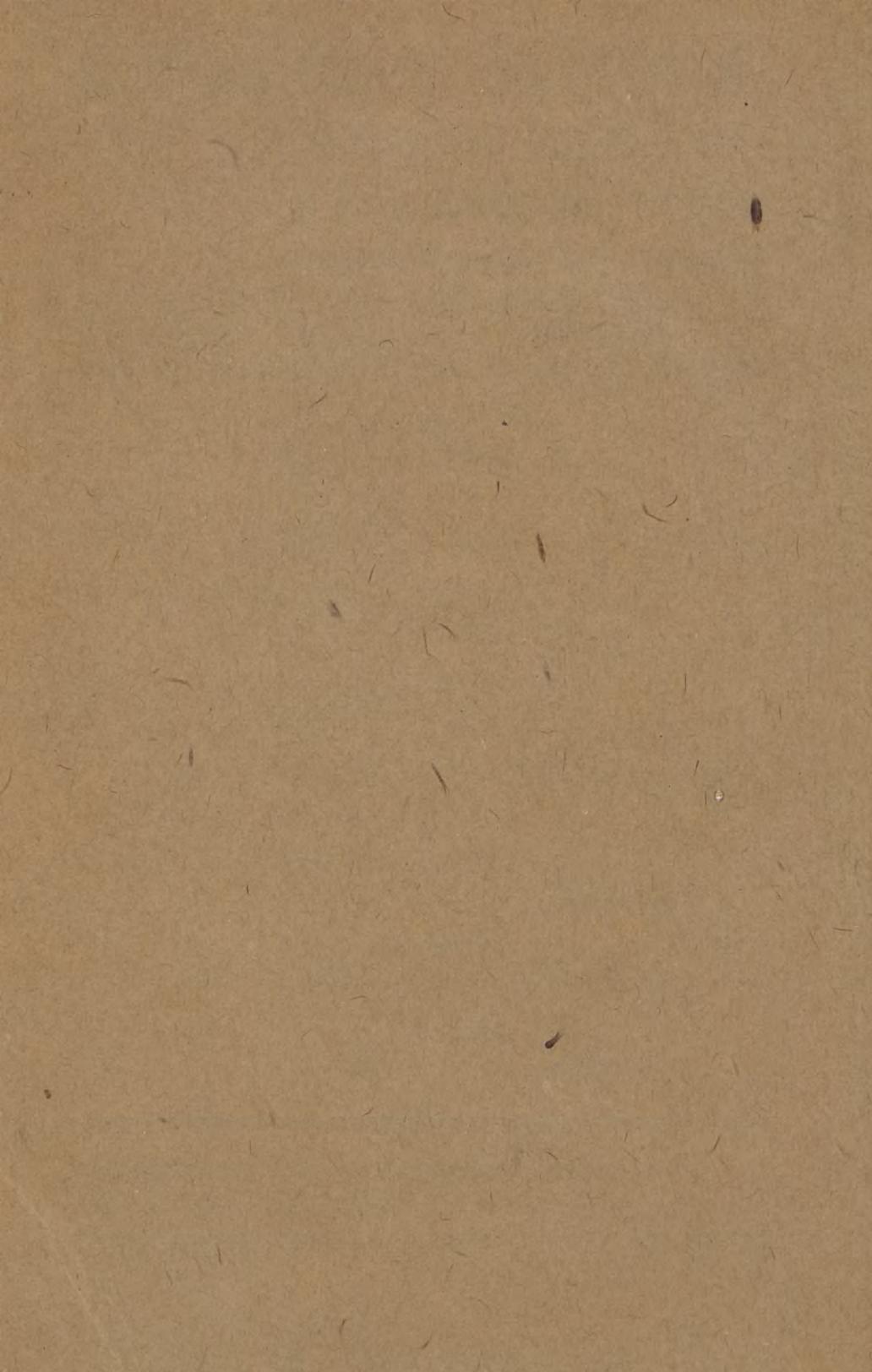
8. Jahrgang 1935/36:

168 Seiten, 14 Karten, 43 Abbildungen

Alle Bände sind noch zum ermäßigten Preise von RM. 1.—,
Bd. 8 RM. 1.50, durch jede Buchhandlung und den
Verlag Wihl. Gottl. Korn, Breslau 1, zu beziehen







2

Ludy

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001190756



II 29894/9/1937

3L